3 1761 07493205 4

Der krasse Fuchs

Roman von

Walter Bloem

Der krasse Fuchs

Roman

von

Walter Bloem

47.—49. Tausend

Grethlein & Co. G. m. b. H. Leipzig

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung,
von der Verlagsbuchhandlung vorbehalten.
Copyright 1910 by Grethlein & Co. G. m. b. H.
Leipzig

PT
2603
L6K7
1910

LIBRARY
FEB -5 1962
UNIVERSITY OF TORONTO

782825

Erstes Buch

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/derkrassefuchsr00bloe

I.

Aus hundert blühenden Apfelbäumen ſtrich eine laue Welle Frühlingsduft über die morgenflimmernde Chauſſee, und aus den Büſchen zu beiden Seiten ſchmetterte Nachtigallenjauchzen. Feine Glockentöne waren in der Luft.

„Ein Tag, von Gott, dem hohen Herrn der Welt,
Gemacht zu ſüßerm Ding, als ſich zu ſchlagen!“

zitierte Werner Achenbach und ſchob ſeinen Arm in den des neben ihm marſchierenden Korpsbruders.

„Du haſt gut reden,“ ſagte der. „Bis du mal ſelbſt vors lange Meſſer kommſt! Aber ich, ſiehſte! Wer weeß, ob 'ch mei ſcheenes grades Neeschen wieder wer' mit zuricke bring'n!“

„Wie iſt dir denn eigentlich zumute, Dammer?“

„Nu, äbens doch e bißchen benaut,“ ſagte der ſtämmige kleine Dresdener ehrlich. „Wenn's bloß wegen der Senge wäre, nu, das tät'n mir ſchon machen, denk 'ch — aber daß m'r ooch den Anſprichen eines wohlleeblichen C. C. geniegt —“

„Wieſo?“

„Nu, bei der ganzen korpsſtudent'ſchen Fechterei kommt's doch eenzig und alleene aufs gute Stehen

an!" erklärte Dammer, und was sein Leibbursch und sein Fuchsmajor ihm im vorigen Semester eingeprägt und eingeprügelt durch die Filzmaske hindurch, das setzte er dem „Krassen" in längerer Rede auseinander: daß der Hauptzweck der Mensur Erziehung zur Standhaftigkeit und Charakterstärke sei.

Werner hörte kaum mehr zu. Er sah den Frühling ringsum, er fühlte die Jugend und Freiheit durch alle Glieder rieseln. Schwüler schon flimmerte die Maisonne. Blendend flammte die Chaussee; aber das strahlende Grün der Laubmassen in den Gärten, sachtes Grüßen der schwellenden Waldberge labten das ermüdete Auge. Und aus den lichten Büschen hoben sich viele schmucke Landhäuser, streckte sich droben das graue Gemäuer des Marburger Schlosses in den sanften Morgenhimmel, und zur Linken, wenn einmal die Gärten den Durchlug gestatteten, überflog der Blick das breite, gesegnete Tal, durch dessen mattschimmernde Fläche die Lahn ein flirrendes Band hindurchwob... so schön war der Frühling noch nie gewesen, selbst damals nicht, als Werner, das rote Sekundanerkäppchen auf dem Kopfe, zum ersten Male zwei blonden Zöpfen nachgestiegen war . . .

Student — Korpsstudent . . . Himmel, das war ja wie ein Traum. Und plötzlich riß Werner mit der freien Linken die hellblaue Cimbernmütze vom Kopfe, stieß einen wilden, formlosen Jubelschrei aus . . .

Nervös zuckte Dammer zusammen. „Nanu?

biſte verrickt geworden?“ Seine blaſſen Naſenflügel zitterten.

„Ach ſo!“ Werner fand es komiſch, daß der andere, der Brandfuchs, Dampf hatte vor ſeiner erſten Menſur. Und das war erſichtlich der Fall. Er, Werner Achenbach, hätte am liebſten gleich einen Schläger in die Hand genommen . . .

„Na warte nur, mei Jungchen, wenn du mal erſcht den Rummel da draußen wirſcht kennen!“ meinte der Ältere. „Nämlich ſehre gemietlich is das gerade nich, das kann 'ch dir ſagen! Aber nu ſei ſtille, jetzt kommt mei Orakel!“

„Dein Orakel?“

„Nu äben! nämlich, hier zur Linken das große weiße Haus, das iſt das Penſionat Vogt, mußte wiſſen, un da nämlich, da is meine Sonne dadrinne!“

„Deine Sonne?!“

„Nu ja, mei Mädchen nämlich, weeßte, mei ſießes Mädchen! Kätchen heeßt ſe, Kätchen Fröhlich . . . un wenn ich die jetzt zu ſehen krieg, weeßte, dann is das e gutes Omen für mei erſchte Menſur, verſtehſte?“

Werner verſtand und drückte ein wenig den Arm des neuen Freundes. Beide forſchten im Schreiten geſpannt an der langen Fenſterfront des Penſionats, ob irgendwo ein Mädchenkopf ſich blicken ließe.

Umsonst... in der frühen Morgenstunde waren alle die Fensterchen mit weißen Vorhängen dicht verhüllt.

„Du, was meenste, wenn m'r da mal kennt e bißchen hinterkucken?" meinte der Sachse.

Werner erschrak und wurde rot. Er hatte den gleichen Gedanken gehabt, aber wie man den Mut und die Schamlosigkeit haben konnte, solch einem tempelschänderischen Wunsch Worte zu leihen — —

Sieh da: an einem der letzten Fenster öffnete sich inmitten der weißen Gardinen ein Spalt: ein lieblich verschlafenes Köpfchen lugte einen Augenblick hervor — unter dem Kinn bauschte und knitterte der Vorhang, als zögen da zwei Fäustchen das Leinen fest zusammen — muntere Augen spähten einen Moment zum Schloß empor, flogen dann zur Chaussee hinunter — und hui, war alles verschwunden wie weggeweht.

Dammer war zusammengezuckt, hatte ohne Bedenken seine blaue Mütze heruntergerissen. Nun preßte er den Arm des Korpsbruders: „Du, Achenbach... hast se gesehen? Das war se! Ach, Kätchen, Kätchen, süßestes Mädichen!"

Und dann richtete er sich stramm auf und schlug mit dem silberbeschlagenen spanischen Rohr in seiner Rechten einen mächtigen Lufthieb. „So, mei gutester Herr Pasche Gueistphaliae, nu kenn' Se sich meinetwegens in acht nähm'!" und dann schmetterte er los:

„Auch von Lieb umgä'm
Iſt 's Studentenlä'm,
Uns beſchützet Fenus Cipriah,
Mäddchen, die da lie'm
Und das Kiſſen ie'm,
Waren ſtets in ſchwerer Menge da,
Aber die da ſchmacht'n
Und bladoniſch tracht'n,
Ach, die liebe Unſchuld tut nur ſo . . .
Denn ſo recht inwend'g
Brennts doch ganz unbänd'g
Fier den kreizfidelen Studio!"

Werner war ganz ſtill geworden. Dieſes plötzlich auftauchende blühende Jugendgeſicht hatte jählings in ihm aufgewirbelt, was ſeit ſeiner Ankunft in Marburg, unterm erſten Anſturm der tauſend neuen Eindrücke des Studentenlebens geſchlummert hatte: ein dumpfes, ſehnſüchtig-ſüßes Weh... Und den Anblick des ruheſatten Geſichtchens ergänzte ſeine beuteluſtige Phantaſie durch ein Traumbild der ganzen Erſcheinung, die der neidiſche Vorhang verhüllt hatte: da mußte ja ein ganzer, lebender, duftender Leib dazugehören, kaum verhüllt vom Nachtgewande — ein Mädchen... ein junges, junges Weib...

Da war ſie wieder, die tolle Sehnſucht, die ihn ſo oft gequält in ſeinen drei letzten Schuljahren, auf harten Bänken, im öden Wechſel von Mathematik und zerfetzten, mißhandelten und doch unverwüſtlichen und heimlich aufwühlenden Dichterworten . . .

Und im munteren Schreiten ſummte da die Melodie des alten Burſchenliedes und die ſeltſamen Worte in ihm nach:

„Auch von Lieb umgeben
Iſt Studentenleben,
Uns beſchützet Venus Cypria:
Mädchen, die da lieben
Und das Küſſen üben,
Waren ſtets in ſchwerer Menge da . . .
Aber die da ſchmachten
Und platoniſch trachten . . .“

alſo nicht alle trachteten platoniſch?! „die da lieben und das Küſſen üben“?! Himmel —!

Und ſeine Seele ſprang aufgeſcheucht und ruhelos in ihm hin und her, wie ein Raubtier im Käfig, wenn die Stunde der Fütterung naht.

Indeſſen hatten die beiden Wanderer die letzten Häuſer von Marburg hinter ſich gelaſſen und ſchritten nun munter aus, dem nahen Dörfchen Ockershauſen zu, wo die Marburger Korps allſamstäglich ihre Menſuren ſchlugen. Noch war vom Ziele nichts zu ſehen als der Morgenrauch, der in blauen Säulchen über einem Schwall blühender Apfelbäume kräuſelte. Aber da nun die Chauſſee ſchnurgerade vor ihnen lag, konnten ſie ſehen, daß ſie nicht die erſten waren. Vor ihnen marſchierten ſchon, zu zweien und dreien, in ganzen kleinen Trupps die Angehörigen der drei Marburger Korps: die blaumützigen Cimbern, die hellgrünen Heſſen-Naſſauer und die Weſtfalen in

ihren weißen Sommerstürmern. Und auch von hinten klang Geplauder und Lachen. Die ganze Landstraße war betupft von bunten Farbflecken: den hellen, schmucken Anzügen, den gleißenden Mützen und Bändern der Korpsstudenten, die in den Frühlingsmorgen hineinmarschierten, nicht zu fröhlicher Lenzfahrt, sondern zu blutigem Turnier.

Dieser Anblick brachte Werner zur Gegenwart zurück und zu dem herannahenden Erlebnis dieses Tages. Zum ersten Male sollte sein junges Leben Waffen und Blut schauen. Und da befiel ihn denn doch eine sachte wachsende Beklemmung. So friedvoll war seine Jugend verlaufen, so sturmbehütet im sichern Elternhause, inmitten gleichstrebender Freunde, nur den Studien, harmlosen Vergnügungen, vor allem den Dichtern gewidmet... erst die letzten drei Jahre hatten heimliche, verschwiegene Ängste und Kämpfe gebracht... Draußen war immer Friede gewesen... nun war's auf einmal anders geworden — das Leben kam. Er fühlte, wie ihm ganz langsam etwas die Kehle verengerte. Immer mehr, ganz leise, aber stetig. Er mußte sprechen, um das Gefühl zu bekämpfen.

„Kommst du zu allererst dran?" sagte er zu Dammer, der auch ganz still und etwas fahl geworden war.

„Nunee," sagte Dammer, „das wär nu doch gerade keene wirdije Eröffnung nich fiers Fechtsemester.

Zuerſt kommt unſer Scholz kontra Seydelmann, den Erſten von den Naſſauern."

Scholz! bei dieſem Namen hatte Werner Achenbach ein unbehagliches Gefühl. Ein Gefühl — ähnlich dem, das er, der zarte, geiſtige Knabe, in der Schule ſtets den ſtämmigen Schulkameraden gegenüber gehabt, die er in allen Unterrichtsgegenſtänden leicht und verächtlich hinter ſich gelaſſen, während ſie ihm beim Turnen und Spielen mit Hohngelächter über ſeine unbeholfenen und ſchwächlichen Verſuche vergolten hatten. Scholz! Eine hagere, rieſige Geſtalt, ein ſchmales, herriſches Geſicht mit ſcharfen, gebietenden Augen, mit einem Munde, der meiſt zuſammengekniffen war, aber auch plötzlich lächeln konnte, flüchtig, überlegen, halb mitleidig, halb ſpöttiſch; einem Munde, deſſen Lächeln etwas Geheimnisvolles hatte ... etwas, das den Knaben Werner abſtieß und lockte. Scholz! den gefürchteten und für die Füchſe unnahbaren Senior des Korps — den ſollte er heute fechten ſehen... das konnte ein Schauſpiel werden. Und bei dieſem Gedanken empfand Werner ein ſeltſames Doppelſpiel der Empfindungen: jenes phyſiſche Mißbehagen in der Kehle und zugleich im Herzen ein neugieriges, ſchauensfrohes Jauchzen.

„Gib mal Achtung," ſagte Dammer, „das wird e wieſtes Geflitze wer'n, das Menſierchen. Der Scholz und der Seydelmann, die haben im vorichten Winter ſchon eemal zuſammen gefochten, das war e beeſes

Gemärsche, das kann 'ch dir nur sagen. Damals haben sie ausgepaukt."

„Ausgepaukt? Was heißt das?"

Dammer erklärte dem Novizen, es gäbe zweierlei Arten von Mensuren: Bestimmungsmensuren und Kontrahagen. Bei letzteren sei ein unangenehmes Zusammentreffen und demnach eine Forderung vorausgegangen: das sei aber unter Korpsstudenten Ausnahme: meist fechte man nur auf Bestimmung, das heißt, die zweiten Chargierten der drei Korps kämen zusammen und machten untereinander aus, welche ihrer Korpsbrüder gegeneinander auf Mensur treten sollten: das seien also lediglich Turniere ohne alle persönliche Feindschaft.

Und derjenige Fechter, der allen andern im Seniorenkonvent, also unter allen aktiven Korpsstudenten der Hochschule, überlegen sei, den nenne man den S.-C.-Fechter. Zwischen Scholz und Seydelmann sei das noch unentschieden, und obwohl die Mensur des letzten Winters beide Fechter viel Blut gekostet, sei sie doch ohne Entscheidung zu Ende gegangen, keinem der Rivalen sei es gelungen, innerhalb der vorgeschriebenen Zeit den andern kampfunfähig zu machen. Nun solle der heutige Morgen gleich zu Anfang des Semesters die Entscheidung bringen.

„Ich für mein Teil, weeßte, ich möcht ja schon am liebsten, daß wir Cimbern täten den S.-C.-Fechter

haben, aber was der Scholz is, das hochmietige Luder, weeßte, dem tät 'ch schon genn', daß er mal e paar tücht'ge über die Schnauze tät kriegen. Freilich, seine Mädchens, die täten scheene traurig sein."

„Seine Mädchen? Hat er denn mehrere?"

„Nu, der? Hinter ihm sein se doch alle her, wer weeß wie sehr! Von dem laufen in Marburg wenigstens drei Bälger herum."

Werner fühlte etwas wie einen Stoß, der von unten, vom Magen her, gegen das Herz geführt worden wäre. Was —?! so etwas... so etwas Fürchterliches... das gab's?!

Da lief ein junger Mann von — na vielleicht von zwei-, dreiundzwanzig Jahren in Marburg umher, trug die Mütze eines Korps, war sein gefürchteter und gefeierter Senior, und hatte...?

„Unehelich: pelice ortus, spurius, incerto oder nullo patre natus" rezitierte etwas in seinem Innern ganz mechanisch.

Ja, was war denn das für eine Welt, in der... war denn so etwas keine Schande?! Machte denn so etwas nicht verächtlich, unwürdig, unehrlich?!

Werner schauderte. Ein Gefühl von Einsamkeit, Verlassenheit, Heimweh überkam ihn. Und dann dachte er wieder an Scholz, an sein ehernes Gesicht, sein spöttisch-mitleidiges Lächeln, seinen Herrscherblick. „Hinter dem sein se doch alle her —?" Und... so?

der kannte das alles, was in Werners Seele seit ein paar Jahren als brennendes, verzehrendes Rätsel gärte und wühlte, was in schlaflosen, schwülen Nächten seine jungen Glieder umherwarf... der hatte Mädchen umfangen, dem hatte die Schönheit des Weibes sich hingegeben... und von all diesen Erfüllungen gab's Zeugen in Marburg ... kleine Menschen, lebende, zappelnde ...?

Ganz verworren marschierte Werner dahin. Beide schwiegen; Erich Dammer dachte an seine nahe Mensur und ahnte nicht, was für Stürme in der Seele des Jünglings tobten, dessen Arm in dem seinen hing. Er, der Großstädter, war früh witzig geworden... Nur den einen Wunsch hatte er an die Zukunft in diesem Augenblick: daß er schon sechs Stunden älter sein möchte und alles vorüber ... Er mußte noch einmal anfangen zu sprechen und fragte:

„Hast du dir ooch schon e Leibburschen ausgesucht?"

„Nein," sagte Werner auffahrend. „Ich... es ist ja wohl noch Zeit ... ich bin doch erst zehn Tage in Marburg."

„Ja, nimm dir nur e bißchen Zeit," sagte Dammer, „sieh dir se nur e bißchen gründlich an, die Herren C. V. C. V. Und vor allem: daß du nu nich am Ende gar den Scholz nimmst. Erschtens: er geht balde weg, und dann: schlecht tut er sie behandeln, seine Leibfichse, nu ja, die ha'm nischt zu lachen."

Inzwiſchen waren die Wanderer in das Dörfchen Ockershauſen eingerückt. Hier umſäumten verſchnittene Weißbuchenhecken den Pfad, braune Dächer lugten aus dem Grün, manche Häuſer ſtanden, aus gelbem Lehmfachwerk mit ſchwärzlichen Balken erbaut, dicht an der Straße, und durch ihre breiten Tore und Einfahrten fiel der Blick in die Höfe voll Ackergerät, Stallungen und Miſt. Dorfkinder lärmten an der Straße, die Jungens auch in der Sonnenglut in verſchliſſenen Pelzmützen, die Mädchen in jener ſchmucken Heſſentracht, die Haare nach dem Scheitel zu geſtrichen, das magere Krönchen von dem bebänderten Rotkäppchen bedeckt. Sie begrüßten die lang vermißten Studenten mit einem Freudengeheul und begleiteten ſie, die Kleinſten, Stolpernden, an der Hand faſſend: „Hurra! die Cimbern ſein widder da! Hurra, die Naſſove! Hurra, die ſchwazze Weſchtfale!“

Und nun war man am Ziel: dem Wirtshauſe von Ruppersberg. Ein bäuerliches Anweſen, von den andern nur unterſchieden durch einen Fachwerkbau von zwei Stockwerken, der unten Ställe, oben aber einen geräumigen Saal enthielt. Man ſtolperte eine ſteile Treppe empor, nun ſah man links in den Saal hinein, in dem ſchon Gruppen von Korpsſtudenten ſich anſammelten; rechts zog ſich ein Flur, auf den niedrige Türen ſtießen . . .

„Willſt mal die Flickſtub' ſehen?“ ſagte Dammer zu dem Neuling und ſtieß eine der Türen auf. Ein

betäubender Dunst von Karbol und Jodoform schlug Werner entgegen: er erkannte rechts am Fenster, an einem kleinen Tische, eine Gestalt in Hemdsärmeln und schwarzer Lederschürze: es war der Paukarzt, ein Mediziner kurz vor dem Staatsexamen und inaktiver Korpsbursch der Cimbria, Wichart mit Namen, ein gemütlicher, heiterer Marburger. Der stand gebückt und hantierte mit einem blinkenden Schwall von merkwürdigen und unheimlichen Instrumenten, flachen Schalen, Waschbecken, Flaschen... nun hob er etwas gegen's Licht: es war eine krumme, starke Nadel, wie ein kleiner Finger lang, in die fädelte er einen langen Seidenfaden hinein.

Und an der andern Seite stand Scholz, bis an die Hüfte nackt, vor ihm Peter, der Korpsdiener der Cimbern, ein gutmütiges Doggengesicht; er hatte ein blendend weißes Paukhemd über die Arme gestreift und raffte es in Falten, um es dem gestrengen Senior überzustreifen. Werner starrte den sonnübergleißten Jüngling an — der Apoll von Belvedere stand vor ihm, oder der Apoxyomenos, und in der Ferne dämmerte die Gestalt des leuchtenden Achilleus . . . vollkommen schön war dieser stählerne Leib gebildet, und darüber das kühne Gesicht, dessen linke Seite durch zahlreiche Hiebnarben einen mittelalterlich wilden Ausdruck erhalten hatte, während die gänzlich unberührte rechte Seite die Idealität eines antiken Kopfes zeigte... Und da mußte Werner denken, wie Dammer

gesagt hatte: von dem laufen in Marburg wenigstens drei Bälger herum... und ihm war's, als säh' er an diese Brust, an diese Schultern geschmiegt einen Mädchenkopf, einen blonden... und nun war's auf einmal ein schwarzer... und nun ein rötlich-blonder... und aus den Umarmungen der Schönheit und der Stärke jedesmal entsproß ein junges Leben... doch pelice natus, spurius, sine patre oder incerto patre natus . . .

Aber nun hatte Scholz die Angekommenen bemerkt. „Was habt ihr da zu gaffen, Füchse? Schert euch in den Saal!" Beschämt schlichen die beiden Jüngeren hinaus, und Werner folgte Dammer in den Fechtsaal.

Da gab's viel zu sehen und zu staunen. Im bäuerlich getünchten, von rechts und links durch je vier Fenster erhellten Saal standen Reihen Tische an den Fensterwänden entlang; hinten war das Gemach durch eine Schmalwand abgeschlossen; darin war eine Orchesternische eingelassen, von deren Fußgestell herab Sonntags die Tanzweisen dörflicher Fiedler ertönen mochten. Aber wo sonst die Paare im Reigen sich drehten, da wurde nun alles für ein ernsteres Schauspiel bereitet: inmitten von buntbemützten Gruppen plaudernder Jünglinge standen zwei in Hemdsärmeln, mit einem ungefügen Schurz um die Lenden, der beim einen die Farben grün-weiß-blau, beim andern blau-rot-weiß trug — im letzteren erkannte Werner den

vorläufigen zweiten Chargierten seines Korps, den schönen, stämmigen, wangenroten und augenleuchtenden Mediziner Willy Klauser. Beide Herren trugen ferner eine hohe, steife Halsschutzbinde, gelbe Armstulpen und wüste Mützen mit weit vorspringenden Lederschirmen. Es waren die Sekundanten, die eben in Gegenwart des Unparteiischen, eines lockigen Westfalen, mit steifem Zeremoniell gravitätisch die Mensur abmaßen und durch zwei rücklings gegenübergestellte Stühle bezeichneten. Und um sie her stand man in Gruppen zusammen, begrüßte sich, umdrängte den bierschleppenden bäuerlichen Kellner und entriß ihm die Gläser, um den Nachdurst der Spielkneipe und die Hitze des Morgenmarsches zu kühlen. Aber die Gruppen der blauen, grünen und schwarzen Mützen hielten sich gesondert, und nur ein gelegentliches „Herr Soundso, darf ich mir gestatten?“ schwirrte über die Klüfte hinüber, so die rivalisierenden Völkerschaften der Cimbern, Westfalen und Nassauer trennten. Nun schmetterte plötzlich Gelächter: in der Tür erschien ein schmächtiger Westfalenfuchs und trug sorgsam unterm Arm einen korbartigen Käfig aus Weidenruten, in dem ängstlich ein weißes Huhn gackerte. Das überreichte er mit höflich abgezogener Mütze dem Paukarzt der Westfalen mit den Worten: das sei das Mensurhuhn. Neues schallendes Gelächter der ganzen Versammlung: Werner ließ sich von Dammer erklären, das sei ein Fuchsleim, ein uralt-

überlieferter Scherz: man habe dem guten Jungen eingeredet, er müsse ein Huhn besorgen, aus dessen Fleisch etwaige abgeschlagene Nasen sofort ersetzt werden könnten.

Indessen entstand eine Bewegung an der Saaltür: in vollem Mensurwichs, durch die breite schwarze Paukbrille häßlich entstellt, betrat den Saal der Senior der Hasso-Nassovia, ein vierkantiger, stierschultriger Gesell, den mit seidenen Binden dick umwickelten rechten Arm auf die erhobenen Hände eines Fuchses gestützt, schritt auf einen der die Mensur bezeichnenden Stühle zu, lehnte sich mit dem Gesäß an dessen Lehne und ließ mit gemachter Ruhe und Gleichgültigkeit seine aus der Paukbrille hervorfunkelnden Augen durch den Saal gleiten. Noch summte das Gespräch, etwas leiser, weiter, nur die Zigarren ließen bläuliche Kringel über die Versammlung emporsteigen. Aber sachte begann man sich doch im Kreise um den Kampfplatz zu scharen, und eine Erregung begann und schwoll an, als nun auch die Tür zum Bandagierzimmer der Cimbria von innen aufgestoßen wurde und Scholz erschien.

Werner fühlte, wie ein Fröfteln ihm durch alle Glieder lief. Vergebens suchte er sich an seinen Primanererinnerungen aufzurichten, Bilder homerischer Heldenkämpfe in sich heraufzubeschwören: ihm schauderte das ungestählte, friedgewohnte junge Herz. Und er vermochte den Blick nicht vom Gesichte des Korps-

bruders zu wenden: auf der schmalen Wange zwischen Paukbrille und Halsbinde flammten jetzt die alten Narben, in gebändigter Kampflust flackerten die grauen Augen aus den kurzen Röhren der Brille hervor, unter dem weißen Bausch des Paukhemdes meinte man alle Nerven sich straffen, alle Muskeln sich anspannen zu sehen.

Nun klangen aus dem Munde der beiden Sekundanten, des Unparteiischen ein paar rasche formelhafte Wechselworte, die Werner in seiner Erregung nicht verstand; dann vernahm er das Kommando: „Fertig!", und beide Fechter taten, aufgerichtet, den rechten Arm mit der Waffe hoch aufgereckt, ein paar feste, schnelle Schritte nach vorn, so daß sie auf anderthalb Armlängen einander gegenüberstanden. Die Sekundanten setzten rasch von hinten den Fechtern ihre großen Sekundiermützen auf, und Klauser kommandierte gelassen: „Los! Halt!" Das war der „Scheingang"; die Sekundanten setzten ruhig ihre Mützen wieder auf, kauerten nun wie sprungbereite Katzen zur Linken ihrer Paukanten nieder, und abermals klang's, aber jetzt heiser und erregt, in die Totenstille hinein:

„Fertig!" — „Los!"

Und krach, krach, dröhnten drei-, viermal die blechgeschützten Körbe der Schläger aneinander, dann klirrte ein doppeltes „Halt!!" und von beiden Seiten warfen die Sekundanten die stumpfen Klingen ihrer

Schläger, ihre stulpgeschützten Arme zwischen die Fechter und trennten sie.

„Herr Unparteiischer, bitte drüben nachzusehen und einen Blutigen zu konstatieren!“ rief, Triumph in der Stimme, der Nassauersekundant.

Werner war's blau und schwarz vor den Augen geworden: mit Mühe zwang er eine Bewegung seiner Eingeweide nieder, die seinen Mageninhalt ausstülpen zu wollen schienen, und sah unverwandt Scholzens Gesicht an. Nun fuhr aus dem wirren, dunkelblonden Haar des Seniors ein roter, senkrechter Strich über Stirn und Wange, und dann schossen auch gleich ganze Bäche Bluts über das Gesicht, röteten das Weiß des Paukhemdes und rannen auf den Boden.

„Silentium! Ein Blutiger auf seiten von Cimbria!“ sagte der Unparteiische ruhig, ohne sich vom Platze zu bewegen, und machte eine Notiz. Nun kam der Paukarzt Wichart, die Hemdärmel wie ein Schlächtergeselle aufgekrempelt, bedächtig heran, einen nassen, karbolduftenden Wattebausch in der Hand, untersuchte die Wunde, die nun auf der linken Kopfseite als langer, klaffender Spalt durch die ganze Kopfhaut sichtbar wurde, fühlte mit dem Zeigefinger hinein und machte plötzlich ein bedenkliches Gesicht. Er sah Klauser an, Klauser schüttelte heftig mit dem Kopfe; da zog Wichart die völlig blutbedeckte Hand zurück und sagte: „Na, meinetwegen!“

Was, dachte Werner entsetzt: ist das denn jetzt nicht aus? Ihm flimmerte alles vor den Augen: er trank hastig einen tiefen Schluck Bier. Und wie er den blutüberströmten Kopf da anstarrte, fiel ihm wieder ein: von dem laufen in Marburg wenigstens drei Bälger herum.

Es war nicht aus. Wieder kauerten die Sekundanten nieder, flogen die Klingen der Fechter in die Luft, klangen die Kommandos, krachten die Waffen zusammen, und abermals nach wenig Hieben dröhnte das „Halt!" der Sekundanten, und sieh, nun klaffte Scholzens linke Wange vom Ohr bis in die Mitte des Jochbeins. Wieder schoß das Blut hervor, aber kein Fleck des Gesichts war mehr weiß, den es hätte färben können.

Und abermals untersuchte Wichart, runzelte bedenklich die Stirn und ließ dann doch die Mensur weitergehen.

Als abermals die Klingen in der Luft standen, stieß Dammer den neben ihm stehenden Werner an und wies mit den Augen auf Scholzens Klinge: die zitterte nervös, wie rachgierig: „Gib acht, jetzt tut er's ihm gä'm."

Kommando, Zusammenkrachen der Waffen, dreimal, dann schneidendes Halt der Sekundanten und ein unwillkürlicher Laut aus aller Munde: drei, vier Strahlen roten Blutes spritzten meterweit aus der Schläfe von Scholzens Gegner über die Mützen und

hellen Anzüge der Versammlung. Hart über dem Riemen der Paukbrille hatte Scholzens „Durchgezogener" dem Gegner das linke Ohr und die ganze Schläfenbreite gespalten. Ohne auch nur einen Moment länger hinzusehen, sprang der Hessen-Nassauer Paukarzt von hinten mit einem großen Watteballen auf Seydelmann zu, bedeckte mit der Watte dessen linke Kopfseite, preßte mit beiden Händen den Kopf zusammen, sagte „Raus!", drehte seinen Patienten herum und führte ihn durch den sich öffnenden Schwarm hinaus, während der Nassauer-Sekundant in ärgerlichem Tone seinen Paukanten für abgeführt erklärte.

Ein schwaches Hohnlächeln um die blutbekrusteten Lippen, von den Glückwünschen der Korpsbrüder umringt, verließ nun auch Scholz den Saal.

Während aufgeregte Gespräche den weiten Raum durchschwirrten, suchte Werner den Weg zur Tür, stolperte die Treppe hinab und ging in den Garten, um frische Luft zu schöpfen. Da standen in langen Reihen rohe gestrichene Tische und Stühle, Wäsche hing an Leinen, und im Dickicht am sonnenflimmernden Bach entlang schmetterten die Nachtigallen; über den Wiesen stieg Lerchengetriller in die Luft, und der Jasmin und Flieder dufteten um die Wette. Und wieder fiel dem jungen Studenten sein Kleist ein:

„Ein schöner Tag, so wahr ich Leben atme!
Ein Tag, von Gott, dem hohen Herrn der Welt,

Gemacht zu ſüßerm Ding, als ſich zu ſchlagen!
Die Sonne ſchimmert rötlich durch die Wolken,
Und die Gefühle flattern mit der Lerche
Zum heitern Duft des Himmels jubelnd auf!"

Und doch war's ihm, als ſei es ein ſüßes Ding, ſich zu ſchlagen. Doch war ihm, als ſei alles, was er ſich auf ſeiner Schulbank geträumt, nun Leben geworden, als kenne er ſie nun wirklich, die düſterherriſchen Reckengeſtalten ſeiner Dichter. Schauder und Liebe rangen in ſeiner Seele, die nun ihren Helden gefunden hatte: ja, er, der reine, ſcheue Knabe, liebte den Jüngling an der Schwelle der Mannesjahre, den S.-C.-Fechter, den, von dem „wenigſtens drei Bälger in Marburg herumliefen"... liebte ihn mit jener bangen Scheu, mit der er das Leben liebte, an deſſen geöffneter Pforte er nun plötzlich ſtand.

— — Es war vorüber. Noch acht weitere Menſuren hatten ſtattgefunden: auf die Dielen des Saales hatten die Korpsbrüder mehr als einmal Sägemehl ſtreuen müſſen, um das gefloſſene Blut aufzuſaugen, und als die Schar nach getaner Arbeit gen Marburg aufbrach, da ſchwamm im Saale ein Dunſt, aus Schweiß, Blutgeruch, Bier und Tabakrauch gemiſcht. ... Auch Dammer hatte ſeine erſten Nadeln bekommen im Verlauf eines wenig aufregenden Kampfſpiels, das ſich nicht gar ſehr vom Zuſammenſchlagen der Klingen beim feſtlichen Landesvater unterſchieden hatte. Aber Achenbach geſellte ſich auf dem Heim-

wege nicht zu ihm. Er wußte es einzurichten, daß er beim Heraustreten aus dem Ruppersbergschen Hof an Scholzens Seite kam. Scholz trug über seinem fahlen, verschwollenen Gesicht einen mächtigen weißen Wickelverband, über den er statt der Coleurmütze eine schwarze Mensurkappe gezogen hatte. Er war etwas überrascht, als er das schlanke Füchschen neben sich sah. Das stammelte errötend seine Bitte, wie ein Liebesgeständnis:

„Scholz, ich möchte dich bitten, mein Leibbursch zu werden."

„Hm — sag' mal, ich hab' deinen Namen noch nicht behalten."

„Achenbach."

„So . . . aus Elberfeld, nicht wahr?"

„Ja."

„Also, mein lieber Achenbach, ich bleib' nur noch drei Wochen hier . . ."

„Nur noch drei Wochen?"

„Ja — dann werd' ich inaktiv und geh' nach Berlin . . . aber für die drei Wochen . . . gut." Er hatte einen scharf prüfenden Blick auf das Studentlein geworfen. „Also schön . . . Leibfuchs Achenbach." Ein Händedruck, ein rasches Verweilen Aug' in Auge, dann war Achenbach entlassen, und Scholz gesellte sich zu seinem Sekundanten Klauser.

Eben rasselte eine Kalesche an den Marschierenden vorbei nach Marburg zu, drinnen ein paar blasse,

verbundene Gesichter; Werner erkannte den Bulldoggkopf des Nassauersenios und sah, daß auch Scholz den besiegten Gegner erkannt hatte: mit einem kurzen Anlegen der Hand an seine Mensurmütze grüßte Scholz in die Kutsche hinein, aber nicht das leiseste Lächeln des Triumphs war auf seinen fest geschlossenen Lippen zu entdecken.

Werner hielt sich dicht hinter seinem neuen Idol. Dammer gesellte sich zu ihm. Still und etwas müde trotteten beide den Heimweg bei sinkender Sonne, deren Abendstrahlen das ruhevolle Tal mit unsäglichem Abendfrieden übergoldeten. Oben stand das Schloß noch in vollem Glanz; über die Wipfel der Chausseebäume strich sehnsüchtig ziehender Schwalbenflug.

Als die heimkehrenden Studenten näher an Marburg herankamen, zogen ihnen mancherlei Spaziergänger entgegen: darunter vor allem die Primaner und Sekundaner des Gymnasiums, die in den Angelegenheiten der Studentenverbindungen manchmal besser Bescheid wußten, als im Sallust und Aeschylos: und ferner . . . die Sonnen . . .

Neugierig durchmusterten die jungen, hübschen Marburgerinnen die buntbemützte Schar, und ängstlich spähte manch ein rosiges, blauäugiges Gesicht, ob man „Ihn" auch nicht zu schlimm zugerichtet . . .

Und Werner dachte: ob wohl auch ihm einmal so ein zartes, schmiegsames Figürchen entgegenspähen

würde? Dabei fiel ihm ein, daß das ja doch nicht ſein dürfe, weil ſein Herz der Trägerin eines gewiſſen Paares blonder Zöpfe die Treue gelobt hatte... ach, nur ſein Herz... aber die war weit... weit... und nie, ſeit der Tanzſtunde, hatte er ein Wort mit ihr geſprochen... und dann, war er nicht jetzt Student?!

„Aber die da ſchmachten
Und platoniſch trachten . . .“

Himmel... konnte man denn ſolch ein junges, holdſeliges Geſchöpf anders als platoniſch...?

Niemals — niemals!

Da ſtieß Dammer Werner an: „Nu gib mal äbens e bißchen Achtung! Nämlich, die da links kommt, das is Lenchen Trimpop, Scholzen ſeine jetzige!“

Und da kam in ſchlichtem, weißem Strohhütchen, in einem hellblauen, verwaſchenen Kattunkleidchen eine vollerblühte Mädchengeſtalt... nie hätte Werner es für möglich gehalten, daß ſo ein junges, liebliches, jungfräuliches Geſchöpf . . . ach, gewiß ſchwindelte Dammer auch nur! Sie glühte über und über, als ſie Scholz erblickte: der grüßte ſie vollkommen wie eine Dame, und ſie dankte ſittig und zeremoniell. War's möglich? Nein — unmöglich!! Unmöglich!! Und doch —

„Aber die da ſchmachten
Und platoniſch trachten,
Ach, die liebe Unſchuld tut nur ſo —“

sang nicht so das alte rauhwuzige Renommiſten-lied?!

„Du... nu jetzt kommt äbens meine Sonne!“ ſagte Dammer und glänzte wie ein Gänſefettbemm-chen. Er riß die Mütze herunter, und drüben nickten die Köpfe von acht Backfiſchchen, die paarweiſe zum Spaziergang zogen, von einer ſpinöſen Mademoiſelle geführt... „Haſt ſe geſehn? Die gelbe war's, die in dem gelben Fähnichen! Ach, Kätchen, ſießeſtes Mä-dichen! Ob ſie wohl mei' Kompreſſe geſehen hat?“ —

An dieſem Abend betrank ſich Werner Achenbach beſinnungslos unter der Cimbernlinde in Maibowle und Jugendfieber.

II.

Werner lag im Bett und träumte in den Sonntagmorgen hinein. Er hatte keinen Katzenjammer, nur schien's über allen Dingen wie ein leichter Flor zu liegen, so eine mollige, duselig-dämmerige Atmosphäre, in der sich's gut faulenzen und sinnieren ließ. Er hatte zwei winzige Stuben an der Wettergasse, der winklig-engen, altertümlichen Hauptstraße von Marburg, die sich um die halbe Höhe des Schloßberges herumwand, hinter der Elisabethkirche am Steinweg in die Höhe stieg, dann eine Strecke lang horizontal hinlief und jenseits sich wieder senkte, um schließlich in die Ebene zurückzulaufen und in die Ockershausener Landstraße zu münden. Werners Wohnzimmer sah nach der Wettergasse, und zwar gerade da, wo gegenüber ein Brunnen aus der Felsmauer sprudelte, neben dem eine Straße zwischen hohen Gartenmauern links, gartenumbuschten Villen rechts, allmählich zur Sternwarte, weiter zur Cimbernkneipe und schließlich zum Schlosse führte. Sein Schlafzimmer dagegen sah in die weite, frühlingsprangende Lahnebene hinaus. Tief unten ging der Fluß, weiterhin sah man Felder und Wiesen, jenseits am Bergrande lief die Eisenbahn, und drüber hin stieg ein stattlicher Bergzug an, dessen Höhe das bescheidene

Gasthaus Spiegelslust krönte. Dies alles konnte Werner vom Bette aus überschauen, wenn er nur den Kopf ein wenig wandte. Und ganz links sah er auch die Elisabethkirche, dies himmlische Kleinod der frühen Gotik. Und die Glocken der Elisabethkirche waren es auch, die nun vollchörig den Sonntag einläuteten.

Werners Herz war groß und weit vor Glück. Noch vor wenig Wochen ein geplagter Abiturient, nun ein freier Student, gebunden freilich durch die selbsterwählte Zucht des Korps, die stramm genug war, strammer in mancher Hinsicht, als die der Schule und des Elternhauses zusammengenommen... aber dennoch frei... frei von der Bürde des Schülertums, frei vom Zwange des formelhaften Unterrichts in tausend Dingen, deren Zweck der gesunde Menschenverstand beim besten Willen nicht einsehen wollte... dies neunjährige Pauken des Lateinischen, das ihn doch noch nicht einmal so weit gebracht hatte, auch nur die kleinste flüssige Unterhaltung in lateinischer Sprache zu führen, geschweige denn in griechischer... Und Französisch und Englisch? Daß Gott erbarm... jeder Oberkellner hätte ihn beschämt... Geschichte? Geographie? Ja, in Hellas und Rom wußte er Bescheid, aber vom Mittelalter kannte er nur den äußeren Verlauf, und die neuere Zeit endete beim Jahre 1815... Der Reichstag, der Bundesrat, das Abgeordnetenhaus... was waren das alles für merkwürdige Dinge? Was hatte der Kaiser zu sagen, was

der Fürst von Reuß ältere Linie? Was waren Steuern? Wie kam es, daß man dienen mußte? Was war Selbstverwaltung eigentlich für ein Ding? Was ein Bürgermeister, ein Landrat, ein Beigeordneter, ein Kreis, ein Provinziallandtag? Davon hatte er keine Ahnung, wohl aber kannte er die Steuerordnung des Servius Tullius, die Grundzüge der solonischen Gesetzgebung, den Sitz der Stämme Israels, die Namen der Leibärzte des Achilleus...

Und nun gar die Natur? Was wußte er von der? Wie kam es, daß die Erde sich um die Sonne drehte? Woher stammten die zahllosen Arten von Lebewesen? Wo war der Himmel, wo die Hölle, von der man ihm in der Religionsstunde erzählt hatte? Was war die Seele für ein Ding? Wo kam sie her, wo ging sie hin? Was war überhaupt dies Leben, das er so selig prickelnd in allen Gliedern fühlte? Und warum gab's gar von allen Wesen zweierlei Geschlechter? Warum mußten sich immer zwei Geschöpfe von beiden vereinigen, um ein drittes zu schaffen? Wie ging das alles vor sich?

So wirblicht, so chaotisch sah es in dem Kopf des Knaben aus, den man mit dem Zeugnis der Reife ins Leben hineingestoßen hatte...

Ja... er haßte die Schule, haßte seine Lehrer, diese stumpfsinnigen Banausen, die jeder nur das Bestreben kannten, den von oben vorgeschriebenen Lehrplan für ihr Spezialfach abzuhaspeln und auf diesem

engen Gebiete möglichst glänzende Resultate herauszudressieren... deren jeder sein Fach für die Hauptsache angesehen und diejenigen Schüler aufs abgeschmackteste bevorzugt hatte, die hier etwas leisteten, mochten sie sonst als Menschen, als werdende Charaktere und Gesamtpersönlichkeiten sein, wer immer sie wollten...

Und dabei war's ihm nicht einmal schlecht gegangen. In allen Fächern war er obenan gewesen und hatte seit Jahren in seiner Klasse den ersten Platz kampflos und unbestritten innegehabt. Wie mochte erst den andern zumute sein, die vor jedem Schultage und nun gar vor Zeugnis- und Versetzungsterminen hatten zittern und beben müssen?

Und sein feierlicher Vorsatz war der: nun sich „von allem Wissensqualm zu entladen", sich dem Strom des Lebens zu überlassen, der ihn gepackt hatte und in seine Wirbel zog, planlos und ziellos den Dingen sich hinzugeben und nur dem Augenblick zu dienen.

Und dieser Augenblick hieß Marburg, hieß Cimbria!

Mit zärtlichem Blick flog sein Auge zu der hellblauen Cimbernmütze hinüber, die auf dem Tische lag, zu dem blau-roten Fuchsbande, das neben seinen Kleidern am Stuhle hing. Er nahm's und streichelte es zärtlich. Wenn doch seine Eltern ihn mal so sehen

könnten, in Mütze und Band, ihren Älteſten, ihren Liebling!

Denn das war er ja, er wußte es wohl... und in die Heimat ſtreiften ſeine Gedanken voll Liebe und Zärtlichkeit...

Er ſah den Vater in ſeinem kleinen Bureau, meinte ſeine Stimme zu hören, wie er mit ſeinen Klienten konferierte, oft luſtig plaudernd, oft erregt debattierend. Er ſah die Mutter in ihrer Fenſterecke, vor der ein Kaſtanienbaum im Sommer lieblich ſchattete, im Winter nackt und kahl mit ſeinen Äſten voll harziger Knoſpen in die Luft ſtarrte... nichts als Liebe und Vertrauen war da geweſen, bis...

Ja, bis eines Tages etwas in ihm erwacht war, das ſich der Hingabe an die Elternliebe verſchloß. Bis jene unheimlichen ſeeliſchen Veränderungen in ihm begonnen hatten, zu denen Elternſorge die Brücke nicht gefunden, ja nicht einmal geſucht hatte...

Oh, er wußte das alles ja noch ſo gut!

Vier Brüder waren ſie daheim, und er der älteſte. Auch in den befreundeten Familien gar keine Mädchen, wenigſtens keine gleichaltrigen... ſo hatte ſeine ganze Jugend ſich im Verkehr mit Knaben abgeſpielt. Seine Mutter hatte in dem beſtändigen Umgang mit ihren Söhnen ſelbſt etwas Männliches angenommen. Nichts Weiches, nichts von anſchmiegſamer, hingebender Zärtlichkeit kannte ſein Leben.

Mit dreizehn Jahren hatten die Eltern ihm Tanz-

unterricht geben lassen. Da war er zum ersten Male mit Mädchen zusammengekommen, aber auf einem Boden, der eitel Unnatur war. Als Miniaturkavaliere und Duodez-Dämchen hatte man dort die Kinder ausgebildet, so alle Vertraulichkeit und Unbefangenheit ausgeschaltet und eine Atmosphäre geschaffen, die schwül und berauschend war wie die der Salons und Tanzsäle der Großen.

Und damals war erwacht, was hinfort die geheime Folter und Seligkeit seines Lebens geworden war ... Seele und Sinne waren erwacht ... zu früh in dieser süßlich-schwülen Luft, und — — nicht in Einigkeit und herrlicher Harmonie, sondern jedes für sich...

Als wär's gestern gewesen, so stand jene erste Tanzstunde vor ihm... hüben ein Rudel ungelenker Knaben, drüben eine Reihe buntgewandeter, verlegen kichernder Mädchen, die von dem Knaben gar keine Notiz nahmen...

Da war eine gekommen, ganz zuletzt, ein blasses, schlankes Dingelchen in einem grauen Kleidchen, dunkelblauer Schärpe, mit großen, lichten Augen und einem stets leicht geöffneten Mund, aus dem ein paar große Vorderzähne blitzten — zwei prachtvolle Blondzöpfe hingen ihr schwer vom Scheitel. Die hatte vor den Jungens frisch und brav mit dem Köpfchen genickt, ehe sie sich unter die Mädchen gemischt... und

da hatte Werner Achenbachs Knabenherz die Herrin seiner Jugendträume gefunden...

Hoch und heilig stand diese Liebe über seinem Leben hinfort. Alles, was Großes und Reines auf ihn zuströmte aus den Werken der Dichter, den Geschehnissen der Geschichte und der Betrachtung der Natur und Kunst, alles flocht Werner zusammen zu einem Strahlenkranz um Jung-Elfriedens blonden Scheitel.

Wohl hatten seine Eltern gemerkt, daß der Knabe anders geworden. Daß er sich sorgfältiger kleidete, daß ein Ernst und eine Bedeutsamkeit in seine Lebensführung gekommen war. Aber die heilige Größe des Geheimnisses, welches sich in der Seele vollzog, der sie das Leben gegeben, die hatten sie nicht begriffen. Sie hatten es nicht verstanden, in diesem entscheidenden Augenblick ihres Kindes Herzensfreunde zu werden und zu bleiben. Und so hatte das Kind schon gelernt, sein Tiefstes in sich zu verschließen.

Hier war ein Neues, aber ein Glück und eine Erhebung. Keine Gefahr.

Doch daneben wuchs etwas anderes in dem Knaben. Ganz unabhängig von der hohen und lichten Liebe, die das junge Herz ihm schwellte.

Daß Mädchen anders aussehen wie Knaben, das hatte ein junger Freund, der Schwestern hatte, ihm in kindlichem Geplauder ganz harmlos verraten. Und nun lasen die Knaben in der Schule den Ovid und

die Bibel, und da wurden oft einzelne Stellen ausgelassen. Und jedesmal bekam dann der Lehrer einen roten Kopf, und jedesmal lasen neugierige Knabenaugen heimlich die unterdrückten Stellen. Und jedesmal mußten sie gewahr werden, daß es sich dann um geheimnisvolle Beziehungen zwischen einem Manne und einem Weibe handelte, um Umarmungen, Zärtlichkeiten, Küsse... da löste ein Gott einer Erdentochter den jungfräulichen Gürtel, teilte mit ihr das Lager und zeugte ihr einen Sohn, oder ein Satyr verfolgte eine nackte fliehende Nymphe und bezwang sie, oder Töchter machten ihren Vater berauscht und schliefen bei ihm, daß sie Samen von ihm erhielten, und was die hundert und aberhundert rätselhaften und seltsam lockenden Dinge mehr waren. Und immer handelte es sich um einen Er und eine Sie, und das Sehnen des Mannes schien immer nach dem Weibe zu gehen, nach dem Besitz seines Körpers, nach dem Anschauen und Umfangen seiner Nacktheit...

Und da das Leben dem Knaben den Anblick der Weibesschönheit versagte, so begann er nun auf einmal mit leuchtenden, begierigen Augen die Werke der Kunst zu betrachten. Und seltsam bestätigten ihm die, daß es etwas Süßes sein müsse um des Weibes unverhüllte Leiblichkeit... denn sie stand ja doch im Mittelpunkt alles Kunstschaffens, sie feierten tausend Werke der Plastik, tausend farbenglühende, lebenzitternde Gemälde...

Und zur bebenden Frage seiner Phantasie sprach Ja die Seligkeit seines schauenden Auges, das brünstige Erschauern seines zarten Leibes beim Anblick dieser hochherrlichen Gestalten ... die Kunst ward ihm der Schlüssel zum Vorhof des Lebens...

Aber wenn ihm Aug' und Sinne tanzten in Seligkeit und Glücksüberschwang, dann rang seine Seele in Sünderbangigkeit und Verbrecherbewußtsein. Dann aber war niemand, der zu ihm gesprochen hätte: sieh hin, mein Junge, sieh dir's an; das alles, was du dir ersehnst, ist gut und recht und einfach und heilig, das alles wird einmal dein Besitz und Eigen sein, wenn du ein Mann geworden bist und reif und würdig, die Erfüllung der Lebenswonne zu erringen und zu genießen, reif, Leben zu umfangen, um Leben zu zeugen. Inzwischen genieße ruhig im Anschauen hoher und reiner Kunst einen Vorgeschmack der künftigen Wonnen... Dann aber kehre zurück in die Wirklichkeit und sieh, daß du noch ein unfertiges Kind bist, sei enthaltsam, wahre deinen jungen Leib heilig. Rüste ihn wie deine Seele zu künftiger Mannbarkeit, und überreich wird dir das Leben einst lohnen...

Ja, wenn einer so zu dem Knaben gesprochen hätte...!

Aber da war keiner... keiner... Die Eltern?! Zu denen hatte auch niemals einer so gesprochen, und Werners Eltern waren nicht die Menschen dazu, etwas

anders zu machen, als ihre Väter und Mütter es einſt mit ihnen ſelbſt gemacht... die Mutter wußte nichts von Knabenängſten, der Vater ging auf in den Sorgen ſeines Berufs, in dem er tüchtig war, ohne ihn zu lieben und ihm ganz gewachſen zu ſein... eine weiche, heitere, ſinnig-liebenswürdige Natur, ein Menſch voll Güte, aber ohne Feſtigkeit und Willensſtärke... ſo mußte der Knabe einſam bleiben und leiden.

Die Freunde? Vielleicht kämpften ſie alle denſelben einſamen Kampf ... nie im Traume war's Werner eingefallen, ſich hier einem Freunde anzuvertrauen...

Und die Lehrer? Wußten ſie denn nicht, wie's ausſieht in einem vierzehn-, fünfzehnjährigen Knabenherzen? Sie waren viel zu träg oder feige, an ihren Schülern irgendetwas zu tun außerhalb des vorgeſchriebenen Lehrplans und der etwa angrenzenden Privatbeſtrebungen... ſie waren abgeſtumpft durch die große Zahl, die individuellen Unterſchiede, den beſtändigen Wechſel ihrer Schüler.

Einer nur, der Religionslehrer, ein wohlmeinender, aber poſſierlicher Mann, hielt alljährlich einmal den Primanern eine große Rede wider die Fleiſchesluſt... aber erſtens wirkte er komiſch, und dann drohte er mit der Hölle, mit der die Primaner nichts anzufangen wußten...

Und ſo hatte Werner einſam leiden, ſich ſehnen

und ſuchen müſſen... und er hatte geſucht... das Konverſationslexikon, die Dichter und Romanſchriftſteller in ſeines Vaters Bücherſchrank, Bocks „Geſunden und kranken Menſchen“ hatte er durchwühlt, um das Geheimnis ſeiner Dränge zu ergründen... ſein Sehnen war nicht geſtillt worden... ſchließlich war er ganz von ſelbſt, wie im Traum zu jenem unheimlichen Aushilfsmittel gekommen, auf das alle Knaben verfallen — — aber ſeine Bangigkeit, ſeine Sünderangſt war dadurch nur geſtiegen und hatte ihn mehr als einmal bis dicht an eine bange Verzweiflungstat herangebracht — ſo ſchmutzig, ſo elend und verworfen war er ſich vorgekommen in ſeiner einſamen Qual...

Und nun?!

„Auch von Lieb umgeben
Iſt Studentenleben

Wieder ſummten ihm die Renommiſtenverſe durch den Kopf — —

Ja, hier draußen, hier war's auf einmal ganz anders... dieſe muntern Geſellen um ihn her, die ſahen alles, was er in Qualen und Gewiſſensfoltern erſehnt, als das ſelbſtverſtändliche Recht ihrer Jugend an... denen war das Weib, der grauenvoll ſüße Dämon ſeiner Einſamkeiten, eine leichte, raſcherrungene Beute... was ihm Sünde und doch wildumgierte Seligkeit ſchien, das war ihnen ein Scherz und Zeitvertreib, ein munterer Sport, nichts anders,

als das blutige Spiel der langen Messer und die Saufturniere der offiziellen Kneipe. Und wenn schließlich das Ziel all des Ringens erreicht war, wenn aus geheimnistiefen Gründen ein Menschenleben erwacht war, dann nahm man auch das nicht tragisch... lästig war's nur, daß man Alimente bezahlen mußte, aber dafür stieg man dann auch mächtig in der Hochachtung seiner Kommilitonen...

Und die so leicht hinwegtändelten über die ungeheuersten Dinge, das waren dieselben Menschen, die draußen mit der unnahbaren Würde von Hofmarschällen einherschritten im Schmuck ihrer Farben, deren Ehrgefühl durch einen scheelen Blick zum Verlangen blutiger Sühne gereizt wurde — —

Sonderbare Welt... sonderbare Welt...

Und da sollte er mittun?

Ja! schrie die eine, die heischende Stimme in ihm. Das Lenchen, Scholzens Lenchen tauchte vor ihm auf, die dem sehnenstarken Senior der Cimbern angehören sollte... solch ein Geschöpf des Himmels, solch ein blühendes, schwellendes, glühendes Gebild in seinen Armen halten dürfen, wehrlos hingegeben, aus den bergenden Hüllen schälen das ganze blendende, duftende Geheimnis ihrer Holdseligkeit... Gott, war's denn möglich, daß so etwas ihm einmal zuteil werden könnte... ihm, dem sehnsuchtbebenden Knaben?

Aber eine andere Stimme war in ihm — das

Bild seiner Mutter stieg vor ihm auf in ernster Mahnung: ihm war, als würde er ihr nie wieder unter die Augen treten können, wenn er das getan hätte . . . und noch ein anderes Bild . . . seine süße, ferne, blonde Geliebte, die Heilige seines Herzens, der er tausendmal in seiner Stille die Treue geschworen, an die er nie anders gedacht als in Reinheit und kniefälliger Anbetung... in einem sturmgeschützten verborgenen Heiligtum seines Herzens hatte ihr Bild gestanden, angeglüht von der ewigen Lampe seiner Seelenliebe, unberührt vom Toben der Stürme, unter denen des Knaben Physis gewankt hatte wie ein junges Bäumchen im Frühlingsorkan — — nein — rein bleiben, rein wie sie, rein für sie, rein und keusch!

Aber mächtiger schrie in ihm die andere Stimme: Erlösung! Erfüllung! ein Ende der einsamen Qual! einen Mund her, ihn mit wilden Küssen zu versengen, rote Flechten, sie aufzulösen und die flutenden Locken zu küssen, einen weißen Leib, die glühende Stirn hineinzugraben, ihn zu pressen mit flatternden Händen —!

Einsam lag der Knabe, noch immer einsam in seiner keuchenden Angst, und schon drängte seine Phantasie der unwürdigen Handlung entgegen, die ihm schon manchmal für eine Woche die dumpfe Ruhe gegeben hatte, die leichter zu ertragen war, als dies marternde Begehren. —

Aber nein! Er fuhr auf, und sein Blick fiel auf die Mütze an der Wand, die er neulich beim Landesvater getragen; in der Mitte zeigte sie einen kleinen Riß, die symbolische Wunde, ein Gleichnis der Bereitschaft zum Tode fürs Vaterland — eine welke Rose war hindurchgesteckt, und Werner fielen die Verse ein:

„Halten will ich stets auf Ehre,
Stets ein braver Bursche sein . . ."

Ob es ehrenvoll war, ohne Ring und Segen den Kuß der Liebe zu rauben?! Er wußte es nicht, ihm kam's vor, als dürfe er das nicht glauben . . . aber das stand fest: ehrlos und eines braven Burschen unwert war, was er als Knabe getrieben, um seine Qual zu lindern . . . das sollte nun aus sein . . .

Und er sprang aus dem Bette, wusch Gesicht, Brust, Rücken, Arme, Beine, überschwemmte die ganze, ungestrichene Diele mit dem seifengrauen Wasser, und ihm wurde wohl.

Draußen klang Gesang in die Morgenfrühe. Halb angekleidet trat er in sein Wohnzimmer und spähte durch die Vorhänge auf die Wettergasse hinaus. Da kam vom Berge her ein Trupp Bauernburschen und Mädchen im ländlichen Sonntagsstaat; sie sangen mehrstimmige Volkslieder und marschierten der Elisabethkirche zu.

Das war ihm wie ein sehnsüchtiger Gruß von Jugend zu Jugend, wie ein Weckruf des Lenzlebens

da draußen drang das hinein in seine Klause. Die da marschierten munter in den Frühlingsmorgen, Burschen und Mädel Arm in Arm, nicht getrennt durch die Schranken des Herkommens, ein Geschlecht dem andern nicht fremd, beide Früchte des mütterlichen Erdreichs, gesund und gemeinsam reifend in Sturm und Sonne, bis eins dem andern zugeweht wurde, wie der Wind oder die Füße der Biene den Blütenstaub vom Staubfaden zum Stempel tragen. Ach, auch so singend wandern dürfen mit Mädeln und Buben Arm in Arm, morgens zur Kirche, nachmittags zum Tanz, abends ins Scheunenstroh oder ins Roggenfeld oder unter den nächsten Heckenbusch ... und andern Morgens zur Arbeit, auch Mann und Weib vereinigt!

Aber nie, außer in den läppischen Zieraffereien der Tanzstunde, nie hatte er ein Mädchen in der Nähe gesehen... Geheimnis und dumpfes, drängendes Verlangen war alles, was das Weib, das ferne, das unbekannte, in ihm weckte... so war er ein Knecht seines Begehrens geworden, so hatte in seiner reifenden Seele alles, alles eine unbewußte Richtung auf dies große, süß-grauenvolle Rätsel bekommen.

Und ohne daß seiner Seele dies klar geworden wäre, hatten seine Sinne in dieser Stunde beschlossen, in dies entnervende, zermürbende Dunkel Helle zu bringen... sich auf das erste, das beste Wesen des anderen Geschlechts zu stürzen und aus ihm den

Himmel der Erfüllung und Versöhnung zu schaffen für alles, was Unnatur und Gedankenlosigkeit an ihm, dem werdenden Geschöpf, gefrevelt...

Werner Achenbach hatte das blau-rote Fuchsband der Cimbria über die helle Sonntagsweste gehängt und den Rock angezogen. Nun ließ er sich in sein zerfessenes Plüschsofa fallen und zog den mit einer verschlissenen Glasstickerei geschmückten Klingelzug. Dabei stellte er sich die siebzehnjährige Babett vor, der Witwe Siegmund Markus, seiner Wirtin, bäuerliches Dienstmädel. Bis zu dieser Stunde hatte er in ihr nur das subalterne Geschöpf gesehen, das dem Sohne einer höheren Kaste so fern stand wie etwa ein Affenweibchen. Aber in seiner augenblicklichen Stimmung, da noch die schwermütig-lustigen Rhythmen der Volkslieder von draußen in seinen Nerven nachzitterten, war's ihm, als müsse er sich das Bauernmädel auch mal von einem anderen Standpunkt aus betrachten. Und er stellte sie sich vor in ihrer ländlichen Tracht: ein blau und weiß gemustertes, enganliegendes Jäckchen mit tiefem, umsäumtem Halsausschnitt, den aber ein nicht immer blendend weißes Halstuch neidisch ausfüllte; darunter ein grauer, vielfaltiger Rock, unter dem sie um die Hüften wohl ein wurstförmiges Kissen rings um den Leib trug — denn so wulstig setzte der Rock hoch über den Hüften an; unten — er reichte kaum über die Knie — säumten ihn zwei dunkelgrüne Tuchstreifen, und

drunter schauten die drallen Waden vor in weißen Strümpfen mit schön gestrickten Zwickeln über den niedrigen Lederpantoffeln — das war die Tracht — die derben, verarbeiteten und zerstochenen Finger hatten ihm immer abscheulich mißfallen, wenn sie ihm das Frühstückstablett hingesetzt . . . aber stets hatte sie ein freundliches „Winsch aach gude Abbeditt!“ dabei gesagt und ihn aus harmlos grauen Augen in sommersprossigem Gesicht scheu vertraulich, verehrungsvoll zutulich angeschaut . . . so würde sie nun gleich hereintreten, ihn anschauen, still um ihn wirken einen Augenblick, und dann still und demütig verschwinden.

Die Tür ging auf, und Werner schrak zusammen, das war nicht Babett, das war . . . ja, wer nur?

Werner sah nur einen wuschligen Schwarzlockenkopf, drunter ein paar Augen, die dunkel flirrten und flimmerten, ein weißes, städtisches Batistkleid, aus dessen Ausschnitt ein bronzegelber Hals kräftig aufstieg. —

„Gude Morge, Herr Achebach, ah, Sie kenne mich noch nit, ich bin die Rosalie Markus, habbe Sie mich dann noch nimmer unne im Lade g'sehn?“

„Nein, Fräulein . . . Rosalie . . .“

„Nu bedanke Se sich mal scheen für die große Ehr, daß ich Ihne selbscht das Frühstück bring . . . 's Babett is in der Kirch.“ — Es klang fast wie eine Entweihung, die derben chattischen Akzente aus diesem

blühend wundervollen Munde zu vernehmen, dessen Schnitt seine Abstammung von uralter Volksherrlichkeit verriet . . .

Werner faßte sich Mut. „Also ich bedank mich, Fräulein — hoffentlich für mehr als einmal."

„So? meine Se?"

„Weil's mir dann jedenfalls noch mal so gut schmeckt." Werner erschrak über seine eigene Kühnheit.

„Wann Ihne nix G'scheiteres einfallen tut —"

„Was Gescheiteres? augenblicklich nicht . . . wahrscheinlich nachher, wenn Sie wieder draußen sind —"

„Was ich mir dafür kaafe tu!"

Werners Blick flog von dem lachenden Munde mit seinen festen, blitzenden Zähnen, von den flimmernden, rastlos hüpfenden Augen zu den runden, mattgelben Handgelenken, den schlanken, vollen Händen, die so behende das Geschirr dicht vor seinen Augen ordneten, und alles, was er sah, schuf ihm Rausch und Jubel. Schon war sie fertig. „Na, gude Morche, Herr Achebach — un auf gude Freindschaft, gelle?"

Die schöne Rechte streckte sich ihm entgegen, er hatte sie gefaßt und, was er noch nie getan, einen ungelenken Kuß daraufgedrückt. Und ein neckendes Lächeln auf den Lippen stapfte der süße Fremdling zur Tür, noch ein Blick aus den flackernden Schwarzaugen, und aus war's. —

Himmel! die und mit ihm unter einem Dache!

Betäubt, ſchwindelnd ſaß Werner Achenbach und ſtarrte nach der Tür. Sie war hinaus, aber etwas war in der Stube zurückgeblieben von ihr ... ein ganz feiner Duft umwitterte Werner, ein Duft, der ihm neu war, ganz fremd, der ihm ins Hirn ſtieg, daß es wie ein roter Nebel auf ſeine Augen ſank. Und ſeine Sinne kannten auf einmal ihr Ziel ... nicht mehr ein Weib war's, das ſie verlangten, ſondern dies Weib ... Roſalie ... Roſalie ... dieweil ſeine Seele ſich zu dem Idol ſeiner Jugend flüchtete, das Bild der fernen blonden Geliebten heraufbeſchwor aus jenem innerſten, tiefſten Heiligtum ſeines Herzens, war in unbekannten, unzugänglichen Regionen ſeiner Menſchlichkeit die Entſcheidung ſchon gefallen ... hinfort würde ſeine Phantaſie um dies Bild gaukeln müſſen, wie um das lockende Licht jene Nachtſchwärmer, die der Knabe einſt nächtens mit der Laterne gejagt — und Sättigung erjagen ſeiner Sehnſucht, oder verzweifeln.

Unten ertönte ein Pfiff, den Werner kannte: das Signal der Cimbria ... er ſteckte den Kopf aus dem niedern Fenſter ſeiner Wohnſtube auf die Wettergaſſe: da ſtand ein ganzer Schwarm blaumütziger Cimbern, in ihrer Mitte der ſchöne Klauſer, hell und ſonntäglich patent, auch Dammer, Dresdens herrlicher Sohn, ſehr geſchniegelt und doch unelegant mit ſeinem glänzenden Gänſefettbemmchengeſicht und den gutmütig verſchlagenen Äuglein. Und Werner rettete ſich

aus der Einsamkeit seiner stürmenden Gefühle in den Schwarm der Korpsbrüder. Stolzer als eine Schar von Florentiner Nobili zog das Rudel Cimbern die Wettergasse entlang, laut lachend und plaudernd, durch das untertänige Städtchen, in dem jeder Philister von den Studenten lebte und von ihrer ungeheuren Wichtigkeit demnach durchdrungen war. Seit mehr als sechs Jahrzehnten war Cimbria, Marburgs älteste Couleur, mit der Geschichte der Stadt und Universität verwachsen, keine Familie, kein Haus, kein Einzelleben, das nicht zu Cimbrias Söhnen in irgendeine Beziehung getreten wäre.

Und andere Couleurstudenten kreuzten den Weg; die Vertreter der andern Korps wurden korrekt höflich und zeremoniell mit tief herabgezogener, dabei im Bogen nach außen geschwenkter Mütze begrüßt, die Angehörigen der Burschenschaften, der Turnverbindungen, des Wingolf und der „freien" Verbindungen mit eisiger Nichtachtung geschnitten, auch wenn etwa der eine oder andere einen früheren Mitschüler unter jenen Böotiern bemerkte . . . höchstens ein unauffälliges Kopfnicken war erlaubt . . .

Lange nach der Gründung des einigen deutschen Reiches zeigten die deutschen Hochschulen noch das trauliche Bild der weiland deutschen Kleinstaaterei in ihrer unwillkürlichen Buntscheckigkeit, ihren aufreibenden, kleinlichen Bruderkämpfen mit all ihrem Haß und ihrer kindischen Rivalität und Neidhammelei...

Aber das alles empfand Werner nicht, so wenig als einer seiner Korpsbrüder... er wurde sich freudig stolz bewußt, die Farben der ältesten und angesehensten Verbindung der Alma mater Philippina zu tragen, und freute sich der stattlichen Zahl von blauen Mützen, die Marburgs alte düstere Straßen mit ihrem Farbenfest belebten, das mit dem Sonnenhimmel droben und den Kornblumensträußchen wetteiferte, welche den schlendernden Cimbern von spekulativen Bauernweibern feilgeboten wurden und reißenden Absatz fanden, so daß bald jeder Cimber schier in jedem Knopfloch so ein Sträußchen trug. Auch hinüber und herüber zwischen den sich begegnenden Freunden flogen diese bunten Symbole, es war förmlich eine kleine Blumenschlacht auf der Wettergasse, und unter den Haustüren standen die feiernden Philister mit der Sonntagspfeife und sahen schmunzelnd dem Treiben ihrer Lieblinge zu.

Nun rückte der Zeiger der Elisabethkirche auf Elf, und Cimbrias Söhne teilten sich in zwei Parteien. Was für hehre Weiblichkeit schwärmte, schlenderte den Steinweg hinab, um an der Pforte von Sankt Elisabeth „Kirchenparade abzunehmen"; robuster organisierte Seelen zogen eine Morgen-Kegelpartie im Garten der Korpskneipe oder einen Vorfrühschoppen vor. —

Natürlich schloß sich Werner den „Kirchgängern" an. Auf halber Höhe des Steinwegs kam Scholzens

Riesengestalt den Schlendernden entgegen. Er war bei Wichart gewesen, der ihm den Wickelverband abgenommen und ihm statt dessen je eine mächtige schwarzseidene, watteunterlegte Kompresse auf die linke Schädelseite und Wange gebunden hatte. Das sah gar martialisch und reckenmäßig aus.

Achenbach ging ihm entgegen und streckte ihm die Hand hin: „Guten Morgen, Leibbursch!“

Scholz mußte sich erst einen Augenblick besinnen. „Leibfuchs Achenbach — Morgen! Kater?“

„Keine Spur.“

„Wohin?“

„Zur Elisabethkirche.“

„Mädels begaffen?“

„Haha! ja!“

„Kindsköpfe. Ich geh kegeln.“

„Was? Mit deinen Schmissen?“

„Macht nix. Morgen, Leibfuchs.“

„Morgen, Leibbursch.“

Scholz stieg den Steinweg hinauf, alle Cimbern zogen die Mützen vor dem gefürchteten Senior, und man stieg zur Kirche hinab.

Werner war neben Klauser geraten, und das freute ihn. Klauser war ein rechtes Gegenstück zu Scholz. Dieser war hager, unzugänglich, sarkastisch, Klauser etwas behäbig, von behaglicher Umgänglichkeit, sprach gern und mit melodischer Stimme, war ein großer Sänger und so weit Schwärmer, als sich

das mit dem im Korps herrschenden Ton vertrug. Und Werner sagte sich, während er mit dem Zweitchargierten plauderte, daß dieser ihm eigentlich geistig weit näher stände als der eherne, gladiatorenhafte Scholz. Aber wenn er zum zweiten Male hätte wählen sollen, er hätte sich abermals zu Scholz bekannt...

Nun strebten aus Blütenballen und Maiengrün die braunen Türme von Sankt Elisabeth in keuscher Herrlichkeit hoch ins Blau. Eben setzte drinnen die Orgel brausend zur Schlußfuge ein, und aus der alten Pforte ergoß sich der Strom der Besucher. Studenten waren nicht zahlreich darunter, nur die weißen Mützen des Wingolf, der evangelischen Theologenverbindung, tauchten pflichtmäßig auf. Denn das Hessenland war ja eine Vorburg des Luthertums... droben im alten Schloßsaale hatte jenes berühmte Religionsgespräch zwischen Luther und Zwingli stattgefunden, das schon über der Geburtsstunde des neuen Bekenntnisses den Unsegensstern der Zwietracht hatte aufgehen lassen; und das Gotteshaus der heiligen Elisabeth war seit Jahrhunderten eine protestantische Predigthalle geworden.

Cimbria hatte nur Augen für die jungen Mädchen.

Die „ganz waschechten Cimberndamen" bekannten sich auch äußerlich zur Farbe des Korps, indem sie hellblau an Sommer- und Ballkleidern jeder

andern Farbe vorzogen. Die Heſſen-Naſſauer-Damen konnte man ebenſo am Hellgrün erkennen — beides ſelbſtverſtändlich, ſoweit der Teint es zuließ . . . hier war die Grenze der weiblichen Geſinnungstüchtigkeit . . .

Eine der hellgrünen jungen Damen fiel Werner auf, eine ſchlanke, ſehr ſichere Blondine mit ruhigen, feſten Blauaugen; ſie erwiderte einen Gruß der Cimbern, die ſie von den winterlichen Muſeumsbällen her kannte — ſelbſtverſtändlich mit Ausnahme der kraſſen Füchſe, die geſellſchaftlich noch nicht eingeführt waren. Und Werner wollte Klauſer um den Namen des Mädchens fragen; aber als er den Blick zu dem älteren wandte, blieb ihm die Frage im Munde ſtecken. Das Geſicht des Studenten zeigte eine Veränderung, über die Werner erſchrak . . . einen Ausdruck, den er noch nicht kannte, aber verſtand: den der wilden, hoffnungsloſen Leidenſchaft, unter der dieſe ganze hochſtämmige, ſchon faſt männlich reife Geſtalt ſich zuſammenzuziehen ſchien wie unter einem furchtbaren körperlichen Schmerz . . .

Da fragte Werner nicht und ging ſtill neben dem ſchweigenden Korpsbruder den Steinweg hinauf. Weit vorn flatterte ein hellgrünes Gewand, ein Gewand, das nicht Cimbrias Farben trug . . . und an dieſem fernen lichten Farbfleck, der mit den Maienbüſchen der Berggärten zur Rechten wetteiferte, hingen die Augen von Cimbrias Subſenior. Da

wurde Werner zumute wie einst, als er von Weislingens Leidenschaft zur schönen Adelheid las.

Das kannte er noch nicht . . . was dieses Jünglings Mienen verzerrte, seinen Augen diesen düstern Fieberglanz weckte, das war doch noch etwas anderes als seine, Werners, fromme Anbetung vor dem Altare, den er seiner heiligen Elfriede aufgerichtet im inneren Herzenskämmerlein . . . etwas anderes, als die prickelnden Schauer, die ihn durchbebt hatten, als heut morgen das schelmische Judenmädchen in seine Kammer getreten war . . .

Was war es denn?

Liebe —?!

Und jene Gefühle, die er kannte, waren sie nicht Liebe?

Oder gab es am Ende nicht nur die Liebe, sondern Liebe von vielerlei Art?

Der Knabe Werner wußte keine Antwort auf all die stürmenden Fragen seines aufgewühlten Herzens.

III.

Drei heftige, angſtvolle Schläge von draußen an Werners Tür. Bumm! bumm! bumm! „Herr Achebach!“

Tiefe Stille drinnen.

Bumm! bumm!

„Herr Achebach!“

„Hrrm — hō — hm.“

„Herr Achebach!“ Bumm, bumm, bumm, bumm — bumm!!

„Wa? — was gibt's — wer iſt denn da?“

„Ich bin's!“

„Wer — ich?“

„'s Babett! Se müſſe uffſtehe, Herr Achebach! Heechſte Zeit zum Fechtbode! 's Friehſtick hann ich ſcho mitg'bracht!“

„Ja, ja! Setzen Sie's nur vor die Tür!“

„Aber Se dirfe nit widder einſchlafe!“

„Ne, ne, is gut!“ — —

Herrgottſakra! Der Brummſchädel! Ach ſo, geſtern abend war ſpezielle Kneipe, und der lange Korpsburſch Papendieck, der trunkfeſte Mecklenburger, der Fuchsmajor, hatte mal wieder nach allen Regeln des Bierkomments die Füchſe „erzogen“. Das merkte man am andern Morgen, und nun gar

früh um halb sieben, wenn man von der Kneipe heimgekommen war — ja, wann eigentlich? Und wie eigentlich? Keinen Schimmer! Und nun schon wieder heraus! Teufel! Aber was war zu wollen? Fechtboden schwänzen tut zehn Mark Korpsstrafe — Zuspätkommen drei Mark — also in Satans Namen — raus!!

Golden stieg die Sonne über Augustenruh, durchschimmerte das Schlafzimmer, daß die brennenden Augen sich schmerzhaft schlossen — — so, platsch, platsch, einen Schwamm nach dem andern über den gemarterten Schädel — ah, das tut herrlich! Und nun in die Kleider — Donnerwetter — da saß die Hose ja auf einmal verkehrt herum, wie hatte er die denn gestern nacht von den Beinen gezogen? So, anders rum wird 'ne Buchs' draus! Weste, so — nun das Band umhängen, aber nicht wieder verkehrt um, das Rote nach oben! Das kostet ja ebenfalls Beifuhr, ein Em fünfzig! Also aufgepaßt, wenn's auch schwer fällt — so, nun rasch einen Schluck Kaffee — das Brötchen? Unmöglich, es bliebe ja im Halse stecken... also die Treppen hinuntergestolpert und nun, trab, trab, zum Fechtboden! Und dabei dieser Dickschädel! Hol der Satan den Fuchsmajor! „Füchse, ich komm' euch den vierundzwanzigsten Halben! Füchse kommen den dreißigsten und einunddreißigsten Halben nach! Senior, Fuchsmajor und Füchse trinken einen Ganzen auf dein Wohl!" Himmel, wie war's nur

möglich, ſo viel Bier in einen armen kleinen Menſchenmagen hineinzuſchütten — —!

Und wie wohl geſtern das Ende geweſen ſein mochte, das ſich, wie ſtets, in alkoholiſchem Nebel der Erinnerung entzog? Ob man wohl in ſeiner Beſäuftheit auch die nötige „Direktion“ bewahrt hatte? Nicht zärtlich, nicht ungemütlich und krakehleriſch geworden war — oder gar das beſoffene Elend bekommen? Nicht eingeſchlafen auf der Kneipe? Oder gar den Weg zur Tür nicht rechtzeitig gefunden, um dort die alte Zecherſitte zu üben, die ihm ſchon aus dem Cicero bekannt war, und ſo Platz für neue Bierfluten zu ſchaffen? Wehe, wenn anſtatt einer freiwilligen Exploſion da draußen eine unfreiwillige unterwegs erfolgt war! Na, im nächſten Renoncenkonvent würde man's ja erfahren!

Renoncen — das war die offizielle Bezeichnung für die Füchſe — jawohl, Renoncen! Denn renonciert, verzichtet hatte man ja auf die mühſam erkämpfte akademiſche Freiheit, als man ſich dieſer heillos ſtrammen Korpszucht unterwarf!

Doch da war der Fechtboden. Drinnen ſchon reges Leben. Eilig legte alles Mütze, Rock und Weſte ab, den Paukwichs an: einen leinenen, wattierten, geſteppten Schurz um Bruſt und Leib, den ſteifen, nach altem Schweiß ſtinkenden Stulpärmel über Hand und Arm, die mächtig ſchwere, mit Eiſenſtangen und Drahtgitter geſchützte Korbmaske auf den Kopf, nun

den ungefügen Fechtbodenschläger in die Hand, und angetreten!

Himmel, war das ein Getöse, wenn zwölf, fünfzehn Paare gleichzeitig ihre Gänge schlugen! Bald dampfte die Luft von Schweiß und Staub.

„Leibfuchs Achenbach! hierher!“ Der lange Scholz rief's, und herzklopfend folgte Werner. Die Anfangsgründe hatte der gemütliche, alte Universitätslehrer den Füchsen beigebracht, dann hatten die Korpsburschen die weitere Ausbildung in die Hand genommen — und da gab's nichts zu lachen . . .

„Also leg aus und schlage: Quart, Terz, Quart. Dazwischen immer sofort zurück in die Parade!“

Und bumm, bumm, nach jedem Hieb, den der Fuchs zaghaft geschlagen, dröhnte der Nachhieb des Lehrmeisters unparierbar auf Werners Maske.

„Oho! Du willst mucken? Nu warte, Söhnchen, das wollen wir dir mal abgewöhnen! Korb runter, Filzmaske auf!“ Und statt des immerhin noch leidlich schützenden Eisenkorbes mußte nun der unglückliche Werner eine Maske aufsetzen, die zwar vor dem Gesicht mit Eisenstangen und Drahtgitter geschützt war, über Stirn und Schädel aber nur mit einer dünnen, sehr stark mitgenommenen Filzschicht. Auf die hagelten nun Scholzens Hiebe mit voller Wucht nieder, daß jeder Schlag fast den Schädel sprengen wollte und dicke, schmerzende Beulen aufquollen!

„So, mein Muttersöhnchen, das Reagieren, das

wollen wir dir schon austreiben! Laß das verdammte Zucken mit den Augen! Stille gehalten den Schädel! Hör gefälligst nicht auf zu schlagen, ehe ich aus sage! So, jetzt wird's schon besser — Donnerwetter, den Kopf nicht wegstecken, wenn die Hiebe kommen! Du bist Korpsstudent, verstehst du mich?!"

Nach einer Stunde war's überstanden; seelenvergnügt warf man den Paukwichs in die riesigen Kisten an den Wänden, kleidete sich an, und dann ging's zum — Friseur.

Vor drei Wochen hatte Werner noch nicht gewußt, daß es überhaupt Männer gab, die sich frisieren ließen; jetzt ließ er sich allmorgendlich nach dem Fechtboden wie die andern rasieren, obgleich von einem Tage zum andern kaum ein Härchen sproßte; dann wurde der Kopf gewaschen, pomadisiert, ein Scheitel durchgezogen von der Stirn bis in den Nacken und jedes Härchen rechts und links korrekt gestriegelt und festgeklebt...

Und dann: „Wo gehst du hin?" — „Ich? Ins Kolleg." — „Was? Ins Kolleg? Du bist wohl meschugge! Du, ein Jurist? Ja, wenn du noch Mediziner wärst! Juristen brauchen in den ersten zwei Jahren überhaupt nichts zu tun. Im dritten geht man zum Repetitor und läßt sich einpauken... Kolleg ist für die Minderbegabten . . ." — „Ich gehe aber doch . . ." — „Na gut, wenn du dir nicht zu schade

bist für den Stumpfsinn, den die Professoren quasseln ... ich geh schwimmen."

Werner strebte zum Kolleg. Er kam an seiner Wohnung vorbei. In der Haustür stand Rosalie; ihre Augen hüpften wie ein paar muntere Schmetterlinge, luden zu einem Schwätzchen in der Ladentür zwischen Konfitürengläsern und Konservenbüchsen. — Werner blieb standhaft; wie vor einer Prinzessin zog er tief und korrekt die blaue Mütze und strebte zur Universität...

Klosterstille und Klosterluft, wenig Studenten in den kühlen, dumpfen Gängen... nicht nur die Korpsstudenten schwänzten...

Im Institutionen-Kolleg vielleicht anderthalb Dutzend Hörer. Der Professor kam, von einem kurzen Trampeln begrüßt. „Meine Herren," begann er geschäftsmäßig, entfaltete dann erst sein zerlesenes, vergilbtes Heft, nach dem er bereits seit Jahrzehnten allsommerlich denselben Lehrstoff in derselben Weise behandelte. „Der Kreis der klagbaren gegenseitigen Konsensualkontrakte war ein festgeschlossener. Klagbar waren nach klassischem Rechte nur vier Verträge mit typischem, genau bestimmtem Inhalt: nämlich Kauf, Miete, Mandat und Gesellschaft. Formlose gegenseitige Geschäfte, welche nicht unter einen dieser Typen fielen, waren nicht klagbar. Aber auch diese sogenannten Innominatrealkontrakte werden im Laufe der römischen Rechtsentwicklung..." und so weiter in

dieſer Tonart. Die Hörer verſanken in Stumpfſinn, lauſchten kaum mit halbem Ohre den lebloſen Darſtellungen eines ſeit anderthalb Jahrtauſenden verſunkenen, verſchollenen Rechtszuſtandes, mit deſſen Schilderungen man ſie ödete, ohne irgendwelche Anſchauungen in ihnen zu erwecken, ohne anzuknüpfen an vorhandene Vorſtellungen und Begriffe, ohne ihre jungen Seelen anzulocken mit irgendeinem Lebenswert. Mumien breitete man vor ihnen aus, Mumien uralter Formen, mumienhaft war der Vortrag, eine Mumie, eine redende, ſchien gar dieſer alte Geheimrat ſelbſt, der ſeit Jahren vergeſſen hatte, daß da vor ihm junge, ſehnſüchtige Menſchenleben ſaßen... er aber redete wie die abſchnurrende Walze eines Phonographen, ſeelenlos und wie zu Seelenloſen...

Noch ſaß Werner täglich gewiſſenhaft ſeine drei Stunden Kolleg ab ... aber immer dümmer und alberner kam er ſich dabei vor; nicht lange mehr, das fühlte er, ſo würde er dieſem Hauſe den Rücken kehren, deſſen Lehrmethoden noch weit ſinnloſer waren als die des Gymnaſiums, dem er entflohen, und mit den Gefährten ſeiner Jugend bummeln, wandern, ſchwimmen, rudern, pouſſieren...

Endlich waren die drei Stunden in mühſamem Kampf gegen Schlaf und Ekel überſtanden, und erleichtert ſchlenderte der Student zum offiziellen Frühſchoppen...

Aber bitter waren ſeine Gedanken. Das alſo war

die universitas litterarum, das war das ersehnte freie Studium!

Beim Frühschoppen herrschte große Heiterkeit. Sie ging auf Kosten eines Korpsburschen, der mit etwas blassem Gesicht am Tische saß und in seinem Bierkruge statt des gewohnten Trunkes aus München ein dünnes Gebräu aus Rotwein und Selterswasser mischte. Alles ulkte ihn an, sprach ihm ein scherzhaftes Beileid aus, ohne daß Werner sich erklären konnte, was eigentlich der Grund der allgemeinen Heiterkeit sei. Er fragte einen der Korpsburschen, was denn eigentlich mit Dettmer los sei. Antwort: „Na, siehst du's denn nich? Er ist bierkrank, hat sich's bei 'ner Sau in Gießen geholt." Das begriff Werner nun ebensowenig. Aber der Dresdener Dammer hatte die Frage gehört und den verständnislosen Ausdruck in Werners Gesicht beobachtet. Er fragte: „Sag' mal, Achenbach, wo warscht denn du eigentlich noch uff der Penne (Gymnasium), sag' mal?"

„Nun, du weißt doch, in Elberfeld."

„Nu, da wart ihr wohl eine fähre unschuldige Gesellschaft?"

„Wieso?"

„Nu, daß du nicht verstehst, was eben mit Dettmern los ist?"

Und mit Grauen und Ekel vernahm nun Werner das Neue und Ungeheuerliche: jener Korpsbruder

dort war nach Gießen gefahren, dort zu einer Dirne gegangen („ich sah ihn gehn in solch ein schlechtes Haus, will sagen ein Bordell", fiel's Wernern dabei aus dem Hamlet ein), und nach einigen Tagen, just heute morgen, hatte sich die Krankheit bei ihm eingestellt. Das alles fiel in Werners Seele wie lauter dumpfe, wuchtige Keulenhiebe. Wohl hatte er aus der Lektüre der Klassiker eine schattenhafte Vorstellung davon gehabt, daß es im Altertum Buhlerinnen und Lupanare gegeben habe, wußte auch, daß damals selbst Jünglinge edlen Blutes und vornehmer Sitten zu solchen Weibern gegangen waren, ja, daß selbst in der Gegenwart leichtsinnige, heruntergekommene und verwahrloste Menschen sich mit ähnlicher Schande besudelten, davon hatte er eine dunkle Ahnung. Aber daß junge Leute aus guten Familien, brave, harmlose Jungen wie dieser gute, semmelblonde Dettmer... Himmel, das war ja ungeheuerlich!! Und da schämte man sich nicht bis in den Tod, das gestand man ganz ruhig, und das Korps trat nicht ohne weiteres zusammen, um den Unwürdigen, den Ehrlosen auszustoßen, noch dazu, da er sich mit einer offenbar schmutzigen, widerwärtigen Krankheit besudelt hatte... nein, man faßte die Sache als ein harmloses Mißgeschick auf, fügte zum komischen Malheur den scherzhaften Ulk...

Himmel, dachte er, und mit denen sitze ich zusammen, mit denen trage ich die gleichen Farben...

wenn das meine Eltern wüßten, meine gütigen, liebevollen Eltern . . . meine Mutter . . . aber auch mein Vater... wußte er denn nicht, daß es so etwas gab? Und wenn er's wußte, warum hatte er ihm nichts davon gesagt? ihn nicht gewarnt vor diesen gräßlichen Gefahren?!

Aber wozu ihn warnen? Denn hier gab's ja für ihn, für Werner Achenbach, keine Gefahr! — Und er, der sich brennend nach Weibesliebe gesehnt, er wies den Gedanken weit von sich, zu einem käuflichen, verworfenen Weibe zu gehen... sich mit Geld zu erhandeln, was nur süße Liebe, schwer atmender Sinnenrausch gewähren dürfte, gewähren und nehmen . . .

Der gutmütige Dammer, der erst schon im Begriff gewesen war, seine erheiternde Entdeckung von Werners Kinderunschuld dem versammelten Kreise der Korpsbrüder zu verraten, sah die düstere Erregung in des jüngeren Korpsbruders Gesicht und nahm sich vor, den Ahnungslosen nun aber auch gleich gründlich und freundschaftlich aufzuklären. Und während der Frühschoppen die letzten Reste des Katers von der speziellen Kneipe aus den Köpfen der Cimbern hinwegspülte und scherzhaftes Geplauder, derbe Lieder und Trinkscherze hin und wider flogen, sank von Werners Augen die rosige und duftende Wolke — nackt und schamlos, geschminkt und parfümiert stand vor ihm Frau Welt, die brüste-

ſtarre Dirne, Frechheit und Geldgier im erloſchenen, entweihten Auge...

Ein Fieberſchauer ſchüttelte Werners Seele. Kaum war er imſtande, den gemeinſamen Mittagstiſch des Korps noch mitzumachen. Er floh in die Bergwälder und rannte lange ziellos und grauengeſchüttelt umher.

Einige Stunden ſpäter ſtand er in Scholzens Arbeitszimmer vor ſeinem Leibburſchen.

„Was willſt du, Leibfuchs?“

„Ich bitte um meinen Austritt aus dem Korps.“

„Nanu? Iſt was paſſiert?“

Werner verneinte ſtumm.

„Dann ſag' mir, bitte, deine Gründe.“

„Ich paſſe nicht zu euch.“

„So — — das erklär' mir gefälligſt.“

„Das kann ich nicht.“

„So, das kannſt du nicht. Aber weißt du, ſo einfach geht das denn doch nicht. Wenn du keine Gründe angibſt, dann können wir dich nicht entlaſſen — in Ehren entlaſſen.“

„Was? Ihr könnt mich doch nicht zwingen, im Korps zu bleiben?“

„Das nicht, aber wenn du ohne Grund austreten willſt, dann entlaſſen wir dich nicht einfach, dann geben wir dich als unbrauchbar ab, das wird nach außen gemeldet, du kannſt dann nie wieder in ein anderes Korps eintreten und kannſt auch im ſpäteren

Leben mancherlei Unbequemlichkeiten davon haben. Also... rück mal raus."

Werner schwieg noch immer, und Scholz betrachtete ihn nun genauer. Der Cimbernsenior war in seinem sechsten Studienjahr; er hatte schon manchen jungen Fuchs ins Korps eintreten und sich entwickeln sehen. Er hatte unter den jüngeren Korpsbrüdern ein halbes Dutzend Leibfüchse. Um die älteren von diesen hatte er sich noch eifrig bemüht, sie angelernt und erzogen; später hatten seine Chargensorgen und sein medizinisches Studium ihm dazu keine Muße mehr gelassen. Vollends zu diesem da hatte er gar kein inneres Verhältnis. Aber nun machte er sich doch einen leisen Vorwurf, als er den jungen Korpsbruder vor sich stehen sah, schwer atmend, in dem weichen, ungeprägten Gesicht die deutlichen Spuren inneren Wirbels.

Und er hieß Wernern sich setzen, bot Zigarren an, suchte den Schlüssel zu des Knaben Herzen in die Hand zu bekommen. Und bald wußte er, was er wissen wollte.

„Ja, lieber Leibfuchs, daß die Welt ein bißchen anders aussieht, als du dir das bei Vatern und Muttern auf deiner Schulbank vorgestellt hast, da wirst du dich dran gewöhnen müssen. Und daß wir Korpsstudenten, und daß die deutschen Studenten überhaupt gerade keine Tugendengel sind, das stimmt

auch. Aber das iſt nun mal ſo. Das iſt immer ſo geweſen... und du wirſt das auch nicht ändern. Und gerade mit der ſogenannten Liebe... ſieh, ich bin Mediziner, und unſereiner hört und ſieht da noch 'ne ganze Menge mehr davon als ihr Juriſten zum Beiſpiel. Was willſt du machen? Mit dreißig oder zweiunddreißig Jahren wirſt du Amtsrichter, kriegſt dreiundeinhalbtauſend Mark — mit ſechs- bis achtunddreißig kannſt du zur Not mal eine Familie ernähren — und inzwiſchen? Willſt du dir wirklich alle die langen Jahre ſo helfen, wie du dir jedenfalls bisher geholfen haſt? Denn ſo ſiehſt du mir auch nicht aus, als wärſt du ein Phlegmatikus, der ein Mädel für einen Laternenpfahl anſieht. Ja, wenn du ein Fabrikarbeiter wärſt, dann nähmſt du dir jetzt mit deinen zwanzig Jahren ein Fabrikmädel von ſiebzehn, machteſt ihr ein Kind, gingſt dann dienen, inzwiſchen bleibt das Mädel mit ihrem Balg einfach bei den Eltern, jeder findet das ſelbſtverſtändlich; wenn du auf Urlaub kommſt, machſt du ihr das zweite Kind, wenn du fertig biſt, heiratet ihr, mietet euch eine Stube für zehn Mark und orgelt weiter, bis ihr euer Dutzend Orgelpfeifen beiſammen habt. Aber ſo? Ja, was denkſt du dir denn? Du mußt einfach zu Weibern gehen, du mußt! Und wenn du dir's heute noch verkneifſt, in ein paar Monaten tuſt du's doch! —"

Werner ſaß ſtumm, den Blick zu Boden geſenkt, und hatte das Gefühl, als zöge jener ihn nackt aus

und ſähe kalt und ſicher jedes Fältchen ſeines Leibes und ſeiner Seele.

„Die Weiber," ſagte Scholz weiter, „die ſind beſſer dran als wir. Die können warten. In denen ſchweigt der innere Schweinehund, bis er geweckt wird. Aber unſer Corpus, der meldet ſich von ſelber, wenn er ſo weit iſt! Und dann iſt kein Halten mehr, dann heißt's entweder zum Mädel oder — — pfui Deuwel! — — Ich weiß nicht, ob man dir auch ſchon erzählt hat, wie ich's gemacht hab'. Ich hab' mich auch geekelt vor dem Viehzeug, vor den Dirnen. Da hab' ich mir denn ſogenannte anſtändige Mädels hergenommen — Dienſtmädchen, Bürgermädchen, ſo eine nach der andern im Lauf der Zeit. Na, und was iſt paſſiert? Drei Würmer hab' ich nach und nach in die Welt geſetzt. Daraufhin haben ſich die armen Mütter mit ihren Eltern entzweit, haben ihre Stelle verloren, ich hab' mächtig berappen müſſen, mein Alter hat getobt, ich darf gar nicht mehr nach Hauſe kommen — und da liegt gerade noch der Brief von einem ſehr netten guten Mädel, die auch was gefangen hat; ich ſoll ſie heiraten, ſonſt will ſie ins Waſſer. Weißte, ſchön iſt das verdammt nicht. Dann ſchon lieber nach Gießen."

„Und... der Dettmer?"

„Ja ... der hat ſich ein bißchen angeſengt ... das läßt ſich nicht vermeiden. Aber was willſt du machen? Heiraten is nich, bleibt alſo nur huren oder

. . . na, du weißt ſchon. Oder haſt du einen andern Rat?“

„Himmel — dann wär's doch beſſer noch, einfach auf alles zu verzichten . . . auf alles . . . bis man . . . bis man heiraten kann.“

„Verſuch's doch mal! Haha! Verſuch's doch mal! Vielleicht haſt du ja für zehn Pferde Willenskraft . . . dann bringſt du's vielleicht fertig. Aber wenn du nicht zugleich wie ein Mönch lebſt, die Augen zukneifſt, wenn ein helles Kleid von weitem blinkt, nur wiſſenſchaftliche Bücher lieſt, keinen Tropfen Alkohol trinkſt, kurz, auf alle Lebensfreuden verzichteſt — wenn du das nicht tuſt, mein Junge, und dann doch dabei enthaltſam leben willſt... dann ruinierſt du dir deine Nerven in Grund und Boden und ſitzeſt in fünf Jahren im Irrenhaus — das garantiere ich dir. So, nu lauf und zerbrich dir den Kopf nicht über die Welt. Du haſt ſie ja nicht gemacht, und ändern wirſt du ſie auch nicht. Mach's, wie's die andern machen, laß dich belehren, wie man Anſteckung und Kinderkriegen vermeidet, oder häng' die Studien an den Nagel und werde Fabrikarbeiter. Ich weiß keinen andern Rat.“ — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

Gott, Gott! Da ſtand Werner auf der Straße.

Und wie ihn das Gefühl hilfloſer Einſamkeit übermannen wollte, da kam ihm der Gedanke an ſeine Heimat. Seinem Vater ſchreiben . . . ihm alles er-

zählen, ihn fragen, was er tun ſolle. Aber dann ſah er ein, daß es ihm unmöglich ſein würde, auch nur ſchriftlich mit ſeinem Vater... warum hatte ihm der denn nichts von alledem geſagt? Warum ihn ins Leben hinausgeſtoßen, wie man einen Schuh vor die Tür ſtellt? Wußte der denn das alles nicht? War der denn anders geweſen, unſchuldig, kampflos durchs Leben gegangen? Der hatte mit vierzig Jahren geheiratet und ihn, ſeinen Älteſten gezeugt... und vorher? Hatte der vielleicht auch Dienſtmädchen und Bürgermädchen verführt, und liefen vielleicht irgendwo in der Welt Menſchen in der Arbeiterbluſe oder im Bauernkittel herum, die ſeine Halbgeſchwiſter waren? Hatte der vielleicht auch einmal Rotwein und Selterswaſſer getrunken, wie C. V. Dettmer Cimbriae? —

Himmel, welch fürchterliche Gedanken! Welch ein Sturz von roſigen Wolkenhöhen hinab in bodenloſe Nächte! Wo ein Halt, wo eine Hilfe?

— Werner war daheim. Er ſaß im Dämmern auf dem zerſeſſenen Plüſchſofa ſeines Wohnzimmers und hatte den Kopf in den Armen auf die Tiſchplatte geworfen. Alles in ihm tobte.

Da klopfte es. „Herein!“ Es war die blonde Babett.

„Entſchuldige Se, Herr Achebach, ich hann nit gewußt, daß Se derheem ſinn.“

„Laſſen Sie ſich nicht ſtören, Babett.“

„Darf ich die Zimmern zurecht mache?“

„Nur zu.“

Einen scheuen Blick voll Güte und Verehrung warf Babett auf den Studenten.

Immer tiefer sank die Dämmerung in die Stube — nur des Jünglings hellseidenes Band und sein fahles Gesicht leuchteten aus der Sofaecke auf.

Und Babett hantierte im Zimmer. Brachte frisches Wasser, zog die Spreite vom Bette. Ihre junge Gestalt beugte sich über des Knaben unentweihte Lagerstatt.

„Babett . . .“ heiser, schreckhaft fremd hatte das geklungen.

„Herr Achebach?“

Plötzlich stand Werner vor ihr, und wie sie, tödlich erschrocken, die Arme wehrlos niederhängen ließ, da fühlte sie sich umfaßt.

Wild, wahnsinnig umfaßt. Und ohne Widerstand gab sie sich den irren Küssen hin, die sie trafen, auf Haar und Stirn, auf Gesicht und Schulter.

Auf einmal war sie frei. Und der Student riß seine Mütze vom Tisch, stolperte hinaus.

Da mußte die junge Babett sich auf das Bett setzen und herzbrechend weinen.

IV.

Unter dem ſchmalen Türchen, das zum Delikateßwarengeſchäft der Witwe Markus führte, ſtand die ſchwarze Roſalie und ihr Bruder Student. Die Geſchwiſter zankten ſich.

„Das kann ich dir ſagen, Roſalie," ſagte Simon, „wenn du nit irgendwie dafür ſorgſt, daß die Mama mir am Wechſel zulege tut, hernach tu ich noch emal e G'ſchicht mache, wo ihr alle zwei dran ſollt zuviel kriege."

„Tu, was du nit kannſt laſſe," ſagte Roſalie mit einem unendlich gleichgültigen Achſelzucken. „Du biſt ebe nit als Sohn von em Millionär auf d' Welt komme."

„Ich weiß, daß ich der Sohn von der alte Markus bin," knurrte Simon, und ſeine ſchmale blaſſe Wange glühte. „Aber ich weiß auch, daß die alte Markus Geld hat für ihrer Roſalie zehn neue batiſtene Sommerbluſe zu kaufe, un denn tut's mer nit paſſe, daß ich als Student muß ins Vadders nachgelaſſene Kontorröckelcher erumlaufe. Wann ich ſoll erumlaufe wie e Fellcheshändler, hernach hätt mei Mutter nit gebraucht, mich Medizin ſtudiere laſſe."

„Ich kann mir auch nit denke, was ſe ſich dabei gedacht hat, die alt Markus. Du un e Student! du

un e Mediziner! en Herr Doktor! Wer krank is un dein Fisionomie sieht un tut dich noch zu Rat ziehe, den kannst immer gleich obe nach Kappel in d'Irrenanstalt bringe lasse!"

„Was? Du un mein Fisionomie schlecht mache? mein Fisionomie — die is mir wenigstens zu schad, um se von eime jede ablecke zu lasse!!"

„Simon!!" Wie eine Megäre sah das schöne Mädchen aus. „Ich kratz' dir die Auge aus auf der offene Straß!"

„Das kannst gern! Ebe kommt da euer Mieter, der Herr Korpsstudent, der Herr Cimbrefuchs Achebach — kratz nur — kratz! Dann weiß der auch gleich, was ihm emal von dir passieren wird, wann er dich leid is!"

Und mit Grinsen sah Simon, wie sich das Gesicht der Schwester plötzlich verwandelte, als Werner, die Kollegmappe umterm Arm, schmuck und geschniegelt, ein eben erstandenes Kornblumensträußchen im Knopfloch, von der Universität her die Wettergasse entlang geschlendert kam, seinen Arm lässig in den des guten Dammer geschoben.

Unwillkürlich strich bei diesem Anblick das Mädchen die losen Löckchen aus der Stirn, die sich, wie auch die Innenseite ihrer Hand, bei dem kurzen Wortgefecht rasch mit feinen Schweißtropfen bedeckt hatte.

Und Werner kam näher, sah Rosalie, sah ihr verheißungsvolles Lächeln und verabschiedete sich plötz-

lich und verlegen von dem grinsenden Dammer. Er schritt an den Geschwistern, die noch immer in der Ladentür standen, vorüber mit dem zeremoniell-respektvollen Gruß, der Rosalien immer so riesig angenehm übers Herz strich, trat in den schmalen Sondereingang, der zur Treppe führte, und stolperte in seine Bude. Rosaliens Lächeln machte seine Pulse hüpfen.

Kaum war er oben, da klopfte es, und Rosalie trat ein, unterm Arm ein wohlbekanntes Paket: den grauen Leinensack, in dem er alle drei Wochen seine Wäsche nach Hause schicken sollte . . . das hatte er vor kurzem zum ersten Male, nach Mutter Achenbachs strengem und ach so zärtlich gemeintem Befehle, getan, und wunderlich war ihm zumut, wie da die Sendung der guten, vergötterten Mutter unterm Arm der filia hospitalis bei ihm eintraf . . .

„Da, Herr Achebach — fünfzehn Pfennig hat's kost!" sagte Rosalie und legte das Paket auf den Tisch.

„Ah — Sie haben's ausgelegt, Fräulein Rosalie? Tausend Dank — hier . . ." Er zog sein Portemonnaie heraus — aber . . . kein Pfennig fand sich vor — auch nicht einer.

„Himmel — was haben wir denn heut für'n Datum?"

„De sechsundzwanzigste — ach so!"

Student und Mädel sahen sich an und mußten

lachen, daß ihnen die Tränen die Backen herunterliefen.

„Noch vier Tag, dann kommt der Stephan!“

„Inzwiſchen kann ich zehnmal verhungert ſein!“

„Korpsſtudent, un verhungern in Marburg? — gibt's nit — wär auch ſchad um Ihne!“

„So — finden Sie?!“

„Allemal!“ Ein Blitz aus den dunklen Augen ſagte: ja, ich mein's wirklich ſo. Werner war ganz benommen vor Glückſeligkeit. „Nu? de Waſch von Haus? Soll ich Ihne helfe auspacke?“

Das meinte Werner nicht verſchmähen zu dürfen, und behaglich ſah er zu, wie die gewandten runden Finger die Knoten der Verſchnürung löſten.

Aber die Öffnung des Sackes war mit Mutters ſorgfältigen, gleichmäßig ſauberen Stichen vernäht, und Werner mußte ſein Taſchenmeſſer hergeben — daß ihn dabei die runden Finger ſtreiften, war nicht ſeine Schuld, und daß dieſe flüchtige Berührung ihm ins tiefſte Herz hineinſchauerte, auch nicht. Und wieder war's ihm wunderlich, daß die Stiche alle, die ſeine Mutter ſo ſauber und akkurat, ſo treuſorglich und liebesgetroſt einen neben den andern hingeſetzt, nun von einem ſchimmernden flinken Händchen mit einem raſchen Schnitt getrennt wurden . . .

Als nun aber die Wäſche zum Vorſchein kam, ward Werner doch rot und verlegen und wollte das Amt des Auspackens den allerliebſten Fingern ent-

ziehen. Aber das ließ Rosalie sich nicht gefallen. „Stelle Se sich nur an die Kommod — ich geb's Ihne an!“ Und ohne Scheu zählte sie ihm vor: „— — zwölf, dreizehn, vierzehn Hemde — — zehn, elf, zwölf Paar Unnerhose — — zehn, elf, zwölf, dreizehn Nachthemde — uh, was habe Se für schön gestickte Nachthemde!“

Und dabei lachte sie ihn dreist an, und als sie sein Erröten sah, lachte sie noch viel stärker.

Indessen das Auspacken und Einräumen der Wäsche war ohne Zwischenfall beendigt, nur daß Werners Stimmung einen Augenblick umschlug, als Rosalie unter Lachen und Späßen zwischen den Taschentüchern und Strümpfen eine Trüffelwurst, eine Büchse Ölsardinen, ein Stück Gervais, eine Schachtel Zigaretten, ein Paket Schokolade und einen dicken Brief mit der Aufschrift „An dich!“ zutage förderte. Der Brief verschwand in Werners Rocktasche, und als ob Rosalie empfunden hätte, daß sie in diesem Augenblicke auf Werner nicht mehr zu wirken vermöge, verdoppelte sie ihre Lustigkeit.

„Ah! Zigarette! un sicher gute!“

Ihre Augen funkelten begehrlich.

„Wollen Sie eine?“ Werner hatte noch nie ein weibliches Wesen rauchen sehen. Doch — einmal auf Reisen eine Russin im Eisenbahnwagen.

„Aber allemal!“ Mit den Fingernägeln ritzte Rosalie die Verpackung auf, und eins, zwei, drei hatte

ſie die Zigarette entzündet. Nach ein paar Zügen ſtand ſie vor Werner: „Die is fir Ihne!“ Und eh' er ſich's verſah, hatte ſie ihm die angerauchte Zigarette zwiſchen die Lippen geſchoben. Er fühlte die Wärme, den Hauch von Feuchtigkeit auf dem Mundſtück, und eine wilde Sehnſucht kam ihm nach dieſen hüpfenden Lippen.

Roſalie zündete ſich auch eine Zigarette an, ſaß auf der Sofalehne, baumelte mit den Beinen, rauchte ſtumm, ließ die blauen Nebelflöckchen läſſig durch die Lippen ſteigen und ſah Werner an, der, wie ein Schuljunge, der nicht mehr weiter kann, zu ihr aufſchaute.

„Nu?“ ſagte ſie nach einer Weile.

Werner ſchwieg und zerbiß das Mundſtück ſeiner Zigarette. Seine Kinnbacken bebten leiſe.

„So e hübſcher Jung — un ſo langweilig!“ ſagte Roſalie.

„Langweilig? finden Sie mich langweilig?“

„Arg,“ ſagte Roſalie.

Langſam drehte ſich Werner herum und ging ans Fenſter, ſtarrte durch die tief zuſammengezogenen Vorhänge auf die Wettergaſſe hinaus.

„Gude Morge, Herr Achebach!“ ſagte Roſalie und ging langſam, lauernd zur Tür. Jetzt mußte er ſich doch umdrehen, mußte ſie in die Arme nehmen — das war doch bei den andern auch ſo geweſen...

Aber Werner drehte ſich nicht um, und mit

einem mißtönigen Lachen der Enttäuſchung ließ Roſalie die Tür ins Schloß knallen.

Und Werner fiel in einen Seſſel. Er zog den Brief der Mutter aus der Bruſttaſche. Die wohlbekannten, geheiligten Schriftzüge . . . „An dich!!“

Und auf einmal konnte Werner weinen.

Bange, wilde Tränen . . . aber doch Tränen . . .

Kindertränen, Sehnſuchtstränen, wie ſie vor wenig Tagen im ſelben Zimmer die blonde Babett geweint hatte.

„An dich!“ Wie mochte ſich Mutter ſein Leben vorſtellen — und wie anders war das Antlitz der Wirklichkeit — —

Ja, in ſeinen Briefen, da dichtete er den Eltern ein akademiſches Idyll vor . . . ein Gegenſtück zu jenem, das des Vaters Jugenderzählungen dem Familienkreiſe vorgezaubert hatten . . . ein Idyll aus Becher- und Schlägerklang, aus Feſten der Freundſchaft und Feſten der Wiſſenſchaft, aus ſchwärmeriſchen Spaziergängen im Mondenſchein mit begeiſterten Freunden . . . und die Wirklichkeit?

Verkatertes Auffahren morgens früh bei Babetts Wecken, eilig hinuntergeſchüttetes Frühſtück, Galopp zum Fechtboden, eine Stunde Zitterns und Bebens unter der Behandlung der ausbildenden Korpsburſchen, dann der Friſeur, ein paar Stunden ſchläfrigen, verſtändnisloſen Hindämmerns im Kolleg, Frühſchoppen, Mittageſſen in der von Menſur- und

Weibergesprächen ausgefüllten Runde der Korpsbrüder — dann ein endloser, bleierner Nachmittagsschlaf, ein Bummel auf der Wettergasse, eine Kegelpartie auf der Kneipe, und abends — Spiel- oder offizielle Kneipe, aber hier wie dort Bier — Bier — Bier . . . endlose Ströme Bier . . . Halbe und Ganze, einfache, doppelte, dreifache Bierjungen, Bier, Bier, Bier . . . und wenn der Magen rebellierte, eine Flucht nach draußen, eine Entlastung, ein Schütteln des Ekels und Grauens . . . und dann wieder hinein in den dumpfen, von dichten Tabakwolken überlagerten Raum, und wieder Bier — Bier — Bier . . .

Und dazwischen immerfort, von diesem wahnsinnigen Alkoholkonsum geschürt, die unseligen Sinnenkämpfe . . .

Das war sein Leben, das war die heißersehnte akademische Freiheit . . .

Ja, Werner weinte lange und heiß vor dem Briefe, aus dessen Aufschrift Mutterhoffnung, Mutterstolz, Mutterglaube so schlicht und ruhig ihm ins Auge schauten.

Dann riß er den Brief auf. Der meldete nicht viel Neues: sprach von der Eltern Befriedigung, daß der Sohn sich glücklich fühle auf der Hochschule, erzählte von kleinen Freuden und Leiden daheim, brachte die Grüße des Vaters, der Brüder, den Kuß der unversieglichen Mutterliebe.

Und wieder einmal war es Werner, als könne er's nicht mehr tragen, als müsse er dies Joch, das er freiwillig auf sich genommen, abwerfen ... aber was dann?

Dann mußte er verzichten auf dies ganze Studentenleben, nach dem er sich so gesehnt, verzichten auf den Schmuck der Korpsfarben, den Glanz des Auftretens, in dem sich seine ungefestigte Seele, ach so gerne doch! sonnte —

Denn in eine andere Verbindung eintreten, dieser Gedanke konnte ihm niemals kommen; soviel meinte er schon vom akademischen Leben begriffen zu haben, daß die anderen Korporationen doch nichts anderes seien als Korps zweiter bis siebenter Klasse. Also verschwinden, versinken in das Dunkel des Finkentums, verzichten auf die glanzvolle Zusammengehörigkeit mit allen Angehörigen des hohen Kösener Verbandes, der sämtliche Korps und ihre alten Herren zusammenschloß zu einer imposanten Masse gleich Erzogener, gleich Gesinnter, zu einem starken Rückhalt in den einstigen Kämpfen des wirklichen Lebens... ohne den historischen Schmuck der Farben durch seine Studentenjahre gehen, wie irgendein Kommis... angewiesen auf den Verkehr in irgendwelchen obskuren Kneipen — die angesehenen waren der Tummelplatz der Couleuren und darum für den „Finken" fast unmöglich — angewiesen auf den Zufall, der ihm einen Kreis von Kommilitonen zuführen möchte, mit denen

er einigermaßen harmonieren könnte ... am Ende gar dem Spotte ausgesetzt, als sei es die Angst vor dem langen Messer gewesen, die ihn aus dem Korps getrieben — —

Nein — lieber aushalten ... die Zähne zusammenbeißen ... saufen mit der Kraft der Verzweiflung, der Eifrigste sein auf dem Fechtboden, damit wenigstens die niederdrückende Fuchsenzeit bald ihr Ende finden möchte ... und dann eine Rolle spielen im Korps — Chargierter werden — Senior wie Scholz ... S.-C.-Fechter ... herrschen ... Macht ausüben ... herausragen über die andern, Primus omnium auch in dieser Welt, wie er's auf dem Gymnasium gewesen ...

So kämpfte Werner Enttäuschung und Widerwillen hinunter und stülpte am Ende ein wenig beruhigter die Mütze auf den Kopf, um vor dem Frühschoppen noch einmal die Wettergasse auf und ab zu schlendern.

Und ganz vergessen hatte er über diesem Sinnen und Kämpfen, daß die erste Quelle seiner Tränen und Kümmernisse das schöne Mädel gewesen, die ihm so deutlich gemacht, daß sie nicht schmachte und platonisch trachte, nein, daß recht inwendig ...

Und er merkte auch nicht, daß seinem blonden teutonischen Wandel aus der Dämmerung des Ladens der alten Markus zwei dunkle Augenpaare folgten; in Spott und dennoch in auffaugendem Be-

gehren das eine, in wildem, dumpfem Neiderhaß das andere.

Simon ſtand ganz allein. Auf dem Gymnaſium in Marburg war er in ſeiner Klaſſe der einzige Jude geweſen. Jahrelang hatte er ein paar Freunde unter ſeinen Mitſchülern gehabt; und wenn auch der Sohn des Delikateßwarenhändlers niemals in die Häuſer der Bürgersſöhne eingeladen worden war, niemals den Beſuch ſeiner Freunde unter ſeines Vaters Dach empfangen hatte... in jenen Jugendjahren hatte das Scheuſal des Raſſenhaſſes doch nicht zwiſchen den Bankgenoſſen geſtanden, Simon war nicht allein geweſen inmitten ſeiner Kameraden. Aber dann, als er in die oberen Klaſſen aufrückte, war's langſam gekommen: die unbegreifliche, allmähliche Abkehr der Schulkameraden von ihm, die unbegreifliche, ungreifbare Vereinſamung. In Sekunda und Prima des Gymnaſiums herrſchte ſchon die Weltanſchauung der akademiſchen Jugend, und dieſe ſchied den Juden aus dem Kreiſe der gleichberechtigten Kommilitonen aus.

Nun war Simon Student in der Heimatſtadt, die zugleich eine Hochburg des Antiſemitismus war, und die Herkunft aus dem Käſeladen, ſeine armſelige Börſe verſchloß ihm ſogar die Möglichkeit, ſich den wenigen ſemitiſchen Kommilitonen anzuſchließen, die ſich aus Unkenntnis der Verhältniſſe nach Marburg verirrt hatten.

Darum hockte er tagaus, tagein in ſeinen kolleg-

freien Stunden im Laden der Mutter. Nicht einmal ein eigenes Stübchen besaß er während des Semesters, denn das winzige Haus enthielt außer den drei Schlafzimmern, die im Erdgeschoß lagen, nur noch die zwei Zimmer im Mittelstock, die Werner inne hatte, und daneben noch eine zweite Studentenwohnung, die aber nur ein Zimmer hatte. Doch das war in diesem Sommer ärgerlicherweise unvermietet geblieben. Indessen durfte man ja, vier Wochen nach Semester-Anfang, die Hoffnung noch nicht aufgeben, und das Zimmer blieb leer und wartete.

Simon nannte also im Hause seiner Mutter nichts als sein Schlafzimmer sein eigen, und so war er um die Mittag- und Abendstunden immerfort im Laden zu finden.

Hier gab es wenigstens etwas zu sehen; die Kunden kamen und machten Einkäufe, hielten auch wohl einen Schwatz mit der Mutter oder mit Rosalie, und Simon beteiligte sich manchmal daran; namentlich machte es ihm Vergnügen, die samt und sonders in die hessische Landestracht gekleideten Dienstmädchen durch gewagte Scherze derbsten Kalibers zum Kichern und Quieken zu bringen. Niemals aber war er zu bewegen, auch nur die kleinste Handreichung zu tun. Und so war denn seine Gegenwart der Mutter und Rosalien gleich verdrießlich. Die Mutter brummelte wohl mal ihren Ärger darüber halblaut vor sich hin; Rosalien war es eine besondere Genugtuung,

den Bruder bei jeder Gelegenheit fühlen zu lassen, daß er im Wege sei. Ging sie aber bei ihm vorüber mit einer Schieblade voll Reis oder Sago, mit einer Trittleiter, so konnte Simon sicher sein, einen festen Puff mit der ersten besten scharfen Holzkante abzubekommen.

Und Simon ließ sich's gefallen. Er stieß nicht wieder — schimpfte nur selten einmal. Er beneidete die schöne Schwester um ihren wundervollen Körper, um die schlenkernde Lustigkeit ihres Temperaments ... er beneidete sie, und doch war sie aller Stolz seines Lebens ...

Er hatte eine dunkle Ahnung, daß manches vorging zwischen ihr und den Studenten, die Semester für Semester die drei Zimmer im Mittelstock des elterlichen Hauses bewohnten... eine dunkle Ahnung ...und diese Ahnung war in seinem lichtlosen Leben die schreckhafte Finsternis, in die seine nachtgewohnten Blicke nur mit Grausen hineinstierten.

Seitdem er vom Gymnasium entlassen worden war und ihm das medizinische Studium die Augen geöffnet hatte, umlauerte er jeden Schritt, jede Bewegung, jeden Blick und jedes Wort der Schwester, wenn er daheim war. Kam er vom Kolleg zurück oder vom Präparierboden, so galt sein erster, forschender Blick der Schwester: was mochte sie inzwischen getrieben haben?

Und wenn er jeden Couleurstudenten mit zähne-

knirſchendem Pariahaß betrachtete — eine kaum zu unterdrückende, würgende, kehlumſchnürende Raſerei packte ihn jedesmal, wenn er die Mieter ſeiner Mutter ſah . . . es waren ſeit Generationen Angehörige des Korps Cimbria . . . einer von denen, das fühlte er, das fraß an ihm als ein unwiderlegliches Wiſſen, einer von denen hatte einmal den erſten Jugendzauber von ſeiner Schweſter lachendem Munde geküßt, einer ſie zuerſt in den Armen gehalten, einer ſie wiſſend gemacht . . . und der jetzt da oben wohnte, dieſer blonde, blauäugige Rheinländer, der beſaß vielleicht jetzt ihren Leib . . .

Und darum mußte ſich Simon Markus jedesmal abwenden, wenn er Werner Achenbach im Hausflur, im Laden, auf der Treppe begegnete — mußte ſich abwenden, um den fürchterlichen Drang in ſich hineinzuwürgen — den Drang, jenem die blaue Mütze, das Band abzureißen und ſeine Zähne in den weißen Hals des Jünglings zu bohren . . .

Heute war Roſalie, das hatte Simon wohl gemerkt, alsbald nach Werners Rückkehr zu ihm hinaufgeſtiegen und länger als eine Viertelſtunde in ſeiner Stube geblieben . . . was mochten die zwei in dieſer Viertelſtunde da oben getrieben haben? Das riß an Simons Herzen, an ſeiner Phantaſie, ſeinen Sinnen . . . Bilder quälten ihn, die er immer wegſtieß, und die dennoch immer, immer wiederkamen . . . und derweil kauerte er auf einem Schemel hinter

dem Kontorpult in der Ecke des Ladens . . . eine beständig schwälende Petroleumlampe hing dahinter und goß ein fahles Licht über seine ungeschlachte Nase, daß die rechte Gesichtshälfte von einem breiten Schlagschatten überschnitten wurde. Und Rosalie hantierte indessen munter und ahnungslos inmitten des Raums hinter den Verkaufstischen . . . sie hatte alle Hände voll zu tun, so kurz vor Mittag.

Eben kam ein großes, blondes Mädchen in lichtgrünem Waschkleide, vor deren Eintritt die Dienstmädel, Offiziersburschen und Laufjungen ehrerbietig zur Seite wichen. Sie warf einen raschen Blick auf die Gasse zurück und lächelte unwillkürlich leise befriedigt, als draußen in diesem Augenblick die prachtvolle Gestalt des Zweiten Chargierten der Cimbria vorüberspazierte — Klauser hatte das Mädchen, das sein ganzes Wesen beherrschte, in dem niederen Laden verschwinden sehen, und ohne sich einen Moment zu besinnen, trat er gleichfalls ein.

„Fräulein Hollerbaum?“ sagte Rosalie diensteifrig, „womit kann ich Ihne diene?“

Marie Hollerbaum mußte einen Augenblick überlegen, da sie nur eingetreten war, um zu versuchen, ob Klauser ihr wohl folgen würde. Schließlich verfiel sie auf ein halbes Pfund Datteln.

Klauser trat heran und zog die Mütze.

„Guten Tag, Fräulein Hollerbaum.“

Marie nickte nur, aber daß sie rot wurde, konnte sie nicht hindern, noch verbergen.

„Darf ich fragen, ob Sie morgen abend auf der Museums-Reunion sein werden?“

„Oh, ich denke doch — und Sie?“

„Ich bin da — aber ich werde um halb elf nach Hause müssen.“

„Ach so —“ lächelte sie, „Samstag?! Mit wem?“

„Herr Seydelmann.“

„Was?! Na, dann sollten Sie aber lieber am Freitag nicht tanzen.“

„Wenn Sie tanzen, komme ich.“

„Ich kann's Ihnen nicht verbieten. Guten Morgen, Herr Klauser!“

Sie hatte ihre Datteln in ihren Pompadour gleiten lassen, nickte kurz und schwebte hinaus. Klauser stand mit abgezogener Mütze und starrte so hingenommen hinter ihr drein, daß die Mägde und Burschen die Köpfe zusammensteckten. Kaum konnte er auf Rosaliens Frage die Bestellung einer Büchse Ölsardinen zusammenbekommen. Wie er hinausging, grinste Rosalie zu ihrem Bruder hinüber, und er grinste selig mit. Mochten diese Affen, diese Fatzken sich vergaffen, in wen sie wollten, wenn's nur nicht Rosalie war.

Aber kaum hatte Rosalie einen Teil der harrenden Kunden abgefertigt, da kam ein anderer Besuch:

ein junges Bürgermädchen, etwa zwanzig Jahre alt, durch ihre einfache, schwarze Tracht als Ladnerin kenntlich.

„Tag, Lenche," sagte Rosalie, strich die Rechte an der Schürze ab und reichte sie über die Theke hinüber der Angekommenen. „Aber — was hast, Mädche?"

Die blauen Augen der Angekommenen standen voll Tränen.

Ein Schauer überlief ihre schlanke, feste Gestalt. „Salche, ich muß dich spreche — allein muß ich dich spreche — du mußt mer helfe, sonscht —"

„Na, da geh im Zimmer — ich komm — nur ebe die Kunde muß ich abfertige... gleich is Middag, da wird's still."

V.

Lenchen taſtete ſich zitternd in das halbdunkle Hinterzimmer. Dort ſtand im dunkelſten Winkel der fettige Lederſeſſel, von dem aus die alte Markus ihren Laden zu leiten pflegte. Seit ein paar Tagen war er leer geweſen; das mühſelige Weibchen mit dem verknitterten Ledergeſicht hatte vor Aſthma die zwei Treppen nicht hinuntergekonnt und lag nun oben im Bett, keuchend und ſchwitzend vor Angſt, immerfort rechnend und rechnend, wieviel Ausfall ihre Krankheit für ihr Krämche wohl bedeuten möchte. Sie hielt ſich noch immer für die Seele des Geſchäfts und ahnte nicht, daß das zerfahrene, verliebte Salche längſt die Zügel in die Hand genommen hatte und ſtrammer hielt, als Mutter Sidonie ſie jemals gehalten. In ihren verlaſſenen Seſſel verkroch ſich nun Lenche Trimpop. Kaum vermochte das rumplige Gerät ihre mächtigen Hüften zu faſſen; es knackte in allen Fugen, aber Lenche achtete nicht darauf . . . einen Augenblick Raſt, irgendwo, wo es keine Menſchen gab, die ſie kannten, einen Augenblick . . . ſie ſchloß die Augen und ſaß ganz ſtill . . . aber nun ſchauerte ſie zuſammen . . . da war es wieder, dies fürchterliche Pochen in ihrem armen Leibe . . .

„Na, Lenche, was bringſt gut's?“

Frisch, rosig, nach allen möglichen Spezereien und Eßwaren duftend, stand Rosalie vor der Freundin.

„Ach, Salche — ich muß ja sterbe, Salche!“

„Was mußt? Sterbe? Bist nit gescheit?!“ Und Rosalie kniete neben der Freundin und umfaßte ihren Leib — —

Was war das?!

„Lenche —!!“

„Ja, Salche — das is es —“

„Nit möglich — Lenche — wie hast denn das angefange? Na, aber so e Dummheit! Bist denn erst gestern uf d' Welt komme?! Nu wer — wer — von wem hast es denn?“

„Kennst du de Scholz?“

„De Scholz? De lange von de Cimbre? De Erste von de Cimbre?“

Lenchen nickte und schluchzte stoßweise vor sich hin.

„De Scholz — na, wer kennt den nit in Marburg?! Wie kann mer sich auch mit so eme einlasse? Das weiß doch jedes Kind in Marburg, daß der schon e Stücker drei hat unglücklich gemacht! Hast denn das nimmer g'wußt, Lenche?“

„Ach, Salche — du kennst en nit, Salche! Du kennst en nit, wie ich en kenn! — Das is einer, Salche — wenn der dich will, da kannst de nit nein sage!!“

Salche mußte in ſich hinein lachen. Nein ſagen würde ſie ja vielleicht nicht . . . aber ſo wie dem dummen Lenchen würde es ihr trotzdem nicht gehen.

„Ach, Salche, ſag mer nur, was fang ich jetzt an?“

„Was de anfangſt? Du kriegſt dei Kindchen, un der Scholz muß zahle!“

„Oh, Salche, du kennſt doch mei Vadder — der tut mich dotſchlage, wenn er's merkt! Ach, un mei Mutter! Un mei Stell verlier ich, un — oh, Salche, ne, ich muß ſterbe! Ich geh in de Lahn geh ich, Salche!“

„Es is nit ſo ſchlimm, Lenche,“ ſagte Roſalie. „Es hann als mehr Mädche Kinner kriegt un ſinn nit in de Lahn gange. Wie lang is es denn ſchon?“

„Es is noch aus em vorige Jahr, glaub ich.“

„Himmel, ſchon im ſechſten Monat! Ja, dann wirſt es wohl nimmer lange verberge könne, un für bei de Hebamm in Frankfurt zu gehn, is es auch ſchon e bißche zu ſpät, da könnſt bös ereinfalle . . . na, da geh doch zum Vadder un ſag's em, freſſe kann er dich nit!“

„Ne, Salche, das is ganz unmöglich, das gibt e gräßlich Unglück, dot tut er mich ſchlage, gewiß un wahrhaftig, das kann ich nit, da hab ich kein Kuraſch for, och, Himmel, was mach ich nur, was mach ich nur?“

„Weiß denn dein Scholz davon, wie es mit dir steht?“

„Der weiß es, dem hab' ich's gesagt, nu, er hat mer gesagt, daß er selbstverständlich tät das Kind bezahle — aber . . . heirate will er mich nit!“

„Heirate? Der Scholz dich heirate? Hast de dir das am End gar in de Kopp gesetzt?“

Lenchens blonder Scheitel sank tief nach vorn. „Ach, Salche . . . was redt mer sich nit alles ein, wenn mer eine mag . . . un mer denkt, wenn de so viel für en tus, hernach muß er doch auch was für dich tun . . .“

„Ja, wenn du so e dumm Gans gewese bis, hernach geschieht dir nit mehr wie recht . . .“

E dumm Gans! — Langsam, stockend hob Lenchen an, der Freundin alles zu erzählen. Wie ihr's zuerst aufgefallen war, daß der lange Scholz so gar viel Schlipse und Kragen brauchte — wie er ihr das erste Veilchensträußchen brachte . . . wie sie stolz war, daß der berühmteste Student in Marburg, er, von dem ihre Freundinnen und Kolleginnen so viel zu munkeln wußten, daß der ihr offenkundig huldigte, ihr, der armen Schreinerstochter, der blutjungen Ladenmamsell — und dann der erste Ausflug, der erste Tanz am Sonntag draußen in Marbach, unmittelbar nach dem Beginn der Herbstferien . . . und dann der Heimspaziergang durch die Augustvollmondnacht — am andern Morgen wollte er in die Ferien reisen,

auf zwei Monate fort ... und dieser Abschied am Waldrand — und wie sie sich erst schon losgerissen hatte — und dann doch zu ihm zurück mußte — zurück in das Waldesdämmern ... und andern Morgens war er doch fort gewesen ... und dann nach zwei Monaten dieses Wiedersehen, ach, und die Dutzende von Mittag- und Abendstündchen, wenn sie auf dem Heimweg vom Geschäft in seine Bude geschlüpft war, und inmitten all der fürchterlich interessanten Dinge, der Wände voller bunter Mützen, Bänder, Schläger, Farbenschilde, Photographien als selige Beute in seinen Armen gelegen hatte ... und niemals, niemals hätte sie's fassen können, daß das einmal enden könnte — daß das Leben sie aus diesen Armen reißen könnte — nein, das war ja unmöglich ... war's nicht Wunder genug, daß sie sein war? Was wollte dagegen das andere sagen, was noch fehlte: daß er sie mitnahm, heraus aus ihrer armseligen Häuslichkeit, heraus aus dem Lärm und Brodem der väterlichen Werkstatt, aus Elterngekeif und Kindergebrüll, aus dem öden Einerlei ihres Berufslebens, hinaus in die höhere Welt, der er angehörte ... das mußte ja kommen, das würde kommen ... denn das wußte sie ja nicht, daß er selber doch noch am Anfang stand, am Anfang eines sozialen Kampfes, der nicht viel minder hart als der ihre sein würde, eines Kampfes um Amt und Brot — — für sie war er immer ein Gott gewesen, ein Gott, der leicht und kampflos auf Wolken wandelte, er, der

junge Student, dessen Vater die dreihundert Mark Monatswechsel, die er dem Sohne zukommen lassen mußte, als Frauenarzt in Hannover auch nicht mit Spazierengehen verdiente . . .

„So e dumm Gans!"

Oh, Gott, und nun?! Nun war es aus... seit sie ihm das erzählt hatte, war es aus... so fest hatte sie an ihn geglaubt, so dumm und sicher sich auf ihn verlassen, daß er sie heilig halten würde, nun doppelt heilig . . .

Das alles erzählte sie Rosalie, und wenn das schöne Mädchen anfangs Lust gehabt hatte, die Freundin recht gründlich auszulachen... das Lachen verging ihr nach und nach, und dumpf und wuchtend überkam sie das Gefühl, daß ihrer beider Geschick doch im Grunde das gleiche sei: den jungen Herren in patenten Anzügen, in blinkenden Mützen und Bändern als Spielzeug zu dienen, um dann eines Tages achtlos beiseite geworfen zu werden, abgewelkte, entblätterte Rosen, in den Staub, in den Gassenkot, in die ganze Armseligkeit ihres dürftigen Daseins . . .

Und so weinten am Ende die beiden Mädchen ...und das forsche Salche mußte die Freundin ohne Trost ziehen lassen... Nur daß Lenchen nicht in die Lahn gehen sollte, hatte Rosalie sich versprechen lassen.

Kaum war Lenchen fortgeschlüpft, da klangen und klirrten draußen Stimmen und Jugendschritte.

Hundegebell erscholl dazwischen, Aufschlagen eisenbeschlagener Stockspitzen klapperten auf dem holprigen Pflaster. Das Korps Cimbria kam vom Frühschoppen und zog die Wettergasse entlang zum Mittagessen im Museum. Hell blinkten die blauen Mützen, die eleganten Sommerwesten und drüber die frischen Bänder im Mittagsglaste der Maisonne. An dreißig Jünglinge zogen vorüber, alle frisch, rosig, wohlgenährt, die feisten Wangen der Älteren von mancher roten Narbe zerrissen; laut schwatzend schritten sie dahin, die Herren, die Fürsten dieses Städtchens.

Herzklopfend stand Rosalie, haßgrinsend ihr Bruder Simon hinter den Ladenfenstern. Mancher Blick flog aus dem Schwarm suchend herüber nach der Tür, unter der sonst stets das schmucke Judenmädchen zu sehen war, wenn Cimbria vorüberzog. Aber diesmal suchten die Blicke der Cimbern umsonst — Rosalie mochte ihr verweintes Gesicht nicht zeigen . . . umsonst suchten auch Werner Achenbachs heiße Augen nach dem roten Munde, der ihn vor wenig Stunden so gebefreudig angelacht . . .

Nicht nach Werners Anblick fahndete diesmal Rosalie... sie suchte den langen Scholz, den sie sich bislang eigentlich nie so recht genau betrachtet . . .

Da kam er, inmitten der Korpsbrüder, den Kopf im Nacken, die Augen halb geschlossen; durch das Gewirr der alten Schmisse auf seiner linken Wange zog sich rotleuchtend die neue Errungenschaft des

ersten Bestimmtages. Inmitten der schwatzenden und lachenden Freunde ging er stumm, unnahbar, herrisch in sich geschlossen.

„Dettmer!“ Eine Stimme wie Schwerterklang. Rosalie sah, wie der Angerufene, der um einige Paare vor Scholz schritt, herumfuhr, gehorsam stehen blieb und ehrerbietig, mit leichtgelüfteter Mütze, im Weiterschreiten den Worten des Seniors lauschte.

Das arme Ladenmädel drinnen hatte in seinem Leben niemals andere Angehörige der herrschenden Klasse zu Gesichte bekommen, als diese jungen Studenten. Sie bebte bei Scholzens Anblick, als sei ein Gott in Mächten und Prächten an ihr vorübergeschritten.

VI.

Marburgs Bürgerschaft gliederte sich in zwei Kasten: in die Gesellschaft und in das, was nicht zur Gesellschaft gehörte. Ob der einzelne Mensch, die einzelne Familie in die eine oder die andere Klasse zu rechnen sei, darüber entschied ein sehr einfaches Unterscheidungsmerkmal: die Mitglieder des Vereins „Museum" bildeten die Gesellschaft; wer diesem Kreise nicht angehörte, war ein unqualifiziertes Lebewesen. Die Mitglieder der Behörden, der Universität, der städtischen Verwaltungskörperschaften, das Offizierkorps des Jägerbataillons, ferner auch sämtliche private Akademiker und die wohlhabenden Kaufleute gehörten dem Verein an. Die Studenten konnten um ein Geringes die außerordentliche Mitgliedschaft erwerben, und so waren die Angehörigen der Korps, Burschenschaften, Landsmannschaften, akademischen Turnvereine ohne Ausnahme museumsberechtigt.

Aber auch innerhalb der Gesellschaft gab es noch zahlreiche engere Zirkel, die, wenn auch in Einzelheiten rivalisierend, doch im ganzen und großen noch eine innere gesellschaftliche Hierarchie in zuerst jäh, dann langsamer absteigendem Aufbau bildeten.

Daß die jungen Korpsstudenten sich nur an gewisse genau bezeichnete oberste Schichten dieser Hier-

archie zu halten hätten, wurde ihnen vom Fuchsmajor an jedem Renoncenconvent eingeprägt. Werner wußte also schon ganz genau, als er zu seiner ersten Museumsreunion schritt, daß er beileibe nicht mit jedem Mädchen, das ihm etwa gefallen möchte, tanzen dürfe; daß er sich vielmehr, bevor er sich vorstellen lasse, jedesmal bei einem Korpsburschen zu erkundigen habe, ob die betreffende Dame auch dem Kreise angehörte, in dem das Korps verkehrte.

Aber er wußte noch zu wenig vom Leben, um sich durch die engen Schranken, innerhalb deren er Vergnügungen und Anregung suchen durfte, sonderlich beengt zu fühlen. Er war nach und nach schon so weit Cimber geworden, daß er es selbstverständlich fand, nur mit „Cimberndamen" zu tanzen. Für sein blau-rot-weißes Empfinden kamen die anderen so wenig in Betracht, als etwa für einen römischen Bürger der ältesten Zeit die Frauen derjenigen fremden Völkerschaften, mit denen kein commercium et connubium bestand.

Und so spähte er denn, als er in den Museumsgarten trat, zunächst unwillkürlich nach den hellblauen Kleidern, in denen sich die ganz waschechten Cimberndamen bei festlichen Gelegenheiten zu präsentieren pflegten, und erschaute ihrer eine nicht geringe Zahl. Dann aber fesselte ihn doch das Gesamtbild, und er machte an der Eingangspforte des Berggartens halt; unwillkürlich zog er die Mütze, tupfte mit dem

Taschentuch den Schweiß von der Stirn und ließ die Augen wandern.

In drei Terrassen baute sich der Garten auf; unter blühenden Linden, unter dem noch hellen Bronzebaum weitschattender Blutbuchen zogen da gedeckte Tische sich hin. Es war fünf Uhr nachmittags, und die Maisonne flimmerte munter durch die Wipfel, tupfte mit blinkenden Lichtbüscheln die hellen Gewänder der Damen, die in langen Reihen beim Kaffee saßen; in ihrer Mitte sah man zuweilen das bequeme Sommerjackett, den ergrauten Kopf, den Panamahut eines arbeitsfreien Familienvaters. Sonst war das männliche Geschlecht einzig und allein durch die Studenten vertreten. Weder die Offiziere des Jägerbataillons, noch die Beamten, soweit sie nicht Alte Herren einer Korporation waren, verkehrten auf den Museumsfestlichkeiten. Sie fühlten sich durch das Überwiegen der grünsten Jugend um ihr Behagen gebracht.

Aber die Studenten! Auf den ersten Blick hatte Werner natürlich seine Korpsbrüder erspäht, deren schon eine stattliche Zahl versammelt war. Daneben der Tisch der Hessen-Nassauer, deren hellgrüne Mützenreihe so lustig leuchtete, wie das junge Lindengrün darüber, und der Tisch der Westfalen, die jetzt im Sommer statt der schwarzen Mützen weiße Stürmer trugen.

In gewissem Abstande vom S. C. dann die

Burschenschaften, violette Alemannen und ziegelrote Arminen, und alle die anderen Korporationen, deren Nam und Art Werner noch immer nicht ganz sicher beherrschte.

Und an allen Tischen scholl lustiges Geplauder, überall wurden von schwitzenden Kellnern Flaschenbatterien angeschleift, überall konnte man beobachten, wie in riesigen Steinguttöpfen von sachverständiger Hand über die Würzeblättlein des Waldmeisters endlose Moselfluten ausgegossen wurden, bis eine Flasche Wachenheimer Schaumwein, Kostenpunkt zwei Mark zwanzig Pfennige, dem Gebräu die letzte festliche Vollendung gab.

Und zwischen den leuchtenden Farbflecken der Damenkleider, den grellbunten der Burschenmützen konnte ein sorgfältiges Auge schon jetzt ein geheimes Hinüber und Herüber erkennen, einen Austausch von Blicken hin und her — — als wären da unsichtbare Drähte gespannt, fluteten feine, geheime Ströme hinüber und herüber, hin und her, im Maienhauch, unterm leise schwankenden Lindenlaub, getragen von den schaukelnden Wogen der Orchestermusik, hinüber, herüber, herüber, hinüber . . .

Und Werner empfand das alles im Schauen. Eine große Freudigkeit weitete ihm die Brust. Sein erster Ball! Wenn auch nicht im kerzengeschmückten Saale, nicht im feierlichen Winterschmuck — dafür

in Sonn' und Lindenluft, bei Mückentanz und Amselschlag.

Ach, hinein in diese duftenden Wogen, diese farbigen Fluten — Leben, Jugend, hinein in deine festliche Fülle, hinein, hinein!

Hinein, dorthin, wo lose Locken wehen und helle Augen flackern, wo weiche, schmiegsame Mädchengestalten in raschen Rhythmen sich wiegen, wo alles Verheißung ist und Sehnsucht und Erfüllung und freigebendes Auskosten der gnädigen Stunde! Hinein — hinein!

Mit souveräner Nasenhebung schritt Werner an den Tischen der Turner und Burschenschafter vorbei, mit feierlich abgezogener Mütze an den Niederlassungen der Hessen und Westfalen, mit lächelnder, doch auch zeremonieller Verbeugung trat er an den Cimberntisch, wo man ihn willkommen hieß, nicht mit jugendlich lautem Hallo, sondern mit der gemessenen Heiterkeit, welche die Korpsstudenten überall zur Schau trugen, wo sie sich beobachtet wußten. Dann setzte er sich zu den Mitfüchsen, die ihn, den Rheinländer, als Bowlesachverständigen willkommen hießen. Und Werner, eingedenk, wie oft er dem geselligen Vater beim Bowlenbrauen hatte helfen müssen, war bald eifrig beschäftigt, das Gebräu anzusetzen und, was bei der Waldmeisterbowle so wichtig, es abzukosten, ob auch die Kräuter schon genügend „gezogen" hätten.

Inzwiſchen beobachtete er die Korpsbrüder und entdeckte bald die ihm ſchon bekannten Beziehungen. An der Spitze des Tiſches ſaß Scholz, eiſern, blaſiert, gleichgültig: die Damen der Geſellſchaft kamen als unnahbar für ihn nicht in Betracht... Aber neben ihm ſaß Klauſer ... den Ausdruck ſeines Geſichtes kannte Werner ſchon, und mit einer leichten Linkswendung des Kopfes folgte er den ſtarren, gebannten Blicken ſeines Korpsbruders... natürlich, da drüben ſaß ja die ſchöne Marie Hollerbaum, neben einer zarten, grauhaarigen Dame, umringt von einer Schar junger Mädchen, wieder in Hellgrün, der Grundfarbe Haſſo-Naſſovias, die dem Cimbernherzen nun einmal fatal war... Ihr Kopf mit dem blumenwippenden Sommerhütchen hing nach vorn über einer Häkeltändelei — aber jetzt — jetzt hob ſie den Kopf, und ein Blick blitzte aus umdunkelten Augen unter dem Hutrand hervor, daß Klauſer den mächtigen Bruſtkaſten dehnte und aufflammenden Geſichts raſch ein ganzes Glas Bowle hinunterſtürzte.

Und glänzte nicht auch Dammers Bemmchengeſicht wie friſch geſchmiert? Drüben ſaß ja, in neutrales Weiß gekleidet, das ganze Vogtſche Penſionat, anderthalb Dutzend friſcheſter Mädelgeſtalten, rechts und links des Tiſches aufgereiht ganz wie zwei Reihen Täubchen auf der Stange, ſorgſam behütet von den ruheloſen Augen einer unendlich gutmütig dreinſchauenden Vorſteherin und dem Falkenblick der hageren

Mademoiselle . . . aber „Kätchen, das süßeste Mädichen“ zu erspähen glückte Werner nicht... die Kinder sahen alle egal aus . . .

Und poussierte nicht auch der biedere Korpsbursch Dettmer heftig mit den Augen, obwohl er an der Bowle nicht teilnahm, und vor ihm noch immer Rotwein und Selterswasser verräterisch aufgebaut waren? Aber auch er, ob er schon das schmutzige Gift aus Gießen noch mit sich herumschleppte, ließ seine Blicke zum Vogtschen Pensionate hinüberschweifen, und da entdeckte Werner auch gar bald ein Madonnenköpfchen voll himmlischer Kinderunschuld, dessen friedvolle Augen halb bewußt widerstrebend, halb unbewußt hingebend die Blicke des blaubemützten Studiosen auffingen, dessen Gesicht durch die Blässe der Krankheit einen Ausdruck von Geist bekommen hatte, der ihm in gesunden Tagen fremd war.

Ach, es waren wenige unter den Cimbern, die nicht an irgendeiner Stelle des weiten Museumsgartens einen Haltepunkt für ihre Augen, ein Ziel ihrer feurigen Blicke gefunden hatten. Die wenigen Unberührbaren aber vertieften sich um so eifriger in die Bowle.

Und die Mütter, die Pensionsvorsteherinnen sahen schmunzelnd, friedvoll dem Treiben zu. Es war immer so gewesen in Marburg. In ihrer Jugendzeit hatten auch sie ganze Generationen von Studenten durchgeliebt... das war nun einmal das Schicksal

der jungen Mädchen in einem kleinen Universitätsneſt, wo der Student die anderen Tänzer und Courmacher verdrängte... ſchließlich blieb doch einmal einer hängen... und wenn nicht... dann wurde man eben alte Jungfer... das ſollte ja auch anderswo als in Univerſitätsſtädten vorkommen... mochten ſie ſich doch ihres Lebens freuen, die jungen Dinger... und wenn auch einmal ein paar Rendezvous und Küſſe dabei vorkamen... daran ſind wir Alten ja ſeinerzeit auch nicht geſtorben... ernſtere Gefahren drohten den jungen Damen ja nicht von Studenten... dafür gab's andere Mädchen... bequemere, gefahrloſere Gelegenheiten.

Und der Tanz begann. Im Nu liefen all die bunten Farbflecke durcheinander, floſſen hinüber und herüber und mündeten dann in einen ſchmalen Strom, der ſich nun mitten zwiſchen Tiſchen und Menſchengruppen hindurch zur oberſten Terraſſe emporwand, wo unter freiem Himmel das niedere bretterne Tanzgerüſt aufgeſchlagen war. Und das krachte nun unwillig unter der Laſt von Jugend, die ſich darüber hin ergoß.

Werner hatte nicht engagiert. Er wollte ſich's erſt mal anſehen. Und etwas in ihm jauchzte und frohlockte ſtill und gelaſſen im Anſchauen von ſo viel brünſtiger Jugendkraft, ſo viel feſtlich aufſchäumender Lebensfülle.

Er ſah dem Tanze zu, ſah, wie Klauſer Marie

Hollerbaum fest im Arm hielt und, ein etwas stürmischer, doch sicherer Tänzer, sie durch das Gewühl der Paare steuerte; dabei kam's ihm nicht darauf an, dies Paar rechts, jenes links beiseite zu schieben oder auch zu stoßen.

Gleichzeitig bemerkte er aber auch, daß derjenige, mit dem Klauser morgen den schwersten Gang seines korpsstudentischen Lebens zu bestehen haben würde, daß der Hessen-Nassauer-Senior Seydelmann ohne zu tanzen beiseite stand und des Gegners Eifer mit unmerklichem Lächeln verfolgte.

Aber fest und hingebend lag die schlankerblühte Mädchengestalt in Klausers Arm, und Werner wußte, daß auch ihn kein Morgen, kein künftiger Kampf gehindert haben würde, das Glück eines solchen Augenblickes in sich hineinzutrinken, wenn . . . wenn jene hier gewesen wäre, nach der ihn auf einmal eine süße Sehnsucht überfallen hatte . . . jenes einzige weibliche Wesen, das bisher zu seiner Seele gesprochen hatte.

Elfriede! Wie ein Heimweh überkam den Zuschauenden der Gedanke. Nein, er würde keine „Sonne" haben in Marburg, er würde niemals hier draußen das bebende Jauchzen, den wunderverheißenden Ruck am Herzen spüren, den ihr Anblick ihm stets gegeben . . . niemals das wilde, heilige Glück, wie er es daheim empfunden, wenn er sie im Konzert, bei einem Feste erkannt, nie den lastenden

und dennoch beſeligenden Schmerz, wenn er ſie hatte vermiſſen müſſen.

Elfriede! Das war ihm mehr als ein Name, als das Symbol ihrer Perſon: es war ihm eine Zauberformel . . . bei deren Erklingen die innerſten Pforten ſeines Herzens weit, weit aufſprangen, auf daß ein Feſtzug einziehe, dem alles folgte, was es Seltenes, Heilig-Herrſchendes gab auf Erden und in den Himmeln aller Vergangenheiten und kommenden Tage . . .

Aber der Tanz war aus, und um den ſchauenden Jüngling ſchwoll nun der Strom der Tänzer dem Ausweg zu. Und um ihn herum nichts als glühende, tief atmende Mädchenfrätzchen, ſcherzende, ſchwitzende Knabengeſichter, alles hell, alles warm, alles duftend vom Hauch gepflegten, gehüteten Jugendlebens, alles brandend, brauſend von Heiterkeit und ſehnſüchtiger Kraft . . .

Und wieder klang's in ihm: hinein!

Und als ſein Fuchsmajor an ihm vorüberſtrich, der hagere Papendieck, ein wuſchliges Blondköpfchen an ſeiner Seite in einem weißen Spitzenfähnchen, da ließ er ſich vorſtellen und bat um den nächſten Tanz. Mit kecker Neugier muſterte ihn die Kleine — nickte dann dem Fuchsmajor den Abſchied, zog ihre feuchte Hand aus ſeinem Arm und ſagte zu Werner: „Wollen wir gleich hier oben bleiben?"

„Ei, warum denn nicht?"

„Na also! Los!“

Und schon fühlte Werner das Händchen in seinem rechten Arm, fühlte, daß sie ihn mit einem leichten Druck rechts herum zog, und da schwenkte er denn rasch herum, daß auch sie ein bißchen flog, und lachend trollten die beiden in einen von wildem Wein überſponnenen Seitengang hinein.

„Na, also zunächst mal, wie heißen Sie eigentlich?“ sagte die Blonde, trat ihm gegenüber und musterte ihn nochmals recht eingehend. „Ich hab' Ihren Namen bei der sogenannten Vorstellung natürlich nicht verstanden, wie immer.“

„Also Achenbach, Werner Achenbach, Cimbriae, studiosus juris aus Elberfeld ... und Sie, Fräulein?“

„Ich heiß' Erneſtine Buchner, bin aus Siegen in Weſtfalen und bei Tante Vogt in Penſion — nun wiſſen Sie's!“

„Danke — also Sie ſtudieren auch hier — auch erſtes Semeſter?“

„Ne, zweites — Brandfuchs!“

„Ich bin Kraſſer —“

„Das weiß ich — ſonſt kennte ich Sie ja ſchon vom Winter her.“

„Was? Kennen Sie denn alle tauſend Marburger Studenten?“

„Die Korpsſtudenten kennen wir bei Tante Vogt jedenfalls alle und nun gar die Cimbern: Frau Vogt iſt ja 'ne Alte Dame von Ihnen!“

„So? Das wußte ich ja noch gar nicht.“

„Doch — ihr verstorbener Seliger, der Sanitätsrat, war Alter Herr von Ihrem Korps. Ihr Korps und unsere Pension haben doch überhaupt Kartell — innige und alte Kartellbeziehungen — wissen Sie das denn nicht?! Wie gefällt Ihnen denn dieser Betrieb?“

„Betrieb?“ fragte Werner. „Was für ein Betrieb?“

„Na, hier die Hopserei! die Wald-, Wiesen- und Hecken-Hopserei!“

„Ach so, Sie meinen die Reunion? Nun — seit einigen Minuten — ganz erträglich.“

„Quasseln Sie nich! Komplimente sind bei mir nicht angebracht. Haben Sie denn einen Schimmer vom Tanzen?“

„In der Tanzstunde hat der Tanzlehrer mich immer gelobt . . .“

„Und seitdem —?“

„Hab' ich bis heute keinen Schritt mehr getanzt.“

„Und wie lange ist das her?“

„Vier Jahre,“ sagte Werner etwas kleinlaut.

„Oh, Sie Unglückswurm — oder vielmehr ich Unglückswurm! — Na, Kopf hoch, ich kriege Sie schon rum. Aber wenn Sie mir auf die Hühneraugen treten, dann schmeiß ich mit feuchtem Lehm.“

Etwas verblüfft sah Werner zu dem strammen

Figürchen an seiner Seite herunter. Sie reichte ihm gerade bis über die Schultern. Ein völlig kindliches Gesicht, das Mündchen eines verzogenen Backfischchens, und —

„Sie — schnell, kehrt, marsch, marsch!“ rief die Kleine plötzlich erschrocken, „da ins Gebüsch!“

„Himmel — was ist denn los?“

„Mademoiselle kommt! Jedenfalls hat sie beim Abzählen eines von ihren Küken vermißt, und nu kommt se und will mich bei de Hammelbeine kriegen!“

Und eh' er sich's versah, stak Werner mit seiner „Dame“ mitten in einem blühenden Jasmindickicht. Draußen spürte die Mademoiselle herum.

„Hier bleiben wir, bis der Tanz losgeht! Ich find's ganz nett hier — Sie auch?“

„Ich auch,“ sagte Werner, ganz benommen.

„Raum ist in der kleinsten Hütte“, sagte Ernestine pathetisch, „für ein glücklich liebend Paar. Glücklich liebend! Hehe! Sie machen gar kein sehr glückliches Gesicht! Wollen Sie wohl mal schnell ein glückliches Gesicht machen?“

Und dabei hatte sie seine beiden Arme oberhalb der Ellenbogen gepackt und schüttelte ihn ganz derb.

Und Werner wurde warm. Das lachende Milch- und Blut-Gesicht vor seiner Nase, von lauter feinen Schweißperlchen Stirn und Näschen bedeckt, die losen Löckchen, die ihm manchmal kitzelnd ins Gesicht wehten, dies dralle Figürchen dicht vor seiner Brust

und die Umklammerung der festen kleinen Fäuste um seine Arme . . .

„Auch von Lieb umgeben
Ist Studentenleben —“

Schon umspannten seine Hände ihre Taille, er zog sie an sich heran, und sie hob ihr Mäulchen seinem Kuß entgegen —

Da schoben sich die Zweige des Bosketts auseinander, und dazwischen erschien das gelbe Gesicht der Mademoiselle.

— — — — — — — — — —

Die Mademoiselle hatte Werner energisch anbefohlen, ihr und der trotzig leise schluchzenden kleinen Westfälingerin einen ordentlichen Vorsprung zu lassen. So stak Werner im Boskett und versuchte, sich die Folgen dieses Abenteuers auszumalen. Er nahm als gewiß an, daß Frau Vogt, die „Alte Dame“, sich beim Korps über ihn beschweren und man ihn dann mit Schimpf und Schande hinauswerfen würde.

Wie ein beim Naschen erwischter Köter kroch er tief gesenkten Hauptes aus dem Gebüsch und schlich an den Korpstisch zurück.

„Nanu?“ rief der lange Papendieck. „Wo hast du denn die kleine Siegerländerin gelassen? Eben geht doch der Tanz los?“

Werner wies nur mit stummem Kopfnicken zum Tisch des Vogtschen Pensionats hinüber.

„Was? — eingeheimst? nanu? hast du am Ende gar —?“

Werner hielt es für das beste, dem Fuchsmajor die ganze Sache offen zu erzählen. Der lachte übers ganze Gesicht und sah den jungen Fuchs mit einem Ausdruck an, dem selbst der unerfahrene Werner entnehmen mußte, daß er, Werner, statt einer Korpsstrafe entgegenzugehen, in der Achtung seines Erziehers um einige Haupteslängen gestiegen sei.

Aber sein Tatendrang war dennoch vergangen. Und statt abermals um eine Tänzerin zu werben, vertiefte Werner sich in die Bowle. Aber nicht weichen wollte von ihm ein süßes und neues Gefühl; als er die blonde Ernestine an sich gezogen, da hatte er ihre Arme umspannt... O Gott, waren die seltsam weich und kühl gewesen! — Und als sie Brust an Brust vor ihm gestanden, da hatte er an seinem Herzen etwas noch viel Weicheres gefühlt... das wollte nicht fort von ihm, dies quälend-entzückende Gefühl... ihm wurde ganz wirr davon. Und er trank unmenschlich. —

Und das Fest ging seinen Gang. Über dem Hin- und Herströmen der Tänzerpaare, über den Wirbeln und Verschlingungen ihrer Rundtänze und Kontres senkte sich die Nacht. Kühle kam. Hunderte bunter Lampions flammten auf. Und immer weiter ging's: Lanciers, Polka, Walzer, Walzer, Walzer . . .

Röter flammten die Wangen der Burſchen, höher atmeten die jungen Brüſte der Mädchen unter leichten Batiſthüllen, doch ſtrenge Sitte, eiſerne Kavaliers-pflicht türmte eine trennende Schranke... und wenn auch das eine oder andere Paar ſich auf ein paar Minuten in einen Laubengang verlor... mehr als ein paar ſcheue Küſſe forderte auch der Keckſte, bewilligte die Leichtſinnigſte nicht. Kavalier und Dame ...ſo ſtanden ſich dieſe jungen Kinder gegenüber. Und dabei waren faſt alle dieſe Jünglinge ſchon wiſſend; faſt alle hatten ſie ſchon weit, weit abſeits der Sphären dieſer bürgerlichen Wohlanſtändigkeit, in dunklen, dumpfen Laſterhöhlen das Geheimnis des Lebens ergründet...

Hier aber gaben ſie ſich als die korrekten, kittelſaubern Gentlemen, denn ſie trugen die Farben ihrer Couleur, ihres Korps, und die jungen Mädchen an ihrem Arme waren Damen... Damen, deren Reinheit von der Piſtole bewacht wurde, für deren Unſchuld das Leben von Vätern und Brüdern bürgte.

Und ſie waren ahnungslos. Die Schlimmſten und Schlaueſten unter ihnen, für die das Storchmärchen Kinderſpott, die ſich einbildeten, wunder wie aufgeklärt zu ſein über die Beſtimmung der Geſchlechter, ſie waren reine Engel gegen die Jünglinge, zu denen ſie aufſchauten, die aus dem Anſchmiegen ihres jungen Körpers, aus dem Duft ihrer holden Wärme das ſüße Gift friedloſer Sehnſucht

ſogen, das ſo manchen von ihnen ſpät nach dem Tanz in geheime Winkel trieb, wo für ein paar Silberlinge zu erkaufen war, was Sitte und Satzung hier dem Sehnenden lockend zeigte und dann hämiſch aus den Armen riß . . .

Auch Werner ſehnte ſich. Es trieb ihn von dem Zechertiſch weg, wo um den immer neu aufgefüllten Bowlennapf die Köpfe der Trinkenden immer ſchwerer, die Augen immer ſtierer wurden... höher ſtieg er in den Garten, und die leichten Walzermelodien, der Mondflimmer, der das Tal mit flutenden Nebeln füllte, der Nachtigallenruf aus den Uferbüſchen drunten in der Ferne wühlten das Blut in ihm auf, der Wein in ſeinem Hirn, die Erinnerung an jenen Augenblick haſtigen Erhaſchens verwirrten ſein Wollen... Leib und Seele ächzten auf, ihre Sehnſucht ſchrie ineinander: ein Weib . . . ein Weib . . .

Da, als er faſt taumelnd an dem Boskett vorbeiſchlenderte, in dem Erneſtine ihm ihre Lippen geboten, vernahm er drinnen ein Geflüſter:

„Es iſt Zeit für dich, Liebſter — wahrhaftig, es iſt Zeit — ſchon dreiviertel elf... ich will nicht, daß der greuliche Seydelmann dich mir morgen zu arg zurichtet . . .“

Und dann eine Stimme, die er kannte:

„Noch einen Kuß, Liebchen — noch einen Kuß —“

Und eine Stille, ach, eine lange Stille . . .

„Willſt du mir das Däumchen halten morgen?“

„Aber gewiß!“

„Tu's lieber nicht — du meinſt es nicht ehrlich — du biſt eine Heſſen-Naſſauer-Dame —“

„Mit dir mein' ich's ehrlich —“

„Liebſte — komm — ſo — und ſo — und nun — nun müſſen wir gehn!“

„Haſt du mich lieb — Willy?!“

„Du! Marie! Du! — — haſt du mich auch lieb, Marie?“

„Willy — Willy... meiner — mein Willy!“

„Meine Braut — meine ſüße, ſüße Braut —“

Und da traten ſie aus dem Gebüſch, der Klauſer und ſein blonder Schatz... und ſie an ſeinem Arm, ſo ſchritten ſie dem fernen Lärm des Tanzes zu, durch den Mondglaſt der Berggartenwieſe . . .

Und Werner war allein . . .

Allein? Warum?

Wußte er nicht auch ein paar Arme, die ſich ihm auftun, ein paar Lippen, die ſich ihm nicht verſagen würden?

Roſalie! Er ſah ihren gewährenden Blick, ihr ermutigendes Lächeln . . .

Er hatte eine geheime Angſt vor dem wiſſenden, überlegenen Ausdruck ihrer Augen... aber in dieſer Stunde . . . ſie war ein Weib . . . ein Weib —!!

Seinen Stock, den er am Bowlentiſche ſtehen

gelaſſen — ein ſchönes Stück, eine Dedikation Dammers — ließ er im Stich . . . er flog nach Hauſe, immer nur von dem Gedanken beſeelt, daß er an Roſaliens Zimmertür pochen müſſe . . . mochte dann kommen, was da wolle, er mußte anklopfen, er mußte . . .

Er zog die Schuhe aus, ſchlich die zwei Treppen hinauf . . . oft knackten die trockenen, jahrhundertalten Dielen . . . dann hielt er lauſchend den Atem an . . .

Ihn fror, ſeine Hände flogen, ſeine Kinnbacken ſchlotterten . . .

Nun ſtand er oben vor der Tür . . . die Hand lag auf der Klinke — —

In dieſem Augenblick faßte ihn ein ſolch jähes Zittern, daß er ſich kaum auf den Beinen halten konnte. Ein wilder Schrei — ein Schrei, der nichts Menſchliches hatte, ein Klang wie das Todesgeheul einer waidwunden Beſtie — war draußen, drunten in der Tiefe erklungen — — zum offenen Flurfenſter hinein . . .

Bebend ſchlich er ans Fenſter und ſpähte hinaus. Monddurchwoben lag das breite Lahntal zu ſeinen Füßen; tief unten zog ſich die Straße, daneben gingen die ruhigen Waſſer des Fluſſes. Da unten — da unten mußte es geweſen ſein . . . ein Schrei aus Menſchenmund war das geweſen . . . aber ein Schrei, wie Werner noch keinen gehört hatte.

Doch alles blieb still und ruhig drunten. Alles schlief . . . niemanden schien die schreckhafte Stimme geweckt zu haben . . .

Werner ging nicht zu Rosaliens Tür zurück. Er tastete sich in dumpfem Beben die Treppe hinunter . . . im Zimmer riß er die Kleider vom Leibe, kroch zähneklappernd ins Bett und versank tief, tief in die unfruchtbaren Schauer seiner Knabeneinsamkeit — —

VII.

Der Spuk der Nacht war verweht, die wilden Beklemmungen des Begehrens waren gelöst, der rätselvoll grauenbange Schrei der Finsternis im Ohr verhallt. Der erste Junimorgen wob überm Lahntal, und munter schritt Werner, wie jeden Samstagmorgen, dem Schlachtfeld Ockershausen zu. Er hatte den Weg über Schloß Dammelsberg gewählt und freute sich seiner Wahl.

Ach, dies altersbraune Schloß, wie ruhig und trutzig reckte es seine ungefügen Mauern und Dächer in das junge Blau. Und von den Terrassen zu seinen Füßen, welch eine Schau in die Tiefe! Gen Norden überflog Werners Blick die Häuser des Städtchens im Grunde, aus deren modriger Alltäglichkeit die unverwelkliche Zauberknospe Sankt Elisabeth sich hob. Die Stadt verlor sich nach rechts in die breite, tannenbergumsäumte Lahnebene, nach links verkroch sie sich in die lieblichen Blütenbüsche des Marbachtals . . . und da grüßte auch, nur um ein geringes unter Werners Standpunkt, aus schmuckem Berggarten die altersmächtige Cimbernlinde, drunter das ehrwürdige bescheidene Korpshaus, nicht unähnlich einer schlichten Bauernhütte; aber von seinem Dache flatterte lustig die blau-rot-weiße Fahne, schon ein wenig ausge-

franſt vom Zerren des Frühlingswindes, ausgebleicht vom Maienſonnenblick, doch das Symbol des Bundes, dem Werner ſeine Jugend verſchrieben, geheiligt durch ſeinen Willen, ſie als eines Heiligen, ſeines Heiligſten Gleichnis gelten zu laſſen. Und wie befreit von ſchweren wuchtenden Qualen atmete der Jüngling die ſonnenduftende, taugekühlte Morgenbriſe: ſie kam vom Dammelsbergwald und brachte den Geruch der blühenden Eichen mit.

Und Werner ſchritt unterm mächtigen Torbogen durch, und vor ihm lag die ſüdliche Lahnebene nach Gießen zu, ganz durchhellt von Morgenprächten. In weitem Bogen umſchloſſen von lichtgrünen Bergwäldern, vom Silberzickzack des Fluſſes durchflirrt, fern überragt vom düſtern burgtrümmer-überzackten Frauenberg, reckte ſich die ſchimmernde Flur. Und um den Schloßberg hatten ſich, hoch herauf geklettert vom Uferſaum der Lahn, die braunen Ziegeldächer des Städtchens gelagert, wie eine raſtende Pilgerſchar, aus deren Mitte die Helme reiſiger Begleiter aufragten — die ſtumpfen Kirchturmhelme . . .

Ein gelbes Band, lag drunten ein Stück der Ockershäuſer Chauſſee, die ſich bald in jungen Blütenhalden verlor: Fliederblüten wölbten violette Sträuße über der Burſchenwalſtatt. Und auf der Chauſſee erkannte Werners Auge die wandernden Farbtupfen: blaue, grüne, weiße Punkte, alle zu dem bekannten Ziele ſtrebend . . .

Aber Werner hatte einmal allein des Weges wandern wollen und ſchwang nun rüſtig ſein dünnes Gymnaſiaſtenſtöckchen, das ihm heute den geſtern abend im Stich gelaſſenen Couleurſtock erſetzen mußte. Bald nahm der Dammelsbergwald ihn auf, er war allein, er war glücklich, ſein Herz ſchlug vor Jugend und Überſchwang, er mußte ſingen:

„Wohlauf, die Luft geht friſch und rein,
Wer lange ſitzt, muß roſten . . .
Den allerſonnigſten Sonnenſchein
Läßt uns der Himmel koſten . . .“

Viktor Scheffels Verſe und eines ihm unbekannten Tonſetzers Weiſe waren ihm nur das gleichgültige Fahrzeug ſeines Morgenglückes . . .

Und was war im Tiefſten ſeines Freuens Grund? Daß er geſtern nacht umgekehrt war von der Schwelle, hinter der die ſchöne Roſalie ſchlief... daß ein unbekanntes Etwas, der grauſige Widerhall eines geheimnisvollen Ereigniſſes ihn abgelenkt hatte vom Ziele ſeiner brünſtigen Dränge.

Eine Reinheit wogte durch ſeine Seele, ein Hauch von jungfräulicher Friſche, der keuſchen Stille des Morgenwaldes verwandt, die ſein raſcher Fuß durchwallfahrtete . . . und in dieſem frommen Morgenfrieden jubilierte ſein Herz noch lauter als ſein Mund, lobpries einem unbekannten Geber ſolcher Gnadenfülle, ſtreckte ſich allem Guten und Großen entgegen, das heranzuwehen ſchien und in den wiegenden

Kronen der Eichen einen Morgenſang des Lebens harfte.

Reinheit! Reinheit! War es nicht doch beſſer, die Sehnſucht der Sinne niederzuringen und Sieger zu bleiben des Begehrens? Konnte man ſo ſelig ſtolz ſeines Weges ziehen, wenn man genoſſen hatte? Lag nicht doch ein tiefer Sinn in der alten Mär vom Baum der Erkenntnis?

Waren Tugend und Keuſchheit nicht am Ende doch mehr als Maulkörbe für feige, geduldige Hundel?

Wernern war's, als blinke aus jedem friſchen Tautropfen ein Ja auf dieſe Frage ihm entgegen, als wehe der Morgenhauch ihm Kraft und Kampftrotz in die Seele, in die Sinne, zu wahren die Unſchuld und fromme Tumbheit ſeiner Kinderjahre, abzutun die buhleriſchen Wünſche, Herz und Leib in prieſterlichem Stande zu erhalten bis auf jenen fernen, fernen Tag, der auch ihm einſt Erfüllung brächte... jene Erfüllung, die nicht anders als — — Elfriede heißen konnte . . .

Elfriede! Elfriede! Es war ihm eine ſüße Muſik, dieſen Namen zu denken, in ſeiner Seele nach den Zügen zu ſuchen, die ihm immer in traumhafte Fernen entfloſſen. Doch da: er hatte, er haſchte ihr Bild, ihr Profil, wie er's noch vor wenig Wochen daheim beim letzten Konzert im Kaſino lange hatte betrachten dürfen . . . und dazu hatten ſie droben Beethovens

Zweite gespielt, und als der zweite Satz erklungen war, da hatte er diese Weise mit dem Bilde der Geliebten vermählt und Elfriede getauft . . . und nun umschwebte, umrauschte, umschattete ihn wieder diese kühlend, heilend, heiligende Weise, umhegte das Bild des fernen, kaum gekannten Mädchens sein schauerndes Herz und weckte ihm Räusche von Hoffnungen und Gewißheiten künftiger Glücksüberschwänge, daß ihm die Gegenwart versank, daß er sich enthoben fühlte dem Sinn der Stunde in eine flutende Fülle sinnlos heiligen Glücksgenießens.

Aber — der Wald war zu Ende, steil senkte sich der Fußpfad, Ockershausen war erreicht — da zogen die blau-rot-weißen, grün-weiß-blauen Völkerschaften heran, und im Winde verflatterten Träume und Beseligungen . . . die Gegenwart, die Wirklichkeit war da.

Karboldunst und Zigarrenqualm, Blutbrodem und Bierhauch umfing den waldgeschmeichelten Sinn und weckte ihn vollends zum Tage. Und schon klangen die Kommandos der Sekundanten, schmetterten krachend die Körbe zusammen, knallten die flachen Hiebe auf die Stulpen und Köpfe der Paukanten . . .

Der kleine Dammer focht seine Rezeptionspartie: es war seine vierte Mensur, die entscheiden sollte, ob er nun zum Blau-rot der Füchse das blutumworbene Weiß der Korpsburschen und damit die vollen Rechte

eines Angehörigen des Cimbernbundes erhalten ſolle. Darum hatte er eine überlegene Partie bekommen, einen Gegner, dem er eigentlich nicht gewachſen war, den dicken Zweiten der Weſtfalen. Herr Bracken ſchonte ſeinen Gegner gutmütig eine Weile, denn Cimbria und Gueſtphalia ſtanden augenblicklich gut miteinander, und Bracken gönnte dem andern Korps den neuen Korpsburſchen, dem allgemein beliebten gutmütigen Dresdener das Band. Er ſchonte ihn, damit die Menſur lange genug dauere, um als Rezeptionspartie vor dem ſehr ſtrengen Korpskonvent der Cimbria angerechnet werden zu können. Aber ſchließlich war er wohl allzu ſorglos geweſen: plötzlich ſchlug der Cimbernfuchs eine kecke Tiefquart und ſpaltete dem Subſenior der Weſtfalen beide Lippen und die Naſenſpitze. Faſt ſchien's, als wollte der Weſtfalenpaukarzt die Verantwortung für ein längeres Stehenlaſſen des Zweitchargierten nicht mehr übernehmen; aber Herr Bracken, der nicht imſtande war, zu ſprechen, ſtampfte mit dem Fuß auf und ſchüttelte ſo energiſch den Kopf, daß der Paukarzt achſelzuckend zurücktrat.

„Herr Unparteiiſcher, von unſerer Seite aus kann's weitergehen!"

„Silentium — Pauſe ex!"

„Fertig!"

„Los!!"

Krach, krach, krach —

„Halt!"

„Halt!!“

Die Sekundanten hatten's beide faſt in derſelben Sekunde gerufen, aber auch aus der Korona waren unwillkürlich Haltrufe ertönt. Donnerwetter! Da hatte es ihn aber gehaſcht, den kleinen Cimbernfuchs!

„Herr Unparteiiſcher — wir erklären die Abfuhr!“

„Silentium! Cimbria erklärt Abfuhr nach ſechs Minuten!“

„Herr Unparteiiſcher, bitte zuvor noch drei Blutige auf ſeiten von Cimbria zu erklären!“

„Silentium! Drei weitere Blutige auf ſeiten von Cimbria! Wünſcht einer der Herren noch Erklärungen? — Silentium, Menſur ex!“

Dammer war ſchauderhaft zugerichtet. Jeder Hieb hatte geſeſſen. Anhieb auf Außenquart ins linke Ohr, zweiter Hieb auf Quart, linke Schädelſeite der Länge nach geſpalten bis auf die Knochen, dritter Hieb auf Terz, Lappen bis tief in die Kopfſchwarte hinein, Knochenſplitter in allen drei Schmiſſen ... aber Dammer fragte nichts nach ſeinen Abfuhren ... während wahre Güſſe Bluts über ſeine Stirn und Wangen rannen, ſuchten ſeine Augen nur den Blick ſeines Leibburſchen, der ihm ſekundiert hatte, um aus ſeinen Mienen zu leſen, ob er auch gut geſtanden... aber Kruſius, der Leibburſch, hatte nur auf ſeine Sekundantenaufgabe geachtet und war ſeiner Sache nicht ganz ſicher — — er mußte ſich ſelbſt erſt in-

formieren. Doch alles ſchien befriedigt, und ſo klopfte er dem Bleſſierten beruhigend mit der vom Sekundierſtulp befreiten ſchweißdampfenden Rechten auf die Schulter . . .

„Brav, Leibfuchs!“

Da lachte Dammer glückſelig unter der Paukbrille, unter den rinnenden Quellen ſeines Blutes hervor:

„Nu, denn —! Ich dank der ooch ſcheen, Leibburſch! Na, Wichart, nu kucke du zu, wie du mich wieder wirſcht zuſammenbringen!“

„Maul halten!“ brüllte der gutmütige Paukarzt; „du haſt grad' genug!“

Werner hatte Dammern zur Flickſtubentür begleitet und das kurze Geſpräch zwiſchen Kruſius und dem Abgeführten aufgefangen. Er freute ſich unendlich für Dammern, daß dieſer nun Korpsburſch ſei und das Ziel erreicht haben würde, für das er nun viermal Stirn und Wange dem Schläger des Gegners geboten. Und das Herz ſchlug ihm höher in dem Wunſche, auch ihm möchte es bald vergönnt ſein, vor einem hohen S. C. zu Marburg die Blutprobe des Muts und der Standhaftigkeit abzulegen. Aber noch eine andere Probe hatte Dammer zu beſtehen. Werner drängte ſich in die Flickſtube, wo eine ganze Schar von Korpsburſchen der Cimbria ſich um den Paukarzt und ſeinen Patienten gruppiert hatte und die Hälſe ſtreckte, um die mordsmäßigen Abfuhren des

Brandfuchſen etwas näher zu betrachten. Es gelang Wernern, an der Seite durchzuſchlüpfen, und nun erſt ſah er, wie grauenhaft der wackere Freund zerſäbelt war. Rechts hing ihm die halbe Kopfſchwarte als großer mit Haaren beſetzter Lappen nach außen; links war die Schläfe von vorn bis hinten geſpalten, und darunter hing das linke Ohr von vorne nach hinten mitten durch halbiert, in zwei trübſeligen Fetzen herunter. Wichart war offenbar eine Sekunde in Verlegenheit, wo er eigentlich anfangen ſolle. Aber er entſchied ſich für den Schläfenſchmiß, weil dort die Schlagaderäſte zu toll ſpritzten; raſch und gewandt fuhr er mit Pinzetten in die Zuflußkanäle der durchſchlagenen Arterien hinein und klemmte die dünnen Schläuche, aus denen das Herzblut ſpritzte, zuſammen; bald baumelten vier ſolche Arterienfänger aus der Stirnwunde heraus. Dann kamen die Arterien vor dem Ohre dran, und nun begann, da der ärgſte Blutſtrom geſtillt war, die Desinfektion. Aus einem Irrigator ergoſſen ſich Ströme kalten Waſſers mit Karbollöſung in die Wunden und ſpülten ſie rein, damit der Arzt zunächſt den Zuſtand des Knochens unterſuchen könne. Und da runzelte der ſonſt immer ruhige und gemütliche Wichart einen Augenblick die Stirn, ſo daß die zuſchauenden Korpsburſchen näher herandrängten. Das ärgerte wieder den Arzt, und er ſchrie: „Donnerwetter, ſchert euch raus, alle zuſammen raus! Scholz, ſorg mal, daß ich hier Luft kriege!“

Werner wollte sich drücken, wie alle andern, aber Wichart rief: „Das Füchschen kann bleiben und dem Dammer die Waschschüssel halten, sonst fällt mir der am Ende noch ab!“ So durfte Werner weiter zuschauen, und freute sich, seine Nerven bereits so weit gestählt zu fühlen, daß er dem blutigen Schauspiel mit Interesse folgen konnte. Aber dennoch krampfte sich sein Herz in die Höhe, als nun der Paukarzt mit einer scharfen Zange in die Wunden fuhr und erst die losen Knochensplitter herausholte, dann aber die noch halb festsitzenden mit kräftiger Drehung losbrach. Bei dieser Prozedur stieß Dammer, der bisher keine Miene verzogen hatte, einen nicht unterdrückbaren rauhen Kehlton aus.

Dann wurde abermals mit dem Irrigator nachgespült, und nun begann das Rasieren. Mit scharfem Messer barbierte Wichart kunstgerecht einen Finger breit neben den Kopfnarben die Haare weg, um freie Hand für das Nähen zu haben. Dabei strömte aus den Wundrändern von neuem das Blut, und auf Wicharts Befehl mußte Werner das Waschbecken, das Dammer vor sich auf der Stuhllehne hielt, ausgießen, da es völlig mit dunklem Blut gefüllt war, und mit frischem Karbolwasser füllen, das aber auch in zwei Sekunden tief dunkel gerötet war. Dabei schaute er zufällig auf und sah, daß am andern Ende des kleinen Zimmers der Korpsdiener Peter bereits den nächsten Paukanten — Klauser — anbandagierte.

Mit Entzücken haftete Werners Auge eine Sekunde lang an dem entblößten Oberkörper des wunderschönen Jünglings; dabei fiel ihm aber auf, wie matt und unstet sein Gesichtsausdruck war. Doch ein „Aufpassen!“ Wicharts rief ihn zu seiner Pflicht zurück, und indem er den Fortgang der Flickarbeit verfolgte, blieb ihm keine Zeit, dem zweiten Chargierten weiterhin Aufmerksamkeit zu schenken.

Er beobachtete sorgfältig, wie Wichart nun zunächst mit Fäden aus Katzendarm ganz innen die knorpligen Häute der Ohrmuschel zusammennähte, wobei Dammer wiederum verhalten aufstöhnte; dann wurde in gleicher Weise die Knochenhaut zusammengeheftet, und immer spülte dazwischen der Irrigator. Dann ging's an die Außennähte. Stich für Stich drangen die krummen Nadeln, von der Pinzette in unfehlbar sicherer Hand geführt, in das Fleisch seitlich der Wunde, durch deren Grund hindurch und an der anderen Seite wieder heraus. Dann wurden die Fäden abgeschnitten und ihre Enden sorgsam zusammengeknotet.

Mitten in der Arbeit bemerkte Werner plötzlich, daß Dammer ganz grün an Gesicht und Händen wurde, und seine Finger, welche die Flickschüssel umklammert hielten, nachließen. Er machte Wichart aufmerksam, der nahm schnell die Schüssel weg, reichte sie Wernern, damit der sie auf den Tisch setze, und unterstützte Dammers Schultern, die eben zurücksinken

wollten. „Schnell! einen Kognak und eine Flasche Selterswasser!“

Werner sprang. Als er zurückkam, war Dammer schon wieder bei Besinnung, nur der Blick seiner Augen war glasig und matt. Gierig trank er seinen Sodaschnaps.

Eben trat Scholz im Sekundierwichs herein: „Na, Klauser, wo bleibst du?“

„Wichart ist noch nicht fertig mit Dammer.“

„Ach, nur noch ein paar Nadle — macht schon immer los, so fix wird der Klauser sich doch nit haue lasse!“

„Na, dann raus!“

Und wenig Sekunden später klirrten draußen im Saale die messerscharfen Kommandoworte, krachten die Körbe der Schläger blechern zusammen.

Gar zu gern wäre Werner entwischt, um die Mensur des Zweiten anzusehen. Aber Wichart konnte seine Hilfe noch nicht entbehren.

„Du hast dich ganz gut gehalte, Füchsche,“ sagte er. „Bist eigentlich Mediziner?“

Dabei zog er Nadel um Nadel mit maschinenmäßiger Sicherheit durch Dammers feiste Schädelschwarte.

„Nein — Jurist,“ sagte Werner.

„Warst schon mal auf'm Präparierbode?“

„Was ist das, Präparierboden?“

„Nun, die Anatomie, wo die Medizinfüchs das Menſche-Tranchiere lerne!“

„Nein, da war ich noch nicht — möcht' aber gern mal hin — wenn du mir dazu verhelfen könnteſt, Wichart, ich wäre dir ſehr dankbar.“

„Nu, das is e einfache Geſchicht — komm Montag 'mal runner um zehn, ich bin ja Proſektor.“

Das gedachte Werner ſich nicht zweimal ſagen zu laſſen. Dabei fiel ihm eine Anekdote aus ſeines Vaters Jugendzeit ein. Sein Vater hatte urſprünglich Medizin ſtudieren wollen. Als gar junges Bürſchchen war er zur Hochſchule gekommen, und der erſte Beſuch auf dem Präparierboden hatte ihn ſo entſetzt, daß er an der Tür des Saales umgekehrt und ſchleunigſt zur Univerſitätskanzlei geſtürzt war, um ſich von der mediziniſchen zur juriſtiſchen Fakultät überſchreiben zu laſſen. Werner erzählte das Wichart, der herzlich lachte; auch Dammer wurde jetzt, am Ende der Schinderei, munter und lachte etwas jämmerlich mit.

„Na, ich denk, du wirſt nit weglaufe,“ meinte Wichart, „du biſt nit ſo zärtlich.“

„Ich hoffe nein.“

„Für alle Fäll kannſt du dir ja vorher en Eimer gebe laſſe, damit du wenigſtens nit de Vorſaal verunreinigſt.“

Und wieder lachten alle drei. Und draußen ſchmetterte dazwiſchen Gang auf Gang, Kommandos, krachende, dumpfdröhnende Hiebe, das Halt der Se-

kundanten und ihr Gekläff um Inkommentmäßigkeiten, dann schwüle Pausen — neue Kommandos, neue Hiebe. Wie mochte es draußen stehen?

Eben hatte Wichart eine feste Watteverpackung um Dammers Schädel und linke Kopfseite verstaut und so gründlich mit Stärkebinden umwickelt, daß nur Augen, Nase und Mund aus dem weißen Paket hervorschauten — da entstand, unmittelbar nach Beendigung eines Ganges, draußen jene allgemeine Bewegung, die das Ende der Mensur verriet, und gleich darauf trat Klauser, den bandagierten Arm noch auf den Händen des Schleppfuchses ruhend, blutüberströmt herein. Hinter ihm Scholz und ein paar andere Korpsburschen, alle ganz merkwürdig still und blaß.

„Nu?“ fragte Wichart.

„Quartabfuhr nach achteinhalb Minuten,“ sagte Scholz in unheilverkündendem Ton. Dann riß er den Sekundierstulp ab und schleuderte ihn auf den Boden, Mütze und Schurz hinterher.

„Hm?“ machte Wichart.

Scholz schlug zweimal mit der Rechten durch die Luft, eine Geste, die deutlich erkennen ließ, daß irgend etwas Schlimmes passiert sei.

„Na, kommt raus!“ sagte Scholz. Und alle Korpsburschen gingen. Hastig vollendete Wichart Dammers Verband, hieß ihn Hemd, Weste, Band und Rock anlegen, schickte ihn und Werner hinaus.

— Drinnen blieben nur der bleſſierte Klauſer und der Paukarzt.

Werner begriff nicht, was vorgefallen ſein mochte. Er ſah, daß draußen der Fuchsmajor alle Korpsburſchen zuſammenberief und ſie alle ſich aus dem Saale entfernten. In dem dumpfen Gefühl, daß etwas Böſes ſich ereignet haben müſſe, fragte er Dammer: „Haſt du eine Ahnung, was die Korpsburſchen eigentlich haben?“

„Nu ja, nu ne — Klauſer hat, ſcheint's, iebel gefocht'n.“

„Wieſo?“

„Schlecht geſtanden ſcheint er äbens zu haben.“

„Nun, und —?“

„Na — du ſiehſt doch, daß de Korpsburſchen zum A. O. C. C. (außerordentlichen Korpskonvent) ſein abgetreten — da werden ſie wohl beſchließen, Klauſern auf unbeſtimmte Zeit hinauszutun.“

„Und — was wird dann weiter mit ihm?“

„Dann muß er Reinigungspartie fechten.“

„Und . . . dann kommt er wieder ins Korps hinein?“

„Wenn ſeine Menſur als Reinigungsmenſur genügt, dann wird die Dimiſſion aufgehoben.“

„Und wenn ſie . . . nicht genügt?“

„Ja — dann tun ſie'n äbens ganz rausſchmeißen tun ſie'n dann.“ — —

Dammer hatte richtig vermutet.

Nach wenigen Minuten kamen die Korpsburschen zurück, alle tief ernst und gedrückt; der Fuchsmajor ging zuerst zu den Senioren der beiden anderen Korps und machte diesen mit feierlich abgezogener Mütze eine kurze Meldung, dann rief er die Füchse in einen Winkel des Saales zusammen und befahl:

„Silentium für den A. O. R. C. (außerordentlichen Renoncenkonvent)."

Er und alle Füchse nahmen die Mützen ab.

„Es wird den Renoncen aus dem C. C. mitgeteilt: C. B. Klauser Zweiter seiner Charge entsetzt und derselbe auf unbestimmte Zeit dimittiert. — Hat jemand sonst noch etwas vorzubringen? Silentium — so ist der A. O. R. C. geschlossen."

Schweigend setzten die Füchse die Mützen auf und gingen beklommen zu ihren Plätzen.

Über den Tischen der Cimbern lag ein dumpfes Schweigen. Aber auch bei den beiden andern Korps ging es minder lebhaft zu als sonst. Man ehrte Cimbrias Muttertrauer über die Strafe, die sie an einem ihrer Söhne hatte vollziehen müssen, den sie vor andern wert gehalten hatte.

Leise tauschten auch die Füchse ihre Ansichten über das schmerzliche Ereignis aus. Die Brandfüchse behaupteten fast alle, sie hätten während der Mensur ganz genau gemerkt, daß Klauser schlecht stände.

„Er hat mehrfach den zweiten Hieb ausgelassen," behauptete einer.

„Als er die Temporalisabfuhr bekam, hat er ganz merklich reagiert," wußte ein anderer zu melden.

„Mir hat seine ganze Haltung von Anfang an nicht gefallen. Es war, als ob er gar nicht recht bei der Sache gewesen wäre."

„Ja, als ob ihm eigentlich alles wurst wäre. Als ob er immerfort an was anderes dächte."

„Hat er ja vielleicht auch getan." Zwischen den ernsten Betrachtungen ein heimliches, verstohlenes Schmunzeln auf allen Lippen.

„Einmal hat er mitten im Gange aufgehört zu schlagen."

„Das hab' ich auch gemerkt — als er die Terz weghatte: er machte ein ganz verdutztes Gesicht."

Was der eigentliche Grund von Klausers Dimission sei, vermochte Werner sich aus all dem Wirrwarr der Ansichten nicht recht klar zu machen. Er beschloß, seinen Leibburschen zu befragen.

Aber da kam er schön an. „Das sind deine Sachen nicht!" schnauzte Scholz den Leibfuchs an. „Sorg, daß du selber anständig fechten lernst, und überlaß das übrige den Korpsburschen! Wenn du mal selber das Band hast, dann magst du mitreden."

Mit hängenden Ohren schlich Werner zu seinem Platze.

Es war ein trüber Tag für die Cimbern. Noch eine ganze Reihe von Mensuren folgte, und bei fast allen war Cimbria als weitaus stärkstes Korps be-

teiligt, aber die frisch-fröhliche Raufstimmung der andern Tage fehlte. Die Entgleisung des zweiten Chargierten war so rasch nicht zu verschmerzen. Geschäftsmäßig wickelte sich der Tag ab.

Am Spätnachmittage kehrte man heim. Dammer fuhr seines Wickelverbandes halber in der Mensurdroschke. Der starke Blutverlust hatte ihn müde gemacht, er schlief, tief in die Wagenecke gedrückt, und als die Kalesche am Vogtschen Pensionat vorüberrollte, verfehlte er die Gelegenheit, das Herz des „süßesten Mädchens" durch den Anblick seines Zustandes zu rühren und mit noch tieferer Bewunderung für seinen Mannesmut zu erfüllen.

Vergebens hatte Werner sich nach dem unglücklichen Klauser umgesehen. Der hatte, nachdem Wichart ihn geflickt und verbunden hatte, von Scholz die offizielle Mitteilung bekommen, daß er seine Charge verloren habe und dimittiert sei. Das hatte er schon vorher gewußt. Er hatte eine ihm sonst ganz fremde Unsicherheit und Apathie während der Mensur selbst deutlich genug empfunden, aber er war ihrer nicht Herr geworden. Das Benehmen seiner Korpsbrüder aber unmittelbar nach der Mensur hatte ihm, dem Erfahrenen, genug gesagt. Und dennoch schnitt es ihm ins Herz, wie Scholz so kalt und gemessen vor ihm stand und ohne ein Freundeswort, ohne ein Beben in der Stimme ihm eröffnete: „Klauser, ich habe dir aus dem C. C. mitzuteilen,

daß du deiner Charge entſetzt und auf unbeſtimmte Zeit dimittiert biſt.“ Dann hatte Scholz ſich umgewandt und ihn ſtehen laſſen wie einen Geächteten.

Da nahm er das Band vom Riegel, und ſtatt es über die Weſte zu hängen, wie ſonſt beim Ankleiden, ließ er's ſtumm in die Taſche gleiten. Und die Korpsmütze verſteckte er unter der Weſte... Über ſeinen Wickelverband zog er eine ſchwarze, ſeidene Menſurmütze bis tief in die Stirn, griff zum Stock und wollte gehen.

Der gute Wichart hatte ihm ſchweigend zugeſehen. Klauſer fühlte ſeinen Blick und wandte ſich zu ihm.

„Wann bin ich wieder ſo weit, Wichart?“

„In vierzehn Tagen, Klauſer!“

„Was . . . erſt in vierzehn Tagen —?!“

„Ja — Temporalisabfuhr — Knochenſplitter — ſo lange wirſt du wohl aushalte miſſe.“

„Himmel!“

„Na, ſo vierzehn Tag — die ſinn doch fix herum!“

„Vierzehn Tage in Dimiſſion —“

„Kopf hoch, Klauſer! Biſt ja ſo e ſtrammer Kerle —“

Ein Händedruck, und Klauſer ging einſam hinaus. Er ſtieg dumpf brütend die Treppe hinunter und ging allein nach Marburg zurück — den Weg,

den er heute morgen in Träumen voll wilder, jungjunger Seligkeit hergekommen war.

Denn das hatte er ja seinen Korpsbrüdern nicht sagen können, daß er die ganze Nacht kein Auge zugetan hatte — daß er nichts anderes hatte denken und träumen können, als daß sie nun sein sei — seit gestern abend . . . seine Verlobte, seine Braut — seit jenem Spaziergang im Museumsgarten, abseits vom Fiedeln der Walzergeigen, seit jenem kurzen Augenblick im Jasminboskett, der ihm den ersten Kuß seines Lebens gebracht hatte — den Kuß einer Liebe, die, so wähnte er, nur mit dem Schlagen dieses stürmischen Herzens enden könne . . .

Und nun?!

Langsam tropften schwere Tränen aus dem Auge des Jünglings, der inmitten der Jugendspiele Mannesrechte und Mannespflichten auf sich genommen und darüber den Schmuck der Jugend eingebüßt hatte.

Schwere Tränen tropften auf die Brust, an der gestern Mariens gelber Flechtenbau geruht hatte, auf der heute das Band Cimbrias fehlte.

Schwere Tränen, Kindertränen . . .

Am Spätnachmittage hielten die Korpsburschen der Cimbria nochmals außerordentlichen Korpskonvent ab, und zwar auf der Kneipe. An Klausers Stelle wurde der dritte Chargierte, Krusius, Dammers Leibbursch, beauftragt, interimistisch die zweite

Charge zu verſehen, und ferner beſchloſſen, die Brander Böhnke, Dammer und Ehlert, deren Rezeptionsmenſuren am Vormittage den Anforderungen eines wohllöblichen C. C. genügt hatten, ins engere Korps zu rezipieren. Das wurde dieſen Glücklichen, die man ſchon ohne Angabe des Zweckes auf die Kneipe beſtellt hatte, in feierlichſter Form eröffnet, indem der Außerordentliche Korpskonvent ſich ſofort als „Feierlicher Korpskonvent" konſtituierte, die rezipierten Brander vorlud, ihnen ihre Aufnahme eröffnete, ihnen den Burſcheneid auf die Konſtitution des Korps abnahm und ſie feierlich mit dem blau-rot-weißen Bande ſchmückte.

Hernach war's noch eine Stunde Zeit bis zum Beginn der ſpeziellen Kneipe. Das benutzten die Jungburſchen ſelbſtverſtändlich, um ſich dem ſtaunenden Marburg alsbald im neuen Schmucke der drei Farben zu zeigen. Auch Dammer hatte ſich ſoweit erholt, daß er, trotz ſeines bis zur Unkenntlichkeit vermummten Kopfes, die Wettergaſſe herunterſchlenderte bis zum Penſionat Vogt. Aber ſeine Sehnſucht erfüllte ſich nicht: die Vogtei ſaß jedenfalls beim Abendeſſen.

Auf der Kneipe ſah er ſich allerdings zum Genuſſe eines Gebräues aus Ei, Kognak und Rotwein verurteilt, das er durch ein Röhrchen trinken mußte, da der angeſchlagene Kaumuskel Trinken im eigentlichen Sinne und Eſſen verbot. Trotzdem war er ſelig.

Und auch das Korps überwand in der Freude über seine drei Jungburschen allmählich die Mißstimmung über den Verlust des Subseniors. Ach ja, der Lebende hat recht, und was ist ein einzelner unter einer Schar von mehr denn vierzig!

Vielleicht am aufrichtigsten und dauerhaftesten trauerte Werner um Klauser. Er sah immer noch den Freund am Arm des schönen Mädchens aus dem Boskett in den Mondflimmer hineintauchen und meinte noch den unerhört süßen Nachhall der gestammelten Worte zu hören:

„Willy — meiner — mein Willy . . ."

Nun lag der Arme gewiß einsam und schlaflos daheim und fühlte das Brennen seiner Wunden und seiner Scham . . .

Und warum?!

Grausam — grausam . . .

Und Werner betrank sich.

VIII.

„Du — Salche — hernach muß ich dich allein ſpreche!“

So hatte am Sonnabend früh der Studioſus Simon Markus ſeine Schweſter im Laden angeziſcht.

„Hernach, wenn ich aus'm Kolleg zurückkomm!“

Seine Augen ſchielten flackernd an der unförmlichen Naſe entlang, deren wulſtige Flügel bebten.

„Hernach? Warum nit gleich und nit hier? Was du mir zu ſage habe kannſt, das kann e jed's heere!“

„Nein! das kann nit e jed's hören!“

Damit war er aus dem Laden geſtolpert und zur Anatomie geſchlendert, den Rücken gekrümmt von der Laſt unfaßbarer Qualen.

Roſalie hatte keine Ahnung, was ihren Bruder ſo erregte. Und darum, als der heimkehrende Bruder ſie ins Hinterzimmer zog und anfauchte:

„Ich hab's gehört, heut nacht!“

— da konnte ſie mit unſchuldigſter Verwunderung antworten:

„Was haſt geheert?“

„Ja, mach nur e Geſicht! Heut nacht is er aus deinem Zimmer komme und de Trepp erunter gange!“

„Aus mein Zimmer? Ja, wer denn?“

„Wirſcht's ſchon wiſſe!“

„Hernach bitt ich mir aus!! Wer ſoll in mei'm Zimmer geweſe ſein heut nacht?“

„Na, der Achebach — hä? oder gar nit?!“

„Biſt verrickt, Simon?!“ Ihre Augen funkelten gefährlich, ihre Finger krallten ſich. Sie glaubte, der Bruder wolle ſie ganz grundlos beleidigen.

„Ich hab's geheert! Die Trepp is er nunter auf de Sock! Ich weiß es! Aber ich tu'n haue! Ins Geſicht ſchlag ich em, dem Affe, dem Fatzke!“

„Du, Simon, mach dich nit unglücklich! Es is nit wahr, ich weiß von gar nix weiß ich!“

Simon überlegte. Eigentlich hatte er ja wirklich nichts anderes gehört als einen Schrei draußen, drunten, an der Lahnſtraße . . . der ihn aufgeweckt hatte . . . und dann einen verſtohlenen Schritt, abwärts, die knackenden Dielen hinab . . . ſachtes Öffnen der Tür zum Zimmer, das der junge Korpsſtudent bewohnte . . . ſonſt nichts . . . vielleicht wußte Roſalie wirklich nichts — vielleicht war wirklich nichts geſchehen —

„Salche! ſieh mer an!! —?“

Seine Finger krampften ſich um des Mädchens ſtramme Oberarme.

„Au, du tuſt mich kneife!“

„Is wahr, daß du von nix weißt?“

„Ich hab dir's geſagt — laß mich in Friede!! Verrickt biſte, verrickt! Laß mich in Friede!! Un

wenn's gewese wär, tut's dich was angehe? Hä? Bist du mei Vormund?"

Tränen standen in ihren Augen, halb des Schmerzes über den rauhen Griff des Bruders, halb der Wut über seine Anmaßung — ja, wenn er wenigstens noch einen Grund gehabt hätte — aber es war ja nicht mal was passiert . . .

Simon ließ ihre Arme los, nachdem er sie mit einem letzten harten Ruck einen Schritt zurückgeschoben.

„Dei Vormund bin ich nit, Gott sei's gelobt! Un ob mich das was angeht, das is mer egal, verstehst? Das ein will ich dir sage: ich leid's nit, daß du eine an dich eranläßt von dene Kerle . . . von dene geschwollene Korpsstudente, von dene dicknäsige Großschnauze . . . und wenn du's tust, den Betreffende den schlag ich in die Fresse, un wenn's Mord un Totschlag drum tät gebe!!"

Und damit rannte er hinaus — er schnappte nach Luft . . . in seinem Herzen war eine so lichtlose, grauenhafte Finsternis, daß er nicht wußte, wie das Leben ertragen . . . allein er gemieden, geschnitten von den alten Schulkameraden, ohne Möglichkeit, Freunde zu finden, dem blöden Herzen der hinsiechenden Mutter, dem lebenslüsternen der saftstrotzenden Schwester entfremdet, einsam, arm . . .

Ja, wenn er nach Berlin gekonnt hätte! Da,

das wußte er, gab es große Zirkel jüdiſcher Studenten, die in freundſchaftlichem Zuſammenſchluß, im Genuß der Literatur und Kunſt einander den Fluch ihres Blutes vergeſſen machen konnten . . . nein, dort galt dieſer Fluch überhaupt nichts . . . dort war das Judentum eine Macht, beherrſchte Preſſe, Literatur, Bühne.

Aber in Marburg . . . in dem ausgewucherten Heſſenlande, wo ſeine Glaubensgenoſſen, das mußte er als billig denkender Menſch zugeben, einen Teil des Fluches verdient hatten, der ihren Schritten folgte —

Und fortlaufen? ſich auf eigene Fauſt durchſchlagen?! Das hieße, den einzigen Menſchen, mit dem ein menſchliches Band ihn verknüpfte, das hieß die Schweſter ſchutzlos zurücklaſſen, ein Spielzeug jener Bande, die er wütender als alles haßte: der blonden, vierſchrötigen Söhne Teuts, die dies Neſt beherrſchten mit ihrer ganzen knallprotzigen, reckenhaften Arroganz, ihrer ſiegesſicheren, gladiatorenhaften Dreiſtigkeit — die über die Studentenſchaft das Schreckensregiment des Schlägers, des Säbels, der Piſtole führten und ſtark genug waren, jedem Kommilitonen, der ihre Weltanſchauung nicht teilte, das Leben in Marburg unerträglich zu machen. Fühlten ſich doch ſelbſt die theologiſchen Verbindungen, der proteſtantiſche Wingolf genau ſo gut wie die katholiſche Verbindung Rhenania, ſchwer be-

drückt durch die Übermacht und alte Herrlichkeit der Waffenverbindungen.

Und der arme Judenknabe floh in den dunkelnden Wald und warf sich an finsterster, einsamster Stelle ins Moos. Seine Hände krallten sich in die kühlen Polster. Tränen waren ihm versagt, aber ächzen konnte er hier ungehört und ungestört. Und er preßte den breiten Mund, die wüste Nase tief in das Grün und brüllte wie ein waidwundes Wild sein Weh in die Mooskissen hinein — sein lebenzerfressendes Weh über den sinnlosen Fluch, der auf seinem Volke lastete, der täglich neu auf ihn und seine Blutsgenossen getürmt wurde von jenen, die längst nicht mehr an den Heiland glaubten, den seine Voreltern vor zweitausend Jahren ans Kreuz geschlagen haben sollten.

— — — — — — — — — —

Rosalie aber nahm sich vor, Werner das Vorgefallene zu erzählen und irgendwie herauszubekommen, ob er wirklich in der Nacht vor ihrer Tür gewesen. Sie zweifelte kaum daran. Und das machte ihr Blut hochheiß. Sie wollte diesen keuschen Josef munter machen, sie hatte sich's in den Kopf gesetzt, seine zitternde Unschuld zu besiegen. Sie kannte sich schon genügend aus unter dieser bierfrohen und raufstolzen Jugend, um wittern zu können, daß hier ein edleres Blut kreiste, eine Seele von sonderlicher Art um ihren angeborenen Adel rang. Das war's, was

ſie ahnte: dieſer war nicht wie die anderen. Und darum wollte ſie ihn haben. Ein Raffinement, das auch weit erfahrenere Frauen als Salchen Markus gereizt hätte, würzte ihr Begehren nach dem weichen Knaben, der ſo mannhaft wider die Dränge ſeines Blutes kämpfte; daß er nicht feige war, daß ſeine Flucht vor ihrer Nähe nicht eine Chamade der Armſeligkeit, ſondern des Stolzes war, das las ihr Weibinſtinkt in dem ſcheuen, doch lodernden Auge. Und ſie dünkte ſich ſchön und feurig genug, um würdig zu ſein, dieſe taſtende Seele in das tiefſte Geheimnis des Lebens und der Schönheit einzuweihen.

Sie würde ihn fragen, ob er an ihrer Tür geweſen, ſie würde zürnen und ihre Verzeihung ſich abbetteln laſſen . . .

Aber wenn ſie gehofft hatte, Werners noch am Samstag habhaft zu werden, ſo ſah ſie ſich enttäuſcht. Werner kam erſt ſpät von Ockershauſen zurück, fragte nur im Laden, ob Briefe gekommen ſeien, und war gleich wieder hinaus.

Und als Roſalie mitten in der Nacht von einem Lärm im Hauſe erwachte, da konnte ſie hören, daß das junge Blut, nach dem es ſie verlangte, ſich recht gründlich ausgetobt hatte. Das war ein Gepolter auf der Stiege, ein Türenſchlagen, ein Anſtoßen an Möbeln und Waſchgeräten in der Stube!

„Dunner, der hat gelade!“

Roſalie kicherte in ihre Kiſſen.

Am Sonntagmorgen ſchlief der Student bis halb eins, ſtürzte dann, ohne nach ſeinem Frühſtück geklingelt zu haben, zum Frühſchoppen. Und Roſalie wußte, daß ſie ihn nun am ganzen Sonntag nicht ſo leicht mehr zu Geſicht bekommen würde. Denn ſonntags pflegte das Korps gleich nach dem Mittageſſen zum „offiziellen Exbummel“ aufzubrechen, einem gemeinſamen Spaziergang zu einem der herrlichen Ausflugsorte der Umgegend. Gegen Abend kehrte man dann heim, und in der Regel ging alles ſofort zur Kneipe, wo in dem prächtigen Garten des Korpshauſes der Sommerabend mit Kegelſchieben, Skat und Quodlibet zu Ende genoſſen wurde.

Aber vielleicht würde der Student nach der Rückkehr vom Spaziergange noch einen Augenblick von der Kneipe heruntergeſprungen kommen, um die Sonntagsgarnitur gegen eine ältere Mütze, ein ſchon bierbegoſſenes Korpsband einzutauſchen?

Darauf wollte Roſalie hoffen, denn die Gelegenheit zu einem Schäferſtündchen kam ſo günſtig nicht vor dem übernächſten Sonntag wieder. Die Mama Markus hatte ſich nämlich erholt, und wenn ſie munter war, verlangte ſie von ihren beiden Kindern abwechſelnd den Liebesdienſt, daß eins ſie zu ihrer gleichfalls verwitweten Schweſter, der Frau Iſidora Mayerſtein auf der Ketzerbach, begleitete, wo man einige Stunden verplauderte. Diesmal war Simon an der Reihe, die Mutter zu geleiten, und ſo würde

sie von nachmittags fünf bis neun allein im Hause sein, da auch Babett Ausgang hatte und in ihr Heimatdörfchen Frohnhausen gepilgert war.

Und sie mochte nicht lange warten. Er sollte, er mußte kommen! Sie wollte es, sie wollte es!

Als nach dem Nachmittagkaffee die Mama am Arme ihres Sohnes die Wettergasse hinabgehumpelt war, schloß Rosalie den Laden zu, legte die schweren Holzläden vor, verwahrte sie mit den Eisenriegeln und stieg in ihr Zimmer empor. Sie hatte noch Zeit, vor sieben würde Werner nicht kommen. Inzwischen wollte sie Toilette machen.

Sie kramte eine viereckig ausgeschnittene Batistbluse heraus, bei deren Anblick sie lächeln mußte, denn sie hatte schon einmal, im vorigen Sommersemester, ihre Wirkung erprobt. Hehe! der gute Bennert! Fritzchen! Damals war er dritter Chargierter der Cimbria gewesen. Es war sehr nett gewesen mit ihm. Simon war damals noch ein ahnungsloser Primaner gewesen mit einem unerschütterlichen Schlaf... Bennert ein hübscher, strammer, rotbäckiger, sommersprossiger Westfale ... ein wackerer Liebeskamerad ... allerdings kein Werner Achenbach... jetzt war er inaktiver Korpsbursch und büffelte in Berlin zum Referendarexamen. Anfangs hatte er noch geschrieben ... ungeschlachte Briefe, die stets schlossen: „Dein Dich liebender Fritz“ — dann war's eingeschlafen ...

Aber die weiße Bluſe, die wußte noch von jenem erſten Abend zu erzählen . . . es war Zeit, daß ſie einmal etwas Neues erlebte.

Und wie Roſalie ihren Spiegel befragte, da war ſie ſicher, daß dieſes neue Erlebnis nicht mehr fern ſei. Himmel! ſo gab's doch in Marburg keine zweite!

Und ſie wollte! ſie wollte! ſie wollte! —!!

Sie ſtieg die Treppe hinunter, ſetzte ſich auf Werners Sofa, nahm ein Buch vom Tiſch und begann zu leſen. Sie hatte ſchon ſeit ihrer Backfiſchzeit von der Lektüre ihrer ſtudentiſchen Mieter profitiert und hatte ſo eine wirre Menge Bücher durcheinander verſchlungen, von den Wahlverwandtſchaften bis zu Caſanovas Memoiren . . . dies Buch kannte ſie noch nicht; es trug die Zahl des laufenden Jahres, 1887, und führte den Titel: Frau Sorge. Der Verfaſſer hieß Hermann Sudermann.

Sie las und war raſch gefeſſelt.

Aber plötzlich, nach etwa einer Stunde, legte ſie das Buch mit einem Ruck aus der Hand. Auf der ſonntagnachmittagſtillen Straße klang das Klappern der Spazierſtöcke, klang Hundegezänk und der wohlbekannte Cimbernpfiff . . .

Sie fuhr ans Fenſter. Fünf, ſechs Cimbern kamen von der Barfüßergaſſe her die Wettergaſſe entlang, offenbar vom Spaziergang zurück: ſie hatten rote Köpfe, Sonnenbrand, friſche Luft und Alkohol leuchteten um die Wette von ihren Geſichtern. Sie

lachten laut und unaufhörlich; ihre Mützen saßen im Nacken; mancher von ihnen schlug mit dem Spazierstock einen Lufthieb nach dem andern. So trollten sie des Wegs entlang, bogen den Pfad nach dem Korpshause zu und verschwanden. Alles war wieder sonntagsstill; die ganze Wettergasse schien ausgestorben; nur ein mageres Kätzchen schlich den Rinnstein entlang; schon war die Sonne längst hinterm Schloßberg verschwunden; Dämmerung sank auf die Straße, tiefere lag in den Winkeln des schlichten Studentenstübchens.

Und Rosalie dehnte sich in ihrer einsamen, quellenden Schönheit. Sie sehnte sich bis zum Verschmachten nach dem Knaben, dessen Jugendträume diese Stube durchwitterten. Dort standen die Bilder seiner Eltern, der schöne Weißkopf des Vaters mit den leuchtenden Augen, die Rosalie so gut kannte. Dort die herberen Züge der Mutter, aus denen ein kräftiges Wollen sprach: von diesen Linien meinte Rosalie kaum scheue Spuren in dem Gesichte des Ersehnten zu finden. Und da lag ein Päckchen frisch vom Photographen gekommener Bilder. Werner selbst. Ja, das war er, seine noch verschwommenen, unausgeprägten Züge, sein suchendes Auge. Grellbunt leuchtete die grob aufgesetzte Bemalung der Mütze und des Bandes. Das mußte sie haben; kurz entschlossen mauste sie eins und schob's in ihre Schürzentasche. Sie wollte ihn schon entschädigen.

Und wieder klangen draußen Schritte und frische Stimmen, und wieder fuhr Rosalie ans Fenster. Und wieder waren es andere als der, dessen sie wartete.

Und sie stöberte ruhelos in dem Stübchen umher, drehte jeden Gegenstand, den sie bemerkte, in den Fingern; inzwischen liebäugelte sie mit dem Sofa, steckte gar den Kopf ins Nebenzimmer und warf dem Bette einen vertraulichen Nicker zu . . . das alles kannte sie ja so gut . . .

Und doch war ihr jungfräulich, war ihr bräutlich zumute . . . als wenn sie rein wäre, wie jener, dessen unberührte Jugend sie an ihre lechzenden Brüste pressen wollte.

Da — da — Schritte auf der krachenden Stiege, polternd im lichtlosen Dämmer des Flurs — — an der Klinke eine tastende Hand — und Werner stand im Rahmen.

„Fräulein Rosalie — —“

„Ach — guden Abend, Herr Achebach — grad e bißche aufgeräumt hab ich da in der Stub —“

„Ich dank Ihnen schön —“

„Na — sinn Se spaziere gewesen?“

„Na — der übliche Sonntagsnachmittags-Erbummel . . . wir waren in Wehrda draußen.“

Er hatte seine neue Mütze an die Wand gehängt und eine ältere aufgestülpt. Nun nahm er auch ein älteres Band herunter, knüpfte es an das neue, das er trug, und zog es durch Abziehen des alten unter

den Rock. Dabei stand er von Rosalie abgewandt. Seine Finger zitterten.

„Herr Achebach!“

„Fräulein Rosalie?“

„Ich muß Ihne mal was frage —!“

„Nun?“ Er fuhr herum — der Ton der Frage hatte so seltsam geklungen . . .

„Herr Achebach — sinn Se in Freitag nacht obe vor mei'm Zimmer g'wese?“

„Fräu—lein — — Rosalie —“

„Sie —?“ sie drohte mit dem Finger.

„Ach Gott — ich — ich werde wohl . . . bekneipt gewesen sein — entschuldigen Sie nur — es soll nicht wieder vorkommen —“

„Ja — was ich Ihne sagen wollt — mei Bruder hat's geheert, wie Sie nunner sinn gange, un er hat mir de greeßte Skandal gemacht deshalb. De greeßte Skandal!“

„Fräulein Rosalie — ich werde morgen... mit Ihrem Herrn Bruder sprechen... und ihm sagen, daß Sie gar nichts . . . ich meine, daß ich allein —“

„Um Gottes wille, das mache Se nur nit, die größte Unannehmlichkeit könnt das gebe! Schon so grad schlimm genug is es gewese!“

„Ach, verzeihen Sie mir doch nur — ich — Himmel, ich könnt mich prügeln deshalb —“

„Ja, verzeihe, verzeihe! Sie habe gut rede! Sie

ſinn der große Herr, ich bin das arm Mädche, was alles muß ausbade!“

„Fräulein Roſalie!“ Er tat einen Schritt auf ſie zu — endlich, endlich.

„Ach, Herr Achebach —!“

„Wollen Sie mir verzeihen?!“ Er ſtreichelte ihre Hand, ihren Arm — endlich! Endlich!

Und fünf Minuten ſpäter hatte ſie ihn auf dem Sofa.

Und Werners Faſſung ſchwand. Die wilden Küſſe des Mädchens machten ihn toll.

Da fuhr Werner plötzlich auf: draußen klang der Cimbernpfiff!

„Himmel, meine Korpsbrüder!“

„Verflucht! Laß ſe doch pfeife!“

Einen Augenblick lauſchte Werner den Pfiffen, die ſich dringender wiederholten.

Plötzlich polterten Schritte auf der Stiege.

„Die Tier! Is de Tier abgeſchloſſen?! Schnell! Tu ſe zuſchließen!“

Werner fuhr auf — verdammt! Der Schlüſſel ſtak draußen!

Es war zu ſpät — da tauchte eine blaue Mütze aus der Dämmerung — ein gebieteriſches, hageres Geſicht — der lange Scholz — —

„Guten Abend, Leibfuchs!“

„Leibburſch, du? Guten Abend —“

„Na, warum haſt du denn auf meinen Pfiff nicht reagiert, wenn du doch zu Hauſe biſt? —“

„Oh, ich — — womit kann ich dir dienen?“

„Ich wollt mir nur 'ne alte Mütze bei dir holen — es ſcheint ein Gewitter zu kommen.“ Und ſchon war Scholz in der Stube. Vom Sofa leuchtete Roſaliens helle Bluſe. „Ach, ſo!! — Ei, ſieh doch den Duckmäuſer! Wer iſt denn das?“

„Fräulein Roſalie Markus — meine filia hospitalis —“

„Äh — filia hospitalis —!

„Denn keine iſt aequalis
Der filia hospitalis!“

ſang Scholz mit näſelndem Ulkton.

„Mach mal Licht an, Leibfuchs! Die ſchöne Roſalie Markus iſt wert, daß man ſie auch mal bei Lichte beſieht!“

Verſtört, faſſungslos zündete Werner die Petroleumlampe an. Scholz nahm ſie und leuchtete Roſalien ins Geſicht.

„Verdammt! Dich hab' ich eigentlich noch nie ſo recht angeſchaut, Mädel! Hat keinen ſchlechten Geſchmack, der kleine Leibfuchs.“

Roſalie ſprang auf, um zu entfliehen.

„Was, weglaufen? Jetzt, wo's grad gemütlich wird?“

Und die ſtählernen Finger des Seniors der Cimbria umklammerten Roſaliens blühende Hand-

gelenke, preßten das ringende Mädchen widerstandslos ins Sofa zurück.

„Au, mein Arme — lasse Se los, Sie — Sie ung'schliffener Mensch, Sie!"

„Wenn du brav bist!"

Rosalie war frei, sie rieb sich die Handgelenke. „Da, sehe Se nur, wie Sie mich verdruckt habe!" Sie hielt die Handgelenke unter die Lampe, Scholzen entgegen; in der Tat, die Finger des jungen Mannes hatten sich wie eiserne Handschellen in dem weißen, schwellenden Fleich eingeprägt.

„Na ja! So geht's, wenn man mir nicht pariert!" lachte Scholz behaglich. Seine grauen Augen musterten kennerhaft die Gestalt des Mädchens und hafteten an dem Ausschnitt der Bluse.

„Donnerwetter! Ich kann nur staunen! Ich kenne mich doch sonst aus unter den Marburger Mädeln — warum hab' ich dich eigentlich bisher übersehen? Nun hat der kleine Leibfuchs da dich mir weggeschnappt. Schade!"

„Oh — weggeschnappt!" sagte Rosalie gedehnt.

Scholz zog, wie freudig erstaunt, die Augenbrauen hoch. Also noch nicht? Das wäre! lag in diesem Blick, der Rosalie galt. Und dann über die rechte Achsel zu dem Jüngeren, der noch immer regungslos und hilflos dastand:

„Na, Leibfuchs? Du schweigst ja in sieben Sprachen?!"

„Gehſt du mit zur Kneipe, Leibburſch?“ fragte Werner heiſer.

„Oh — wenn du zur Kneipe willſt, ich will dich nicht abhalten. Ich . . . wenn du erlaubſt, daß wir noch ein Weilchen auf deiner Bude bleiben . . . dann möchte ich Fräulein Roſalie gern noch ein Augenblickchen Geſellſchaft leiſten.“

„Das ſollt mer grad fehle!“ höhnte Roſalie und ſtand abermals auf, aber ihr Blick ruhte freundlich auf dem Unverſchämten und mied das brennende, düſtere Auge des Knaben, den ſie vor fünf Minuten ſo wild geküßt.

„Schönes Kind, du zwingſt mich abermals zu Gewaltmaßregeln!“

„Herr Scholz, mache Se jetzt keine Unſinn un laſſe Se mich vorbei!“ Sie mochte Werner ſo tief nicht kränken.

„Alſo heute nicht? Dann ein andermal, du ſüßer Racker!“ Und während Roſalie an ſeinen Knien vorbeiſtrich, packte er ſie dreiſt um die Hüften. Sie riß ſich los, warf noch einen ſpöttiſch-bedauernden Blick auf Werner, einen ſchmollenden, doch verheißungsvollen auf Scholz und war hinaus.

„Du, Leibfuchs, die Kleine ſpann ich dir aus, für die biſt du noch zu jung,“ ſagte Scholz. „Wenn du der in die Finger fällſt, dann bleibt für die Menſuren nichts mehr von dir übrig.“

Und gleichmütig hing er ſeine Mütze an die

Wand, nahm die beste ältere, die da war, stülpte sie auf den Hinterkopf und sagte: „Komm, Leibfuchs, wollen zur Kneipe!“

Er blies die Lampe aus, schob seinen Arm in den Werners und zog ihn zur Tür.

Und willenlos, kampflos folgte Werner.

IX.

Und abermals war das Geheimnis, die Erfüllung an Werner vorübergegangen. Und als er andern Morgens im Bette überſann, wie alles gekommen war, da erfüllte ihn nicht mehr die dankbare Stimmung ſelbſtbewahrter Reinheit . . . da empfand er nichts als Scham und Groll gegen ſich ſelbſt. Diesmal hatte er den Becher nicht ſelbſt von den Lippen gedrängt, ein Stärkerer war gekommen und hatte den zagen Händen des Knaben den Trank entriſſen. Und er hatte nicht einen Finger zur Abwehr geregt. Er fühlte: das konnte Roſalie ihm nicht verzeihen. Ihren Abſchiedsblick vergaß er nicht; der brannte noch immer mit ätzender Schärfe in ſeiner Seele. Klein und feige hatte er ſich die Geliebte entreißen laſſen.

Die Geliebte! Hahahaha!!

Dieſer Gedanke kam ihm läppiſch vor.

Wer ihm noch vor wenig Monaten geſagt hätte, daß man ein Weib küſſen, ihren Beſitz ſtürmiſch begehren könnte, ohne ſie zu lieben?!

Wenn jetzt einer gekommen wäre und hätte ihm erzählt, Roſalie ſei in der Nacht geſtorben — würde er eine einzige Träne um ſie vergoſſen haben?!

Was war denn das nun, was ihn zu dem wun-

dervollen Geſchöpf gezogen hatte?

Werner hatte keinen Namen für dies Gefühl. Und dennoch wußte er, daß es ein Glück war, ein ſüßes, leuchtendes, trunken machendes Glück, das an ihm vorübergegangen war für immer.

Für immer?

Ja, für immer. Dieſe Stunde würde nicht wiederkommen. Dieſe Stunde, die ihm vergönnt hätte, ſeine ſo lange aufgeſtaute Sehnſucht in den Schoß eines Mädchens auszuſchütten, das ihm alle ſeine Schönheit als freudiges Geſchenk entgegengeworfen hatte, das ſein gewartet, das ihn begehrt hatte in hinlechzendem Verlangen. Begehrt hatte... und nun nie mehr begehren würde, da er ſich unmännlich gezeigt hatte.

Und in ſeinem Herzen war eine tiefe Trauer um ein verlorenes Glück . . .

Ja, um ein Glück!

Der Primaner in ihm verſuchte ihn zu belehren, daß ja doch dies Glück eine Sünde geweſen wäre —

Sünde —!! Hahahaha!

Wo waren die Begriffe hingekommen? Sünde — Schuld!

Das Leben wußte nichts von ihnen. Das Leben kannte nur zwei Empfindungen, nur zwei Seelenſtände: Glück . . . und Leid . . .

Narr, wer das Glück von ſich ſtieß! Zehnfacher Narr, wer ſich's rauben ließ!

Das Leid, das mußte man wegſtoßen — das zudringliche Leid, das immer wieder von ſelber kam — dem mußte man mit Keulen auf den Schädel dreſchen, daß es heulend entweichen mußte . . .

Und haſchen, haſchen das flüchtige Glück . . .

Er hatte es entweichen laſſen —

„Du Narr! Du Eſel!!“ Er ſchlug ſich mit der geballten Fauſt vor die Stirn.

Babett brachte ihm das Frühſtück. Er hatte das liebe Kind, deſſen Mund ſeine erſten Küſſe einſt empfangen, ſeit jenem Abend nicht mehr beachtet. Und ſtill wie ein Schatten war das ſchlichte Mädel durch ſein Zimmer gehuſcht, nie hatte ein Blick ihn daran erinnert, was zwiſchen ihnen vorgefallen.

Heute zum erſten Male ließ er ſeine Augen auf ihr ruhen. War die vielleicht ſein Schickſal? Er brauchte wohl nur den Finger auszuſtrecken —

Aber nein — die da begehrte er nicht. Was war ſie gegen Roſalie?

Sie hatte ſeinen prüfenden Blick gefühlt, und ein tiefes Rot ſtieg aus ihrem Bruſttuch bis unter die Wurzeln der zurückgeſtrichenen Haare. Aber er blieb ſtumm.

Und ſtumm ſchlich Babett hinaus.

Nach dem Fechtboden ging Werner zur Anatomie, um von Wicharts Gefälligkeit Gebrauch zu machen und den Präparierboden zu beſichtigen. Es war ohnehin Zeit. Die warmen Tage waren nahe,

und da würde der Präparierboden geſchloſſen werden müſſen.

In der Vorhalle fahndete Werner nach einem dienſtbaren Geiſt, gab dem ſeine Karte für Wichart und wartete. Und wie er ſo ſtand, ging hin und wieder die Tür zum Präparierſaal auf, und Studenten gingen ab und zu. Sie trugen lange, graue Leinenkittel und hatten die Ärmel wie Schlächter aufgeſtreift. Die Kittel waren wie mit braunen Farbkruſten beſchmutzt, die Hände dunkel gefärbt . . .

Und aus dem Saale quoll ein Dunſt, der ſich ſchwer auf Werners Bruſt legte. Der Qualm von Zigarren- und Pfeifenrauch, gemiſcht mit einer andern, einer ſüßlich-faden Witterung... Werner fühlte ſich unausſprechlich ekel.

Der Anatomiediener kam: „Der Herr mecht ſchon immer in de Saal gehe."

Und Werner trat ein. Unter der Tür meinte er faſt zu erſticken an dem widerlichen Brodem, der auf ihn zuquoll. Aber das Bild arbeitender Menſchen feſſelte ſeinen Geiſt und half ihm den Schauder der Sinne bändigen.

An vielen kurzen Tiſchen ſaßen an hundert Studenten, faſt ausnahmlos junge Semeſter wie Werner. Alle qualmten ſie, alle ſaßen ſie tief gebeugt, alle hatten ſie irgendein ſeltſam formloſes Etwas in der Hand, an dem ſie mit ſcharfen Inſtrumenten herumſchnitzelten. Neben jedem lag ein aufgeſchlagenes

Buch mit Illustrationen in rot und blau, oder deren mehrere . . . und der Blick der Arbeitenden ging hin und her zwischen den Abbildungen ihrer Bücher und den Gegenständen in ihren Händen.

Und diese Gegenstände waren leblose Teile menschlicher Körper.

Als Werners Augen das Gesamtbild des Saales aufgenommen und nun zum Einzelnen strebten, fiel ihr erster Blick auf einen blutjungen, bartlosen Menschen von kindlichem Gesichtsausdruck, der ein langes menschliches Bein unter den Händen hatte. Er war beschäftigt, die einzelnen Muskeln von den zwischenliegenden Schichten aus Fett und Bändern zu befreien und herauszulösen. Eben hatte er einen breiten, roten Schenkelmuskel lospräpariert, schob seine Rechte darunter her, strich mit der Linken befriedigt, wie liebkosend über den gesäuberten Muskel und schmunzelte selbstzufrieden vor sich hin, im Bewußtsein sauber besorgter Arbeit. Werner mußte in all seinem Schauder lächeln.

Und er ging weiter von Tisch zu Tisch. Hier wurde ein Arm, dort ein Fuß, dort eine Hand zersäbelt. Und staunend sah Werner diese selbstverständliche Ruhe und Gelassenheit, mit der diese gleichaltrigen Jünglinge das Geheimnis des Meisterstücks der Schöpfung erschürften, geschäftsmäßig, mit dem sachlichen Ernst von Knaben, die ein Spielzeug zertrümmern, um seinen Mechanismus zu ergründen.

Schließlich stand er hinter einem Studenten, der vor sich einen menschlichen Kopf liegen hatte. Die von Haaren entblößte Schädelhaut war durch einen Schlitz von der Nasenwurzel bis zum Hinterkopf gespalten, dann die Schädeldecke flach abgesägt worden, und aus der Gehirnhöhle hatte der Arbeitende das Hirn losgetrennt und gesäubert. Eben war er fertig geworden und ließ die quabblige, schaukelnde Hirnmasse auf einen Porzellanteller gleiten. Erleichtert atmete er auf, empfand, daß jemand hinter ihm stehe, und wandte sich herum. Es war Scholz.

„Tag, Leibfuchs! Na? Was suchst du denn bei uns?"

„Tag, Leibbursch! Wichart hat mich aufgefordert, mir hier die Sache mal anzusehen."

„So, so — na, wie gefällt dir's denn in dem Ausschank?"

„Na — gefallen? Jedenfalls interessiert mich's riesig."

„Nicht wahr? Und dann riecht's auch so gut."

„Entschuldige, Leibbursch — was treibst du denn hier? Ich denke, du stehst schon ziemlich nahe vor'm Staatsexamen?"

„Na — immerhin noch anderthalb Semester — aber du hast recht — eigentlich hab' ich hier ja nichts zu suchen... uneigentlich aber mach' ich hier Studien für meine Doktordissertation. Schau dir das mal an! Das ist die Denkmaschine. Das muß eigentlich jeder

gebildete Menſch mal geſehen haben. Das und 'ne Entbindung. Dann kommt man dahinter, daß der Menſch ein grad ſo armſeliges Viech iſt, wie alle andern. So die Romanſchreiber und die Dichter und ſo 'ne Leute: die müßten das mal ſehen, dann würden ſie nicht ſo viel idealiſtiſchen Blödſinn quaſſeln."

Dieſe Logik war Werner unbegreiflich. Mit tiefer Ehrfurcht betrachtete er die opaliſierende Maſſe auf dem Teller. Ihm war, als wachſe vor dieſem Anblick das Geheimnis des Denkens und Schauens nur tiefer ins Unermeßliche hinab. Wenn nicht eines Gottes kommandierende Allweisheit dies millionenfach verſchlungene Chaos von Gängen und Fäden und Äderchen gebildet, wenn das alles „geworden war", ſo ſich entwickelt hatte im Laufe der Jahrmillionen — war das nicht tauſendmal wunderbarer — weckte es nicht tauſendmal tiefere Ehrfurchtsſchauer?!

Das alles zuckte nur als dumpfes Ahnen durch des Knaben Hirn . . . von dem Naturerkennen der Zeit waren nur erſt flüchtige Blitze in die dumpfe Geiſtesdämmerung der Elberfelder Oberprima gedrungen.

Und er ſtand vor dem Sitz des Lebens, wie er manchmal in heimiſchen Fabriken oder auf der großen Düſſeldorfer Gewerbeausſtellung vor ſieben Jahren den rieſigen Maſchinen gegenübergeſtanden hatte;

das eine konnte man so wenig begreifen wie das andere; nur eine Anschauung von einer tiefdurchdachten, langsam und kämpfend herangereiften Zweckttüchtigkeit und Bedeutungsfülle strömte, wie von jenen schwerfälligen eisernen Kolossen, von dem Unbegreiflichen, dem ewig Rätselhaften des Seins wie von dem Menschengeiste, der rastlos sich selber zu ergründen trachtete. Und der nüchterne, eiserne Gesell da vor ihm, der ihn vor wenig Stunden um einen süßesten Augenblick betrogen, wuchs in diesem Moment für Werners Empfinden zu einem Pionier des Geistes empor, der auf oft betretenen, nie bis zum Ende verfolgten Pfaden tiefer und tiefer in den Urwald des Unbegriffenen einzudringen trachtete . . .

Da schreckte ein Ruf ihn aus seinem Sinnen:

„Achenbach!“

Wichart stand unter einer Tür, die zu einem Nebengelaß führte; auch er in Kittel und aufgekrempelten Armeln, wie Werner ihn schon von der Mensur her kannte.

Werner schob sich zwischen den Schemeln der arbeitenden Studenten hindurch und begrüßte Wichart, streckte ihm die Hand hin. Aber der sagte:

„Ne, Füchsche, Hand gibt's net — ich hab schon gearbeitet!“ und er hielt dem jungen Korpsbruder die besudelte Hand unter die Nase: „Kannscht es rieche?“

„Ach, Wichart," ſagte Werner, „ich bin dir ja koloſſal dankbar! Es iſt großartig intereſſant!"

„Nit wahr? Aber wart nur, jetzt ſollſt was zu ſehe kriege, was mer auch nit alle Tag vor die Auge bekommt. Ebe iſt was Neues bracht worde: 'ne Selbſtmörderin, wo ſe geſtern abend unne bei Frohnhauſe aus der Lahn gezoge habe!"

Und er zog Werner ins Nebenzimmer. Dort ſtanden zwei Anatomiediener, der eine hatte eine Säge in der Hand, der andere hielt etwas feſt —

„Warte Se eine Augenblick, Michel," ſagte Wichart und ſchob Wernern ganz heran.

O Gott — —!!

Ein junges Weib, ein ſchönes, wunderſchönes Mädchen... eine Leiche... ſchon bläulich angelaufen, ein wenig gedunſen vom Waſſer — aber . . .

Das alſo war des Weibes Leiblichkeit!!

Oh, ſo ganz anders, als der Jüngling ſie geträumt hatte . . .

Das Weib und der Tod — da lagen ſie beide vor des Knaben Augen — ſchleierlos — allübermächtig . . .

Tot . . . und warum tot?

Eine Selbſtmörderin —! Aus dem Waſſer gezogen!

O Gott, o Gott!

Aus blühender Lebensfülle in die naſſe, kalte Flut —

Wichart ſchien die Frage von Werners zuckendem Geſichte geleſen zu haben. Er wies auf den Leib, der ſich ſtark wölbte.

„Da ſteckt's drin!“ ſagte er. „Das hat ſie ins Waſſer gebracht. Ja, Kerlche, ſo is das! Aber ſe könne ja die Finger nit davon laſſe —! Der Vater is en Schreiner mit zehn lebendige Kinner, un in ſeiner Wut, daß ſe in de Schand komme is, hat er ſe uns verkauft.“

Wernern ſchüttelte das Grauen ſo unbezwinglich, daß er mit einem jähen Laut die Luft durch die klappernden Zähne zog.

In dem Augenblick trat Scholz ein. „Na, Wichart, was habt ihr denn da gut's?“

„Willſt es Gehirn habe?“ fragte Wichart und wandte ſich zu einem Inſtrumentenſchrank.

Plötzlich ſah Werner, wie Scholzens Augenlider ſich weit aufriſſen, die Stirn ſich hoch in Falten zog, der Unterkiefer wie haltlos herunterklappte. Und beide Hände taſteten langſam, irr am grauen Kittel herauf nach dem Kragen. So ſtierte er mit blickloſen Augen eine Sekunde lang auf die Leiche . . . und noch eine Sekunde . . . dann machte er kurz kehrt und war hinaus.

Himmel — was war ihm?!

Einen raſchen Blick voll zähneknirſchend angſtvollen Forſchens ließ Werner in das Totenantlitz

gleiten — ja — sie war's — sie war's — Lenchen Trimpop.

Wichart hatte nichts bemerkt. Er kramte unter seinen Instrumenten und holte eine große Schere heraus. Die gab er dem einen der harrenden Anatomiediener und deutete auf das lang und naß herunterhängende Blondhaar der Leiche. „Schneiden's ab! Du kannst dir den Kopf gleich mitnehme, Scholz! Nanu? Wo ist denn der Scholz?"

Werner konnte nicht antworten. Er drückte Wichart die Hand und stammelte, totenhaften Gesichts: „Adieu, Wichart, ich danke schön." Dann taumelte er hinaus.

„Is wohl aach kee Mediziner nit, der Herr?" meinte Michel, der Anatomiediener, und setzte die Schere an.

X.

Gott, Gott! —

Ein Menſch war in Verzweiflung getrieben!

Ein junges, blütenjunges Leben hatte flüchten müſſen aus der Welt, in der es Eltern gab, Geſchwiſter, einen Mann, dem es in Liebe angehört... in der es Mutterhoffnung gab... aber keine Heimat ... keine Rettungshand ... nicht Luft noch Licht zum Leben ...

Was würde ſich nun ereignen?

Eine Kataſtrophe, ein Weltuntergang ...

Aber draußen flimmerte die Sonne heiß und heiter auf dem Straßenpflaſter, übergoldete die Stadt und den friedlichen Fluß, in dem ... das würde man nie vergeſſen können ... und nie dieſen Anblick, nie dieſen fahlleuchtenden, mütterlichen Mädchenleib mit naſſen Blondſträhnen und den grünlichen Flecken ... nie ... nie ...

Heim! heim! ins Dunkel, in die Einſamkeit ...

Er fand in Dumpfheit ſeine Straße, ſeine Stiege, ſein Sofa ... wühlte ſich in eine Decke, fror und ſchluchzte und ſann.

Da ſtürzte Roſalie heulend herein: „Herr Achebach, Herr Achebach! Ach, das Malheur, das Malheur!“

„Fräulein Rosalie?“

„Meine Freundin, es Lenchen Trimpop, is in de Lahn gange!“ sie fiel in einen Stuhl, sie heulte, sie ächzte, stoßweise schrie sie es heraus.

„Un ich weiß auch, weshalb! E Kind hat se, un ich weiß auch von wem! Vom Scholz hat se's gehabt, von eurem Scholz —!!“

— — — — — — — — — —

Ja, nun würde die Rache kommen. Die da, dies Mädchen, das gestern der Überrumpelung des Sieggewohnten fast erlegen war... die wußte nun, wer er war... die würde nun durch alle Straßen von Marburg heulen: der erste Chargierte der Cimbern ist schuld, daß das Lenchen Trimpop ins Wasser gegangen ist! Und dann würden die Steine Echo schreien, die Leute sich auf den Verführer, den Mörder stürzen wie auf eine gefährliche Bestie und die Rache der Menschheit an ihm vollziehen . . .

Nicht, daß er wieder ein „Balg“ in die Welt gesetzt — nicht das war das Ungeheuerliche . . . sondern daß er hatte die in Verzweiflung sterben lassen, die ihm ihr Alles gegeben... das war's, das würde Rosalie als Anklägerin in alle Lüfte heulen, und die Steine würden Echo schreien . . .

Mit schlotternden Knien suchte Werner um die Mittagsstunde den Kreis der Korpsbrüder auf, die er im Quentinschen Lokal beim Frühschoppen wußte. Er glaubte nicht anders, als daß er alles in wilder

Verſtörung antreffen würde. Aber ſehr behaglich kneipend ſaßen die Füchſe im Garten über der hohen Terraſſenmauer. Die Korpsburſchen, hieß es, ſeien auf der Kneipe im C. C.

Ah! alſo dort vollzog ſich das Strafgericht!

Aber nein.

Bald kamen die Korpsburſchen: ſofort ſah Werner an ihren Geſichtern, daß nichts von beſonderer Bedeutung vorgefallen.

Und bald wurde den Füchſen aus dem C. C. mitgeteilt: „C. B. Scholz, geweſener Dritter Erſter, Erſter, Erſter, Erſter ad interim tritt von ſeiner Charge ins Korps zurück und derſelbe mit Farben inaktiv. Unter demſelben Datum definitive Chargenwahl: Papendieck, geweſener Fuchsmajor, Erſter, Kruſius, geweſener Dritter, Zweiter, Dettmer Dritter. Unterm ſelben Datum: i. a. C. B. Scholz, geweſener Dritter, Erſter, Erſter, Erſter in Berlin.“

Alſo das war das Ende? Das war alles?!

Ja, da mußte doch etwas nachkommen! So konnte das doch nicht ausgehen?!

Roſalie würde reden! Ja, die wußte ja nicht bloß, wie Werner, aus Anzeichen — — die wußte aus dem Munde der Toten, was geſchehen war!

— — — — — — — — — —

Roſalie ſchwieg. Ein paar Tage lang hatte ſie verweinte Augen... lief ein paar Tage im Hauſe herum, ohne wie ſonſt zu trällern und zu pfeifen —

dann pfiff und trällerte sie wieder. Und hatte geschwiegen.

Und nichts geschah . . . nichts.

Ein paar Tage sprach man in Marburg davon, daß eine Tischlerstochter sich ertränkt habe; sie solle ein Verhältnis mit einem Studenten gehabt haben, das nicht ohne Folgen geblieben sei: dann war Lenchen Trimpop vergessen. Als wäre eine Mücke ertrunken.

Und niemand klagte ihren Mörder an. Niemand kannte ihn. Niemand.

Doch, einer: er — Werner! —

Er würde die Stimme erheben müssen, er würde zeugen müssen gegen den weiland Senior Cimbrias, den gefürchteten S.-C.-Fechter, gegen seinen Leibburschen!

Was konnte alles daraus werden —?!

Eine furchtbare Katastrophe im Korps!

Vielleicht würde später Scholz ihn fordern . . . gar auf schwere Waffen — auf Säbel . . . auf Pistolen!

Was konnte daraus werden?!

Und mit Schaudern malte Werner sich alle möglichen ungeheuerlichen Folgen seiner Enthüllung aus.

Vielleicht würde sich Scholz, wenn das Korps ihn exkludierte, das Leben nehmen . . .

Aber das wäre dann eben die Nemesis, die Rächerfaust der Erinnyen:

„Wir heften uns an seine Sohlen,
Das furchtbare Geschlecht der Nacht!
— — Geflügelt sind wir da, die Schlingen
Ihm werfend um den flüchtgen Fuß,
Daß er zu Boden fallen muß!“

O ja, er kannte seinen Schiller! Er wußte, daß es eine ewige, rächende Gerechtigkeit gab . . . und wie durch jener Kraniche Mund der Mord des frommen Sängers an die Sonne kam; er, Werner, war das Werkzeug der Vorsehung, des Weltenrichters, den tödlichen Frevel an dem armen Schreinerskinde zu rächen!

Mochte kommen, was da wolle! —

Und er ging zu Papendieck, seinem verflossenen Fuchsmajor, dem neugebackenen Ersten Cimbrias.

Der lange Senior saß mit der Pfeife vor einem medizinischen Buche und „strebte“ fürs Physikum. Er war etwas ungnädig über die Störung. Er war meistens ungnädig, seit er Erster geworden war.

Aber bald wurde er aufmerksam. In seinem Gesichte zuckte es ganz wunderlich, als Werner stammelnd, glühend seine Anklage vorbrachte.

„Na — büst fertig?“ sagte er, als Werner schwieg und in zuckender Spannung den Gestrengen ansah.

„Ich bin fertig.“

„Na, nu will ick dir mal wat sagen, lütt Jung. Du hast 'n Vagel. Awer 'n utgewassenen. Nu gah nah Hus, lütt Jung, un leg di up't Ohr.“

Werner ſprang auf. „Habe die Güte, mir das zu erklären!“ Seine Augen funkelten ſo bedrohlich, daß Papendieck ſich zu einer Erläuterung verſtand.

„Zuerſt, min Sähn, mußt du dir klar machen, daß allens, wat du wiſſen willſt, man Hirngeſ — pinſte ſind, Hirngeſ—pinſte — verſteihſt du mir? Sonſt nix! Scholz hat große Augen gemacht, wie er die Leiche von dem unglücklichen Mädchen geſehn hat, und denn is er weggegangen. Das is allens! — Aberſt nu will ich mal annehmen, es verhielt ſich allens wirklich ſo, wie du dir das zuſammenklaviert haſt, was wäre denn nu denn dorbi? Wat? Sollen wir vielleicht unſen Senior von drei Semeſtern mit Schimpf und Schann rutſmiten, weil ſo'n doemliches Ding ſich ihm von Rechts wegen an'n Hals hätt ſmeten? Wat? Scholzen, den ſ—trammſten Korpsſ—tudenten in Marburg?! Nee, nee, min Sähn, da büſt du hellſchen ſchiew gewickelt! Un nu gah, min Sähn, un wenn ick dir nen gauden Roat ſoll gewen: denn ſwig din Mul! verſ—tehſt du mich?! ſonſten kann dich das noch hellſchen ſlecht bekommen! Der Scholz, weißt du, der verſ—teht keinen S—paß!“

Werner war draußen. Alles wirbelte um ihn her.

„Ich durchbohr den Hut und ſchwöre:
Halten will ich ſtets auf Ehre,
Stets ein braver Burſche ſein.“

Nicht wahr? So hatten ſie doch geſungen auf

dem S.-C.-Antritts-Kommers beim Landesvater? Das war doch der feierliche Burschenschwur, den sie damals alle miteinander getan?!

Ja, was war denn Ehre, wenn der nicht ehrlos war?!

Aber, Werner Achenbach, schlag an deine eigene Brust! Hat nicht vor wenig Tagen dieser selbe Scholz, den du verdammst, dich davor bewahrt, zu tun, was jenes Mädchen in den Tod getrieben hat?!

Doch nein... nicht jene trunkenen Stunden, in denen die Tote das Leben in ihren Schoß empfangen hatte — nicht die waren's, um die Werner den Verführer verdammte.

Jene späteren, kalten, rohen, die gekommen sein mußten, in denen Scholz der Genossin glücklicher Nächte seinen Beistand versagt hatte, versagt haben mußte . . . hatte nicht Scholz ihm selber gestanden, daß ein Mädel, das etwas „gefangen" habe, sich hilfeflehend an ihn gewandt habe . . . er solle sie heiraten, sonst müsse sie ins Wasser gehen? Er hatte keine Hilfe für sie gefunden . . . hatte sie verzweifeln und sterben lassen . . . das war's . . . das war für Werners Empfinden die eigentliche Ehrlosigkeit, das endgültige Verbrechen, der unsühnbare Mord.

Waren sie denn alle so, die Blau-rot-weißen, wie dieser Papendieck?

Eine andere Stimme wollte Werner hören . . . alle die Jünglinge um ihn herum standen mitten

drin in dieſem Treiben . . . waren noch beeinflußt von Scholzens Perſönlichkeit, die anderthalb Jahre lang das Korps in feſter Zucht gehalten hatte. Eine menſchlichere Stimme klang in Werners Ohren nach, die Stimme eines jungen Mannes, der ſchon an der Schwelle des wirklichen Lebens ſtand — Wicharts.

Er ſuchte ihn auf, erzählte ihm den Sachverhalt.

„Ja," ſagte der, „das ſieht em ähnlich, dem Scholz. Er kann's nu mal nit laſſe. Was willſt mache? Laß doch die Mädche ihre ſiebe Sache beiſamme behalte!"

„Wichart! und das könnteſt du... das brächteſt du fertig, den Menſchen noch länger als Korpsbruder zu behandeln? So einen Ehrloſen?!"

„Ehrloſe? Na, Fichsche, die hohe Töne, die wolle mer lieber unnerwegs laſſe un wolle der Sach mal ruhig auf de Grund gehe. Sieh mal, wann e Mädche ſich emal tut hernehme laſſe, hernach muß ſe's doch von vornherein wiſſe, was das abſetze kann, möglicherweis. Sieh mal, in Deutſchland werde jedes Jahr hunnertunachtzigtauſend uneheliche Kinner gebore. Ob da nu eins mehr oder eins weniger komme wär — darum wär die Welt nit unnergange. Oder meinſt? Na, un wenn nu das dumme Mädche ihr Kindche ruhig hätt zur Welt gebracht — der Scholz hätte zahle miſſe, un es wär ſicher e ſtrammes Biebche geworde. Warum is ſe in de Lahn gange? Wenn alle Mädche, die Kinner kriege, in de Lahn

wollte gehn — so viel Platz is ja gar nit in der Lahn. Also: der Scholz hat nit mehr und nit weniger getan, als wir alle tun. Und wenn das Mädche dran zugrunde is gange — Pech genug für de arme Scholz, der wird's auch nit so bald vergesse, wie se da is gelege auf em Prosektortisch. Ja!"

„Wichart — und das alles ist . . . wirklich . . . deine Ansicht?"

„Na, aber allemal! Oder hätt er se am End gar heirate solle? die Schreinerstochter? Da hätt er ja als Student schon e kleine Harem beisamme!"

„Wichart — in mir dreht sich überhaupt alles —"

„Oder am End gar stehst auf dem Standpunkt vom Keuschheitsprinzip? Die Burscheschafte, da gibt's so was, bei einige wenigstens. Keuschheit bis zum Ehebett! Je, dann hättst zu de Armine gehe müsse — hättst nit Korpsstudent dirfe werde."

Werner richtete sich hoch auf. „Lieber Wichart — ich will dir ganz offen etwas sagen. Ich bin jetzt acht Wochen in Marburg. Acht Wochen aktiv. Aber was in den acht Wochen aus mir geworden ist . . . wenn ich das vorher gewußt hätte — ob ich Armine geworden wäre, das weiß ich nicht — aber Cimber — Korpsstudent — bei Gott nicht!"

Wichart schwieg einige Zeit, zündete sich eine frische Zigarre an, sann erst vor sich hin, lächelte dann still in sich hinein, richtete sich auf und sprach:

„Hernach, lieber Achebach, muß ich dir emal e

Rede rede. Sieh mal, ich hab e bißche mehr von der Welt geſehn, wie du. Ich begreif das alles ganz gut. Bis vor acht Woche biſt mollig un weich im Elternhaus geſeſſe, un von der Welt is nix an dich ran komme. Und die Magiſter, die habe dir nix geſagt, un ſo biſt e ganz kleins dummes Gänsche gebliebe mit deine achtzehn Jahr un mit deine lange Knoche. Un nu auf einmal kopfüber, kopfunter mitte nein in die Welt! Un, ach du liebe Güte, wie is die ſo anners, als du dir's träumt haſt! Un nu willſt verzweifeln un denkſt, das is das Korps, wo all die Menſche ſo ſchlecht macht. Ich aber ſag dir: ſieh dich mal erſt um im Lebe! Dann wirſt finde: die Korpsſtudente, die alte wie die junge, ſind gewiß keine weißgewaſchene Engelche . . . aber die Beſte im Land ſinn doch mit dabei! Ich will ja nit ſage, daß es auf anner Weis nit geht, e richtiger Kerl zu werde, wie das Lebe ſie braucht, ich weiß auch: manches bei uns is faul, könnt anners werde . . . aber weißt — worauf's ankommt im Lebe — das habe die alte Korpsſtudente im Korps alle gründlich gelernt. Denn im Lebe, weißt, da ſchaut's anners aus als auf der Prima! da heißt's: durchkomme! ſich wehre mit Zähn un Klaue! un das lernſt im Korps, verlaß dich drauf! un wenn dabei die Fetze vom Herze nur ſo runnerfliege wie die Schwartelappe draußze in Ockershauſe . . . laß fliege, laß fliege! das wachſt wieder nach . . . von ſelber wachſt's wieder nach!!"

„Aha — alſo ſieht's aus! ſorgen, daß man durchkommt!! und all das Gerede von Ehre, Ehre, Ehre, das iſt alſo nur Schein! nur Dekoration! Komödie! Schwindel!!"

„Komödie?! Schwindel?! Du, da wolle wir uns mal in zehn Jahre wieder drüber ſpreche! Lieber Achebach, es is noch e bißchen zu frieh für dich, ſo abzuurteilen über die Welt, wo du erſt ſeit acht Woche aus deiner Kinnerſtub nein biſt ſprungen. Denkſt du, mir habe hier all nur darauf gewartet, daß du kommſt, für um uns nu fix fix umzukrempeln nach deine achtzehnjährige Gedanke? Nee, Männche... lern du erſt emal, dich in die Welt ſchicke! Verbeſſern kannſt ſe immer noch, hernach, wenn mal biſt wer geworde! Lern heule zuerſt mit de Wölf, ſonſt freſſe ſe dich!"

„Wichart... nur das eine ſag mir... ich will ja... ich will ja mir Mühe geben zu lernen. Was iſt ſie denn, dieſe ſogenannte korpsſtudentiſche Ehre, die wir hochhalten ſollen? Das wird uns ja gepredigt in jedem R. C. — wie ſoll ich ſie hochhalten können, wenn ich nicht weiß, was ſie iſt?"

„Ja, lieber Junge, die Ehre! die korpsſtudentiſche Ehre! wenn mer das ſo könnt mit Worte ſage! ... Sieh mal, ich glaub, die Ehre, da is es grad mit wie ... wie mit der Menſur. Schau, is das nit eigentlich e Bleedſinn, die ganze Fechterei?! Zwei junge Kerl, die ſich im Lebe nimmer nix zuleid getan

habe, die werde von dene zweite Chargierte widerenanner geſtellt un miſſe ſich nu die Naſe un die Kepf entzweiſchlage. Bleedſinn is es! aber . . . mer wird e Kerl dabei!! Haar kriegt mer auf die Zähne . . . un das is es doch, worauf es ankommt im Leben! Un ſo, mein ich, ſo is es auch mit der korpsſtudentiſchen Ehre. Eigentlich auch Bleedſinn. Wär's nit Bleedſinn, wenn mer ſich einbildt, mer wäre was Beſonners, wann mer ſo e blau-rot-weißes Feßche über der Weſte kann trage? Aber trag's mal ſo vier Semeſter lang, mach mal de Bleedſinn e paar Jahr lang mit! ſollſt ſehe, was das fir e Muck gibt in de Knoche! — — Ich weiß ja, das alles is nur die Schal von der Nuß, un unner der glatte, harte korpsſtudentiſche Schal, da is auch manch taube Nuß un manch faule auch. Aber der Kern, weißt, wenn der geſund is, hernach ſollſt ſehn, wie gut's dem tut, wann die Schale ſo feſt is un ſo glatt! — — Weißt, lieber Freund, es Lebe is nit ſo einfach, wie du's dir gedacht haſt auf em Gymnaſium; es is e verdammt ſchwierige Einrichtung un e komplizierte dazu! Un in manchem Bleedſinn ſteckt mehr Vernunft un mehr Geſundheit als in de Kepf von zwei Dutzend Profeſſore!! Na, nu geh un denk e bißche nach über mei lange Red . . . ich muß in d' Klinik!"

— — — — — — — — — —

Werner ſchlenderte durch die breiten, uncharakteriſtiſchen Straßen der neuentſtehenden Südſtadt und

ſann über Wicharts Worte. Er fühlte die gute Meinung, die Aufrichtigkeit in den Darlegungen des Reiferen, aber das alles ſchloß ſich nicht zu einem Ganzen zuſammen . . . das wollte nicht verſchmelzen mit dem Ideenkomplex, mit dem Moralkodex, mit dem Schule und Elternhaus ihn ausgerüſtet. Es ſprach nicht zu ſeinem Herzen . . . ſie wärmte nicht, dieſe Weisheit, ſie rief nicht zu Taten der Begeiſterung . . . Gab es denn keine Stelle, wo der Herzſchlag ſeiner Sehnſucht Echo fand? War er denn wirklich allein, ganz einſam inmitten der Stadt der Jugend, wo auf zehn Einwohner ein Student kam? Tauſend Altersgenoſſen... tauſend Kommilitonen... und kein Herz . . . kein Freund?

Und da ſtand das Angeſicht des einen vor ſeiner Seele, von dem er wußte, daß er zum mindeſten ein Gefühl mit ihm teilte . . . aber das höchſte, das wundertätigſte . . . Klauſer . . . der arme, dimittierte Klauſer . . .

Ob er den überhaupt beſuchen durfte? Ob er ſich nicht ſtraffällig machte dadurch? Er konnte ja fragen . . . aber nein . . . vielleicht gab's dann ein Verbot... und das würde er dann übertreten müſſen. Denn eine Sehnſucht, ein Heimweh nach einem Herzen, das er zum wenigſten erfühlen könnte, zog ihn unwiderſtehlich zu dem Jüngling, zu dem er ein Mädchen hatte ſprechen hören, wie zu ihm ſelber in ſeinen Träumen Elfriede ſprach. Er wollte mindeſtens ver-

ſuchen, ob da auf die Fragen eines bangenden Menſchenherzens eine Antwort zu hören ſei — — nicht eine korpsſtudentiſche, ſondern eine menſchliche Antwort.

Klauſer ſaß leſend auf ſeinem Sofa, als Werner eintrat. Er ſprang auf, ſeine Augen leuchteten in dankbarer Freude — als er den Beſucher ſah.

„Gott ſei Dank, endlich bekümmert ſich mal einer um mich. Willkommen, Achenbach!“

Mit Rührung ſah Werner in das dick verquollene, blaſſe Geſicht unter dem turbanartig den Kopf einhüllenden Wickelverbande. Himmel, ſah der Arme verändert aus! Es war die Scham über ſein Menſurunglück, die ſchimpfliche Strafe, die Einſamkeit von vier Tagen, angefeſſelt in all der jungen Sommerpracht an ein dumpfes Studentenbudchen, das man nicht verlaſſen durfte, ohne daß die Spießer mit Fingern auf einen zeigten . . .

Vor ihm auf dem Tiſche ſtand eine Kabinettphotographie im Rahmen... die nahm Klauſer haſtig und errötend weg und wollte ſie verbergen.

„Laß,“ ſagte Werner und legte ſeine Hand leicht auf den Arm des Korpsbruders — „laß nur — ich weiß Beſcheid. Das iſt Marie. Deine Braut. Ich gratuliere dir tauſendmal.“

„Achenbach?“

„Ich... hab' euch im Muſeumsgarten zuſammen geſehen... neulich auf der Reunion. Ich habe ein

paar Worte aufgeſchnappt ... aber du mußt nicht denken, daß ich gehorcht hätte!"

„Das denk' ich auch nicht von dir, Achenbach. Nun, wenn du's weißt, dann... ich danke dir. Du biſt ... der erſte, der ... ich danke dir."

Die Jünglinge ſchüttelten ſich die Hände. Beider Augen ſchimmerten, ihre Lider ſchloſſen und öffneten ſich raſch ein paarmal.

„Setz' dich! Was trinkſt du? Einen Schnaps — Bier?"

„Was du haſt."

„Ich brauche nur zu klingeln."

„Na, dann natürlich ein Bierchen."

Eine alte Wirtin erſchien, nahm den Befehl entgegen und verſchwand.

„Zigarre oder Zigarette?"

„Erſt das letztere, dann das erſtere."

„Recht ſo!" Die Dunſtwölkchen kräuſelten um Mariens Bild, das in ſeiner ſchlanken Herbheit zwiſchen den Jünglingen ſtand.

„Und wie geht's dir, Klauſer?"

„Na, wie's einem geht, wenn — na, du weißt ja."

„Verzeih, aber mir kommt das alles entſetzlich wunderlich vor. Was haſt du denn eigentlich verbrochen, daß man dich ſo einfach ..."

„Ja, was hab' ich verbrochen? Meine Menſur hat eben dem C. C. nicht genügt. Und dann fliegt man raus. Das iſt nun mal ſo."

„Ja, ich begreife das alles wirklich nicht.“

„Warum haſt du's dir nicht von deinem Leibburſchen erklären laſſen? Der iſt doch dafür da.“

„Mein Leibburſch iſt Scholz —“

„Ach ſo — dann freilich —! Na, dann will ich dir helfen. Alſo ſieh mal, bei uns Korpsſtudenten iſt die Menſur nicht ein einfacher Sport, ein Waffenſpiel, ſondern ein... Erziehungsmittel. Es ſoll nämlich der Korpsſtudent auf der Menſur beweiſen, daß ihm körperlicher Schmerz, Entſtellung, ſelbſt ſchwere Wunden und Tod ... daß ihm das alles gleichgültig iſt. Verſtehſt du? Und dazu erzieht die Menſur.“

„Das begreif' ich ſehr wohl und find' es auch ſehr ſchön. Aber... haſt du dich denn ſo benommen, als wenn du... ja, du mußt mir nicht böſe ſein, ich frage ja nur — als wenn du Angſt hätteſt?“

„Angſt?! Ich und Angſt? Haha!“

„Ja — warum hat man dich denn dann —“

„Ja, warum? Sieh mal, wenn du länger im Korps biſt, dann wirſt du das alles beſſer begreifen lernen. Im Korps ſind ſeit einigen Jahren die — Anforderungen an die Menſur ... ein bißchen überſpannt worden. Man ... verlangt da Dinge, die ... die eben nicht jeder leiſten kann. Und mancher kann ſie heute leiſten und morgen wieder nicht. Es kommt da viel auf die Stimmung an ... auf den

Geſundheitszuſtand... auf die Verfaſſung, in der die Nerven ſind . . ."

„Ja, mein Himmel — dann biſt du alſo dafür beſtraft worden, daß du . . . dich am Abend vorher verlobt haſt —?!"

„Ja — wenn man's deutſch nennt — dann ſtimmt's." — — —

„Das iſt Wahnſinn. Wahnſinn iſt das."

„Ja, ſieh mal... du darfſt eben nie vergeſſen ...das ſind Menſchen, die uns beurteilen... junge Dächſe, wie du und ich auch... die ſind natürlich nicht unfehlbar. Der C. C. iſt der Anſicht geweſen, daß meine Menſur ſchlecht war, und dann iſt ſie eben ſchlecht. Das iſt gerade wie vor Gericht. Da wird auch manchmal ein Unſchuldiger verknackt. Das nennt man dann perſönliches Pech."

„Perſönliches Pech?! Ich meine, das iſt eine furchtbare Härte, eine ſchauderhafte Unvollkommenheit des Korps —! Ach — Klauſer . . . überhaupt das Korps!! —"

„Achenbach —?!"

„Ach, Klauſer — ich bin ja einfach faſt am Verzweifeln!! — Na und du? Dir muß es doch ähnlich gehen! Du fühlſt doch wahrhaftig die Segnungen dieſer famoſen Inſtitution am eigenen Fleiſch und Blut . . . in dieſem Augenblick!"

„Am eigenen Fleiſch und Blut! Ja, das tu ich."

Ernſt, mit bitter zuſammengezogenem Munde,

lehnte sich Klauser einen Augenblick in seinem Stuhle zurück. Er ließ schwere Rauchwolken zur Decke steigen und starrte ihnen nach.

„Ja . . . wenn man's noch einmal zu tun hätte —!"

Aber dann schüttelte er plötzlich energisch den Kopf.

Er setzte sich aufrecht, legte seine Hand auf die des Freundes und sagte:

„Kind, sieh mich an. Wie ich hier sitze, hat mich das Korps auf meine fünfzehnte Mensur herausgeklebt, mir meine Charge genommen, und ich weiß noch nicht, komme ich Samstag in acht Tagen wieder hinein in den Bund, oder fliege ich perpetuell raus. Also, kannst mir glauben, zum Schönfärben und Vertuschen ist mir grad' nicht zumut. Ja, vieles ist bei uns nicht schön. Vieles könnte anders sein — milder, menschlicher, weniger nach Schema F. Aber . . . wenn ich noch mal krasser Fuchs wär . . . ich würde doch wieder Korpsstudent!!"

„Doch wieder? Trotz alledem?"

„Ja — trotz alledem! Ich weiß nicht, mein Gefühl sagt mir: das muß alles so sein. Das ist alles so eingerichtet, damit wir brauchbar werden für das, was später kommt . . . Damit wir lernen, die Zähne zusammenbeißen — — damit wir Männer werden! — Und du — — halt nur zwei Semester aus . . . dann sprichst du geradeso!! —"

Eben kam die Alte mit dem Bier. Sie ſchenkte ein, ſchlich hinaus.

„Proſt, Achenbach!“

„Proſt, Klauſer!“

„Was ſoll's gelten? — Ich weiß: auf ein ewiges Vivat, crescat, floreat unſerer lieben Cimbria! Auf daß ſie grüne und gedeihe in alter Herrlichkeit! Auf daß ſie Freude erlebe an uns, ihren getreuen Söhnen! Reſt!!“

Leuchtenden Auges tranken ſie aus und ſchauten einen Augenblick ins leere Glas. Dann füllte Klauſer ſtumm aufs neue die Gläſer.

„Und nun,“ ſagte Werner, „nun will ich auch eins ausbringen. Aber dabei müſſen wir aufſtehen! — Auf . . . die da! Klauſer! Auf die da . . . und auf . . . auf eure Liebe, Klauſer! Auf daß ſie euer Leben reich mache . . . reich . . . und ſchön . . . ſchön . . . Marie ſoll leben! Deine Marie!“

„Marie! — — Marie!“

Die Gläſer ſtießen aneinander, Auge ruhte in Auge, feierlich tranken ſie aus.

Und wie ein Goldglanz wob es durch die Stube. Heller, leuchtender noch als das Bild auf dem Tiſche ſchwebte vor den Herzen der Jünglinge ſtrahlend ein Mädchenantlitz vorüber und grüßte die Zecher . . .

„Na und nun?“ Klauſer ſchenkte zum dritten Male ein. „Wie heißt der dritte Spruch?

Es lebe die Liebſte deine,
Herzbruder, im Vaterland!

denn — — du haſt auch eine, Achenbach, oder ich will ein ſchlechter Kerl ſein."

„Ja, Klauſer... ich habe eine — im Vaterland ... daheim!"

„Die heißt?!"

„Elfriede —"

„Alſo — Elfriede ſoll leben!"

„Elfriede!"

Still war's im Zimmer. Zwei junge Herzen ſchlugen dem Glück entgegen. Dem fernen, dem unerreichbar fernen Glück ...

„Ach, Klauſer," rief Werner, „es iſt ja alles Unſinn — ſich zu grämen über die Welt — —"

„Iſt auch Unſinn! Haha! Die Welt! Iſt ja viel Dummes und Blödes und Scheußliches drin... aber auch das andre ... das iſt auch da!"

„Ja, das Gute, das Heilige ... das Schöne."

„Da wollen wir uns dran halten, wenn uns bange wird ..."

Und die glücklichen Knaben erzählten einander. Jeder von ſeiner Liebe... ſie konnten kein Ende finden.

Und lächelnd, rätſelvoll lächelnd ſtand Mariens Bild zwiſchen ihnen. Das Bild eines Weibes ... eines reifen Weibes ...

Plötzlich zog Klauſer die Uhr und rief: „Menſchenskind ... es iſt ja die höchſte Zeit, daß du auf

die Kneipe gehſt! Zu ſpät kommen zu ſpezieller Kneipe koſt' zwei Em! Raus! raus!"

„Ich danke dir, Klauſer . . . es war ſchön."

„Ja, es war ſchön, und du haſt mir verdammt gut getan in meiner Einſamkeit... mir iſt ſo wohl, ſo... und Samstag in acht Tagen... ich hab' ſo'n Gefühl... es wird gut gehn mit mir... ich komm ſchon wieder hinein in den Bund... läßt du dich mal wieder ſehn inzwiſchen?"

„Wenn ich darf?"

„Du darfſt! Brauchſt nur um Dispens zu bitten!"

„Mach ich! Alſo . . . auf Wiederſehn!"

„Auf Wiederſehn, lieber Achenbach! Und nochmals tauſend Dank!"

Und als die Jünglinge ſich zum Abſchied in die Augen ſahen, da löſte ſich für einen Augenblick die glatte Rinde korpsſtudentiſcher Gemeſſenheit um ihre jungjungen Herzen. Sie lagen ſich plötzlich in den Armen.

Halb beſchämt über dieſe Selbſtvergeſſenheit, halb glückſelig in einem nie erlebten Gefühl des Einklangs, trennten ſie ſich mit einem derben Lachen. Und doch war ihnen beiden ſo warm und ſtark im Herzen.

Sie waren noch etwas Beſſeres als Korpsbrüder geworden in dieſer Stunde.

Sie waren Brüder geworden.

XI.

Seit Werner mit Klauser und Mariens Bilde ein fein Kollegium gehalten, war ihm heller zu Sinn.

Allmählich verblaßte in seiner Erinnerung das Grauengesicht des ertrunkenen Lenchens. Das zurückgekrampfte Totenhaupt mit den halbgeschlossenen, geschwollenen Augenlidern verschwebte im Dämmerlichte der Erinnerung, und dafür hob sich Mariens lebenswarmes Gesicht, von innen mit strahlender Glut erhellt. Er liebte das Mädchen nun mit der ritterlichen Schwärmerei eines dienstgetreuen Bruders. Wenn er ihr auf der Straße begegnete, grüßte er ehrerbietig, obgleich er ihr noch nie vorgestellt war. Das erstemal dankte sie erstaunt und kühl, bei der zweiten Begegnung hatte Werner die stolze Freude, von ihr, der Fremden, ein vertrauliches, kameradschaftliches Nicken zu ernten. Das sagte deutlich: er hat mir von dir erzählt! Er! Und da wußte Werner auf einmal auch noch etwas anderes von Marien: daß sie Mut habe ... daß sie, die „Hessen-Nassauer-Dame", deren Vater, der Universitätsprofessor Geheimrat Hollerbaum, wie auch ihre drei Brüder, Alte Herren des rivalisierenden Korps waren, den armen verbannten Cimbern die Strafe nicht hatte entgelten lassen, die sein junges

Glück ihm eingetragen . . . daß ſie ihn geſehen, getröſtet hatte . . . einerlei wo und wann . . . Oh, wie er ſie liebte dafür! Ach, es hatten doch nicht alle Jugendträume gelogen! So ganz anders war ſie doch nicht, die Welt! Wohl gab es manches darinnen, wovon ſeine Lehrer, ſeine Dichter ihm nichts verraten hatten; aber auch das andere, das Schöne, das Heilige war da, es wandelte wie auf leuchtenden Wolken mitten durch Blut und Tränen, durch Schmutz und Alltäglichkeit . . .

Und auch im Korps fand Werner ſich nun beſſer zurecht. Er begann ſich einzufügen, einzuordnen in die Jahrzehnte alte Organiſation, die ſicherlich nicht auf ihn gewartet hatte, um ſich alsbald nach ſeinen Ideen zu wandeln . . . die am ſtarren Zaun der Tradition entlang ihren eiſenklirrenden Weg ſchritt.

Eifriger als je war er auf dem Fechtboden. Zum Leibburſchen hatte er an Scholzens Stelle den neuen Zweitchargierten, Kruſius, gewählt. Einen Augenblick hatte er daran gedacht, zu warten, bis Klauſer ſich aus der Dimiſſion gepaukt haben würde, und dieſen dann zum Leibburſchen zu wählen. Aber nein, ein ſolches offizielles Verhältnis dünkte ihm unwert des Bundes, den ihre Herzen geſchloſſen hatten . . . und der ſtramme Fechtchargierte ſchien ihm der rechte Erzieher, nun er ſich ernſtlich entſchloſſen hatte, ſeine ohnmächtige Kritik an den Zuſtänden des Korps aufzugeben und zunächſt einmal ſein ganzes Weſen in

die harte Form pressen zu lassen, die sich ihm darbot und ihm zum mindesten einen Halt versprach.

Und noch eine andere Quelle der Unruhe und Qual schien versiegt in dem ungeheuren Riß, den jene erste Berührung mit dem Ursprung und Ende des Seins durch seine Seele gezogen hatte. Sein wildes Begehren nach dem Weibe war einem tiefen Entsetzen gewichen. Des Weibes nackte Schönheit, die ihn so gequält: er hatte sie zum ersten Male geschaut im Stande der Auflösung — der Vergänglichkeit — der Vernichtung, und die Schauer dieser Erinnerung hatten die Sehnsucht in ein fröstelndes Grauen verwandelt. Und aus diesem Grauen rang sich nach und nach eine Ruhe los . . . eine tiefe, entsagende Ruhe.

Rosalie!

Wie ein schönes Bild nur sah er die jüngst so wild Begehrte noch an. Und sie schien zu empfinden, daß die Flammen erloschen waren, die sie so hoffnungsgierig geschürt hatte. Sie blieb Wernern fern, und wenn sich ja einmal ein Zusammentreffen fügte, so verkehrten sie ruhig und heiter zusammen, wie ein paar gute Kameraden. Vollends Babett war ihm zu einem geschlechtslosen Wesen geworden, zu einem guten, dienstbaren Geistlein, das um ihn schwebte wie ein körperloser Hauch.

Und mit ausgebreiteten Armen warf sich Werner hinein in den lustigen Strudel des Korpslebens. Nun

focht's ihn nicht mehr an, wenn er des Morgens auf dem Fechtboden einmal von einem Korpsburschen derb gerüffelt wurde. Dann holte er selbst die Filzmaske, ließ sich mit zusammengebissenen Zähnen den Schädel verdreschen und klopfte weidlich wieder, so daß der Fechtchargierte Krusius mehr als einmal beifällig äußerte:

„Wenn das mit dir so weiter geht, Leibfuchs, dann stell ich dich noch als Krassen am Semesterschluß ein oder zweimal raus."

Das Kolleg hatte sich Werner nun gänzlich abgewöhnt. Dafür ging's vom Fechtboden stracks zur Lahn zum Schwimmen. Dann lag er stundenlang im Grönländer auf dem Wasser. Ach, das war schön! Von dichtem Gebüsch umrandet, schlängelte sich der schmale Flußlauf durch die breite Ebene; zur Rechten und Linken säumten die ernsten Bergschranken das Talbett ein. Blau lag über dem friedvollen Tale das Himmelsdach . . . weiße Wolken segelten von Westen herauf über den Buchenwäldern zur Linken, wanderten still über Fluß und Ebene und versanken hinter den Tannen von Spiegelslust. Als Ziel der Ruderfahrt winkte das Dörfchen Wehrda, friedlich in eine Bergmulde eingebettet, zwei Dutzend schlichte Häuschen um einen ehrwürdigen Turmstumpf gedrängt; dort gab's saure Milch und würzigen Handkäs. Und dann zurück . . . gar zu gern ließ Werner die Doppelschaufel des Ruders ein Weilchen ruhen

und träumte in die ſommerliche Schönheitsſtille hinaus, bis ein plötzlicher Ruck, ein Schwanken des Bootes ihn gemahnte, daß er ſich einem gar empfindlichen Fahrzeug anvertraut.

Oder es ging vom Fechtboden aus gleich auf die Wanderſchaft. Oft allein, oft auch in Geſellſchaft zweier oder dreier Korpsbrüder marſchierte er los: bald kannte er Weg und Steg der Umgegend. Und er ſchloß dieſe wunderſame, verſonnene, geheimnisſtille Landſchaft in ſein Herz. Es war gar nicht auszudenken, was alles dieſe weiten Bergwälder, was dieſe weltverlorenen Hochebenen mit ihren vereinzelten Eichenrieſen über jungem Buſchdickicht der Seele ſagten.

Zum Frühſchoppen mußte man dann wieder im Quartier ſein, und Werner ſaß nun nicht mehr als ſteinerner Gaſt, nicht mehr als dumpfer, düſterer Grübler inmitten der munteren Schar. Er ſang die derbſten Katerlieder lachenden Mundes mit, errötete nicht mehr über die maſſivſte Landsknechtszote, wenn er auch nie ſelber ſolche kolportierte. Das Menſurſimpeln langweilte ihn nicht mehr, und niemals mehr fiel's ihm ein, ein Geſpräch über Literatur und Kunſt oder Politik und Religion anfangen zu wollen. Kurz, er war auf dem beſten Wege, ein Korpsfuchs nach dem Herzen des Seniors Papendieck zu werden. Sein neuer Leibburſch, der Zweite Kruſius, war geradezu ſtolz auf ihn und erzog ihn mit zärtlichſter Vaterliebe.

Und im ſtählenden Betrieb des Fechtſtudiums, in

Luft und Sonne blühte Werner auf. Der schmächtige Körper streckte sich in Länge und Breite, die verräterischen Ringe unter den Augen, die Zeugen heimlicher Kämpfe und Qualen, verschwanden. Die Ströme Biers, die Dammer, der nun zum Fuchsmajor ernannt worden war, durch seiner bisherigen Mitfüchse Verdauungsapparat allabendlich hindurchleitete, gaben Werners Gliedern eine behagliche Rundung, seinem Gesicht eine frische Röte; dabei bewahrten Ruder und Wanderstab und Rappier den jungen Körper vor Stauung und Fülle.

Schöne Wochen waren gekommen. Hinter ihm lag die Zeit der Kritik. Hinter ihm die Erinnerung an seine kunstgeweihte, lernfreudige Gymnasiastenzeit. Nicht mehr war sein Wahlspruch das Homerwort, das ihn allezeit auf dem ersten Platze der Klasse festgehalten bis zum primus omnium — nicht mehr trachtete er „immer der Erste zu sein und vorzustreben den andern" — nein — aufzugehn in der Menge, nicht herauszufallen aus dem engen Rahmen, der straffen Norm, die das Korps der Persönlichkeit vorzeichnete, sich anzupassen der neuen Lebensform, in die er hineingeraten, das war nun das Trachten seiner Tage.

Und Werner wurde heiter. Er wurde lustig, geräuschvoll, ausgelassen im Kreise der Korpsbrüder. Mit Staunen sahen die, wie er, der früher manchem unheimlich gewesen war in der grüblerischen Unruhe seines haltlosen Wesens, auf einmal als überschäu-

mend munterer Kumpan sich entpuppte, plötzlich begann, gar in Tollheiten zu schwelgen. Eines Abends kamen Werner Achenbach, mit ihm der jüngst gewählte Dritte, Dettmer, die Jungburschen Böhnke und Dammer, der Fuchsmajor, von der Kneipe herunter auf gemeinsamem Nachhausewege und lenkten in die Wettergasse ein. Dort war das Pflaster aufgerissen: bei der mangelhaften Beleuchtung stolperte Dettmer über einen Haufen Pflastersteine und fluchte barbarisch.

In diesem Augenblick fiel Werners Auge auf die offenen Fenster eines niedern Bürgerhauses: der Schneidermeister Ackermann wohnte da, ein geriebener Bursche, der den Korpsstudenten pumpte, solange sie in Marburg waren, und sie dadurch zu bösartigem Kleiderluxus verleitete — und kaum, daß sie den Rücken gewandt, an die Eltern schrieb und mit den Gerichten drohte. Er war deshalb vor kurzem in den S.-C.-Verruf geflogen.

„Herrschaften, ich hab' 'ne Idee!" rief Werner.

„Silentium für Achenbachs Idee!" kommandierte Dettmer.

„Also da oben hinter den offenen Fenstern ist Ackermanns beste Stube, das weiß ich, man kann sie von meiner Bude aus sehen! Wie wär's, wenn ich da hineinkletterte — ihr reicht mir Pflastersteine an, und wir verzieren ihm seine Renommierbude ein bißchen!"

Jubel! Im Augenblick war der Plan durchgedacht: Böhnke lehnte sich an die Wand zwischen Ackermanns kleinen Schaufenstern, und mit der Sicherheit und Kühnheit, welche der zwanzigste Schoppen dem ausgepichten Korpsfuchsen verleiht, turnte Renonce Achenbach auf Böhnkes Schultern. Von da aus konnte er bequem die Fensterbrüstung im ersten Stock erreichen: ein kräftiges Ziehen: Böhnke, der als Oberjäger der Reserve etwas vom Turnen verstand, schob mit den Händen unter Werners Fußsohlen nach, und mit einigem Gepolter langte Werner in der Stube an. Nun klopfte ihm doch das Herz: er lauschte einen Augenblick, aber Familie Ackermann schlief den Schlaf des ungerechten Mammons. Nun ließ Werner einen Stuhl zum Fenster hinaushängen: die andern Cimbern packten Pflastersteine hinauf, ein kräftiges Heben, die Ladung war oben. Und mit dem Behagen eines Künstlers arrangierte nun Werner die Basaltklötze auf Salontisch, Vertikow, Sofa und Plüschsesseln, mitten zwischen den geschmackvollen Nippsachen eines Schneidermeistersalons. Noch eine zweite Ladung konnte untergebracht werden: dann turnte Werner zurück, und voll Hochgefühls zog man fürbaß. Schlafen gehen mochte keiner: der Tatendrang war einmal geweckt. Das sonst so beliebte Laternenausdrehen reizte heute nicht sonderlich, denn der Vollmond stand schmunzelnd über Stadt und Schloßberg

und beschämte die armseligen Funzeln der Gasflammen. Und Dettmers Vorschlag, den Mond auszudrehen, mußte man nach längerer Beratung als unausführbar fallen lassen.

Aber es mußte etwas geschehen. Und man kam auf folgende Idee — diesmal war Dammer das Ingenium gewesen:

Von der Barfüßerstraße führten viele kleine dunkle Gassen steil hinab zur unteren Stadt. In eine solche wollte man aus Pflastersteinen eine Barrikade bauen; dann sollte unten skandaliert werden, um einen Wächter der Nacht herbeizulocken: dieser sollte, abwärts eilend, über die Barrikade stolpern und schmählich zu Falle kommen. Damit aber der Dienst der Pflicht für ihn nicht mit schwerer Körperverletzung endige, sollte hinter der Barrikade ein hoher Sandhaufen aufgetürmt werden.

So ward's, nachdem mancher Schweißtropfen geflossen, und bald konnten die Exzedenten den tiefen Fall eines Polypen bejubeln, dessen schlaftrunkenes Haupt sich im Sande begrub.

Aber die Rache kam. Ein Brunnen plätscherte silbertönig in die stille Nacht. Es war gar nicht einzusehen, warum die vier Strahlen Wassers sich nun immer und immer in die vier darunter befindlichen Steinbecken ergießen sollten. Mit Hilfe je zweier Bretter von einem nahen Neubau und einiger Pflastersteine ließen sich leicht ein paar Rinnen im-

proviſieren, die das Waſſer auf das Pflaſter ablenkten. Das würde bald eine hübſche Überſchwemmung abſetzen.

Schon plätſcherte das Waſſer luſtig auf den Steinen, da griff plötzlich eine kräftige Fauſt in die Gruppe der Bauenden: an dieſer Fauſt blieb der C. V. Dammer aus Dräſen zappelnd hängen.

„Na, Ihne hab ich!“

Wie der Wind waren Dettmer, Böhnke und Achenbach auseinandergeflogen. Ihre Schritte verhallten in der Ferne der nächtlichen Straßen.

„So,“ ſagte der Wächter des Geſetzes, „wenn Se nun vernünftig ſinn und bringe die Geſchicht da wieder in Ordnung, und ſchleppe da die Bretter wieder an ihr Stell un die Pflaſterſtein, hernach will ich Ihne laafe laſſe, weil die Herre Cimbre immer ſo anſtändig ſinn.“

Das letztere war ein Wink der Sehnſucht nach den üblichen Biermarken der Sühne.

Aber Dammer fand es unter ſeiner Würde, die angerichtete Störung der öffentlichen Ordnung in integrum zu reſtituieren.

„Nu heern Se mal, mei Guteſter,“ ſagte er, „wie kommen Se mir denn vor — eegentlich, heern Se? Bin ich denn hier der Wächter der effentlichen Ordnung, oder ſind's gar am Ende Sie, mei Guteſter? Alſo ſein Se ſo gut und tun Sie, was Ihres Amtes iſt.“

Das ging dem Beamten übern Spaß. Sein Biermarkentraum versank, und der ehemalige preußische Unteroffizier tauchte aus dem Schlummer zweier Jahrzehnte empor.

„Sie komme mit zur Wach!"

„Nu, da mißt ich doch närr'sch sein!"

„Sie zeige mir Ihre Studentekart!"

„Nu, da mißt ich doch närr'sch sein!"

„Na, alsdann kurze Prozeß!"

Und eine energische Faust packte den kleinen Dammer, und der, als Jurist plötzlich eingedenk, daß es irgendeinen geheimnisvollen Paragraphen über Widerstand gegen die Staatsgewalt geben mußte, ließ sich schieben.

Inzwischen hatten seine drei Komplizen die Entwicklung der Dinge vorsichtig beobachtet und machten Rettungspläne. Auch hier hatte Werner eine Idee. Auf einem halsbrechenden Wege, durch berganklimmende Seitengassen, überholten sie den Wächter des Gesetzes und sein Opfer.

Als der Nachtrat Dammern bis in die Nähe des Marktplatzes geschafft hatte, standen da auf einmal zwei Cimbern über eine dunkle Masse gebückt, die auf dem Straßenpflaster lag. Bei näherem Besehen war es ein Mensch. Ein junger. Ein Student ohne Kopfbedeckung oder sonstige Abzeichen.

Der eine der Zuschauer näherte sich dem Nachtwächter — fragte zunächst: „Was hat denn dieser

unglückliche Jüngling da verbrochen, daß er in Ketten und Banden in das Haus des Entsetzens geschleift wird?"

„Das geht Ihne gar nichts an, verstehn Se mich? Gehe Se Ihrer Wege!"

„Auf höfliche Frage eine grobe Antwort. Na, Geschmacksache! Herr Nachtrat, da in der Straßenrinne liegt ein unglücklicher Mitmensch, den offenbar der Schlag gerührt hat. Tot ist er aber nicht, wir haben schon gehorcht."

„Wird wohl besuffe sinn!"

„Das haben wir auch geglaubt, aber aus seinem Munde geht kein Hauch von Alkohol. Überzeugen Sie sich nur."

„Ich hann kee Zeit — ich muß hier de Gefangene transpottiere!"

„Und wenn der arme Jüngling nun stirbt?! Jeder Augenblick kann kostbar sein."

„Wir machen Sie verantwortlich für das Leben dieses Menschen!"

„Nu sähn Se, Herr Nachtrat, das is doch wahrhaftig wicht'ger, als mich ins Kittchen zu bring'n?"

So redeten Dammer, Achenbach, Dettmer auf den unglücklichen Beamten ein.

Böhnke stöhnte inzwischen schauerlich.

„Da sehn Sie's! er stirbt, wenn Sie nicht sofort anfassen! Wir helfen Ihnen!"

„Ich loof nich fort, Herr Nachtrat! ich loof nich fort!“ —

Der Nachtwächter verlor die Fassung. Er ließ Dammer los: „Na, da fasse Se an die Bein an, meine Herre, ich nemm en obbe!“

Er bückte sich über den Röchelnden... in diesem Augenblick versetzte der ihm einen Stoß vor die Brust, daß er zurücktaumelte, und im Hui waren der Sterbende, die beiden Samariter und auch der Arrestant verschwunden.

„Bande, verfluchte!“

Der Beamte klopfte seine Mütze ab, die in den Staub gefallen war, und befühlte seine schmerzenden Glieder.

„Die Cimbre sinns gewese! aber wenn ich nur tät wisse, welche! es sinn doch Stücker vierzig ihre hier!“

Aber er beschloß, reinen Mund zu halten. Er würde sonst nur den Spott seiner Kollegen ernten ... und wenn ihm morgen nacht auf einmal ein paar Biermarken in die Tasche regneten, dann würde er ja auch wissen, woher die kämen.

XII.

Aber noch war der Tatendurſt des Vierkleeblatts nicht geſtillt. Die Vollmondnacht lockte ſo lau, die Geiſter waren erregt vom Laufen und Lachen, es mußte noch etwas geſchehen.

„Herrſchaft'n," ſchlug Dammer vor, „ich weeß was! Mir gehn vor die Vogtei und bring'n meinem ſießen Mädichen ä Ständchen!"

Das war ein Gedanke. Es gab zwar aus Rückſicht auf die „Alte Dame" bei den Cimbern ein altes Verbot, die Vogtei nächtlich anzuſerenaden, aber es brauchte ja nicht herauszukommen, daß die vier Attentäter auf die Ruhe der Penſionsmädel Cimbern ſeien. Man würde die Mützen unter die Weſten ſtecken und die Röcke zuknöpfen.

Gedämpften Schrittes ſchlichen die Viere die Barfüßergaſſe entlang. Da lag die Vogtei, mondüberfloſſen; im Obergeſchoß ſtanden alle Fenſter offen; die weißen Vorhänge leuchteten im grellen Licht und wehten leiſe hin und her, wie vom Atem der ſchlummernden Bewohnerinnen angehaucht. Es war ſo ſtill. Die Büſche und Bäume des Gartens bebten dann und wann im Nachthauch. Fern raunte die Lahn.

Herzklopfend ſtanden die vier jungen Geſellen am Gartenzaun, im tiefen Schatten einer Blutbuche

geborgen. Und da war keiner unter ihnen, deſſen Phantaſie nicht auf den Pfaden der Sehnſucht gewandelt wäre. Jugend droben, Jugend drunten... heißes Blut und heißes Blut, dazwiſchen kalte, ſtarre Mauern, ſtarre, kalte Satzungen, überflattert nur vom unruhvollen Flügelſchlag des hoffnungsloſen Begehrens.

Und wehmütig werbend klang's zweiſtimmig in die Nacht:

„Der Sang iſt verſchollen, der Wein iſt verraucht,
Stumm irr ich und träumend umher,
Es taumeln die Wälder, vom Sturmwind umhaucht,
Es taumeln die Wellen ins Meer.
Und ein Mägdlein winkt mir vom hohen Altan,
Hell flattert im Winde ihr Haar,
Und ich ſchlag in die Saiten und ſchwing mich hinan,
Wie hell glänzt ihr Aug und wie klar!
Und ſie küßt mich und drückt mich und lacht ſo hell,
Nie hab ich die Dirne geſchaut — —
Bin ein fahrender Schüler, ein wüſter Geſell —
Was lacht ſie und küßt mich ſo traut?!"

Werner und Dettmer, die beide muſikaliſch waren, hatten die zweite Stimme geſungen; es hatte ganz feierlich und anmutvoll in die Nachtſtille hineingetönt. Und hinter den Vorhängen regte ſich's; hier und dort öffnete ſich ein ſchmales Ritzchen, breit genug, um hinauszuſpähen, aber zu geizig, um auch nur ein neckiſches Stumpfnäschen aufblitzen zu laſſen im Mondenſchein. Aber ein leiſes Kichern klang

doch ab und zu, nun der Sang wirklich verſchollen war, zu den Lauſchenden hinunter und trieb ihnen das Blut ſchneller durch die Adern.

Und die Burſchen ſtimmten in ihrem Buchenſchatten ein zweites Lied an; es ſchloß:

„Seh ich ein Haus von weitem,
Wo ein lieb Mädel träumt,
Sing ich zu allen Zeiten
Ein Lied ihr ungeſäumt.
Und wird's im Fenſter helle,
Wär es auch noch ſo ſpat,
So weiß ich auf der Stelle,
Wie viel's geſchlagen hat."

Und wirklich ward's im Fenſter helle. Ein flackerndes, ſcheues Lichtlein huſchte von Kammer zu Kammer, von Fenſtervorhang zu Fenſtervorhang, und droben verſtummte das Kichern . . .

„Die Mademoiſelle! die revidiert!"

Schließlich erſchien an einem der Vorderfenſter zwiſchen den Vorhängen, in ein Kopftuch gehüllt, ein hageres Geſicht, eine vor Erregung überſchnappende Stimme kreiſchte in die Nacht hinaus:

„Nachtwächter —! Nachtwächter!!"

Die vier unter der Buche am Zaun platzten heftig aus — hielten's dann aber doch für geraten, mit hochgeſchlagenem Rockkragen und barhaupt, dicht am Zaungebüſch entlang ſchleichend, das Feld zu räumen.

Alle vier waren sie still geworden. Jeder schlich in dumpfem Sinnen seinen Pfad.

„Was lacht sie und küßt mich so traut?"
„Und wird's im Fenster helle —
So weiß ich auf der Stelle,
Wie viel's geschlagen hat . . ."

Ach, das war nur im Liede so. In Wirklichkeit mußten sie nun jeder hinein in ein einsames Knabenstübchen.

Werner dachte an jenen kurzen Augenblick im Jasminboskett des Museumsgartens. Die ihm damals weich und lockend sich entgegengeschmiegt, die war auch da droben hinter den weißen Vorhängen gewesen . . .

Ach, ein armer Fabrikarbeiter sein und mit einem Mädel gleichen Standes und gleicher Art, in Ehren und Rechten, die Sehnsucht des Blutes stillen, die Wonne der Jugend auskosten . . .

Und alle, alle sannen sie so, jeder in seiner Tonart, im Takte seines Herzens . . .

Und endlich fand der gerissene Dettmer das Wort, das über die Stimmung des Augenblicks dräuend geschwebt hatte:

„Kinder — wir gehn zur Lina!!"

Einen Augenblick schwiegen die drei andern. Böhnke mahnte:

„Wir sind doch in Couleur!"

„Das hat nichts zu sagen," beschwichtigte Dett-

mer. „Die Lina wohnt draußen im Marbacher Tal, das Haus steht abseits vom Weg in einem Garten, da legen wir Mützen und Band und Bierzipfel, und was einer sonst an Abzeichen an sich trägt, unter einen Busch, und los! Das hab' ich schon öfter so gemacht!"

„Na, denn in Deibels Namen!"

Es war ein ziemlicher Weg, den Dettmer führte. Um abzukürzen, stieg man den Berg hinan, und westlich vom Schloß über die Höhe hinunter ins Marbacher Tal. Enge Berggäßchen, schmale Heckenpfade, jetzt in schwarzer Finsternis tastend, jetzt in die grellste Helle tauchend. Einer hinter dem andern, alle schweigend, nur selten wechselte man ein Wort wegen des einzuschlagenden Weges. Und eine Hast war in ihrem Marsch, ein Drängen nach vorwärts, als klatschte eine Geißel über den Nacken der Schreitenden.

Zeit genug, nachzudenken . . .

Aber der Alkohol, die buhlerische Schwüle der Nacht lähmten das Hirn — und im Nacken klatschte die Geißel.

Wie im Traum zogen die zauberhaften Bilder des vollmondnächtlichen Marsches an Werners Blicken vorüber. Nun also würde sich's plötzlich erfüllen, nun würde er wissend werden . . .

Da schwebten sie alle noch einmal vorbei an seinem Geiste . . . die Frauen, um die er sich gebangt: die blonde Babett, die seine ersten wirren

Küsse empfangen . . . Erneſtinens Mäulchen, das ſich ihm entgegenhob im grünen Jasmingebüſch, in dem ihre ſchwellende Jugend ſich an ihn ſchmiegte — Roſaliens glühende Brüſte, die ſich aus blühenden Spitzen ſeinen Lippen entgegendrängten —

Und fern, fern verſchwebten zwei andere Schatten — ein grünlich ſchimmerndes Totenantlitz und eine ganz, ganz verſchwimmende, angſtvoll winkende Gottheit . . . Elfriede . . .

Das alles hatte ſein junges Leben gekannt, das alles hatte durch die Sehnſucht ſeiner achtzehn Jahre gewirrt . . .

Und das würde nun das Ende ſein — Lina . . . irgendeine Lina.

Gut . . . gut . . . mochte es ſo kommen . . . das war das Schickſal. Das war die Weltordnung. Dahin hatte ja doch alles gezielt, alles, was er erlebt hatte. Es lag eine grauenhafte Logik in dem allen.

Und nun ſtanden die vier Jünglinge vor einem dicken Gebüſch in einem verſtohlenen Berggarten, zogen die Bänder und ſonſtigen Couleurſchmuck ab, legten alles in die Mützen und bargen es im taufeuchten Grün. Schlichen dann barhaupt Dettmern nach und ſtanden bald vor einem einſtöckigen Häuschen mit dicht verſchloſſenen braunen Holzladen.

Dettmer klopfte.

Nichts rührte ſich.

Alle vier lauſchten mit angehaltenem Atem. Werners Knie bebten heftig. Er hätte ſterben mögen.

Abermals klopfte Dettmer. Und wieder blieb's ſtill. —

Nun ward Dettmer ungeduldig. Er legte ſeinen Mund an eine Fenſterſpalte und rief halblaut:

„Lina!“

Nun ſchlürften innen Schritte, und die Läden wurden von innen vorſichtig geöffnet.

„Wer is es denn?“

„Ich bin's — der Theodor!“

„Biſt denn allein?“

„Nein — ich hab' noch ein paar Freunde mitgebracht! Brauchſt keine Angſt zu haben, wir ſind alle ganz nüchtern!“

„Oh, ne — wann du nit allein biſt . . . ich bin müd — was kommt ihr auch ſo ſpät in der Nacht — geh nach Haus!“

„Du biſt verrückt, Lina — ſchnell mach auf — ſonſt komm ich nicht ſo bald wieder!“

„Na, meinetwege! Aber anziehe tu ich mich nit lang — ich bleib in meiner Kammer; du kannſt im Wohnzimmer Licht mache, Beſcheid weißt du ja.“

„Is jut, riegle man auf.“

Nach ein paar Sekunden knarrte ein Schlüſſel in der Tür. Dettmer klinkte raſch auf und trat in die Dunkelheit. Ein Kreiſchen wurde laut. Eine Tür knallte.

Da zündete Dettmer innen ein Streichholz an und trat näher. Ihm folgten die beiden andern Korpsburschen.

Als sie sich's aber in dem niederen Wohnzimmerchen der Dirne bequem machen wollten, sahen sie sich nur zu dreien.

Renonce Achenbach war verschwunden.

— — — — — — — — — —

Von Ekel geschüttelt floh Werner zu Tal. Nein — das durfte nicht das Ende sein!! Das nicht!!

Und wenn er sie denn nicht bändigen konnte, die zehrende, brüllende Sehnsucht da drinnen . . .

Er würde sie nicht bändigen können . . . sie war wacher denn je, sie brüllte wilder denn je . . .

Aber so nicht — so nicht!

Nicht in den Kot sollte sie fallen, die Erstlingsblüte seines Sinnenfrühlings, nicht in den Kot! —

Da unten lag die Stadt . . . da unten schlief ein Mädchen, so schön und so begehrenswert . . .

Einmal hatte er schon vor ihrer Zimmerschwelle gestanden . . . das würde er nicht wieder tun . . . das freilich nicht . . . aber . . .

Einmal hatte sie in seinen Armen gelegen, da war jener Scholz gekommen . . .

Der war ferne . . . der konnte ihm das Glück nicht wieder entreißen im Augenblick, da sein vollster Becher ihm entgegenduftete —

Und bald sollte es sein — vielleicht schon morgen — übermorgen . . .

Mochte daraus werden, was wollte . . .

Ihm saß die Geißel im Nacken . . . er mußte — er mußte!!

Aber nicht bei der da oben — nein, da nicht, nicht im Kot, nicht im Pfuhl! . . .

Rosalie! — Rosalie! — —

Hell schien am Himmel noch der Vollmond.

Aber über Spiegelslust lagen schon rötlichleuchtende Wolkenstreifen.

Und Werner schritt zu Tal.

Rosalie — — Rosalie — — —

Zweites Buch

I.

Und wieder einmal marſchierte Werner Samstag morgens allein gen Ockershauſen. Der Gedanke an Klauſer, der heute Reinigungspartie fechten ſollte, überſchattete alle perſönlichen Empfindungen.

Selbſt die der grauſamen Enttäuſchung, die ihn gepackt, als er geſtern morgen erfahren hatte, daß Roſalie tags zuvor auf ſechs Wochen zu einer Freundin nach Frankfurt gefahren ſei. — — —

Vor ihm auf der Landſtraße marſchierte ein Mann. Eine ragende, breitnackige Geſtalt. Kräftig ſchritten die langen, wohlgebauten Beine aus. Die Linke trug den Spazierſtock, einen derben Weichſelzweig mit krummem Griff und eiſenbeſchlagener Spitze, horizontal, wie ein Offizier den Säbel. Und militäriſch muteten auch die ruhigen, taktmäßigen Bewegungen an, mit denen die Arme den ſtattlichen Marſch des Schreitenden begleiteten. Ab und zu warf der Wind die Mähne eines rötlichen Blondbarts über die Schulter zurück.

Na, ein alter Korpsſtudent iſt das wohl auch nicht, dachte Werner, dazu ſieht er nicht patent genug aus. Der Panamahut ſaß eingeknüllt im Nacken; unter dem niederen Umlegekragen wallte mit dem Bart um die Wette ein loſer, dunkelblauer Lavallier,

eine Lodenjoppe mit loſe baumelndem Hüftgurt und kräftige Touriſtenſtiefel ließen erkennen, daß der Fremde mehr Wert auf Bequemlichkeit, denn auf Eleganz und Korrektheit legte.

Werner, den Ungeduld und Unruhe zu einem ſchnelleren Tempo antrieben, überholte den Vordermann, und als er im Vorbeiſchreiten einen flüchtigen Blick auf ſeine Erſcheinung warf, erkannte er etwas erſtaunt, daß jener unter der Joppe über dem loſen, farbigen Hemde das blau-rot-weiße Band trug. Alſo ein Alter Herr! Und unwillkürlich zog Werner die Mütze und hielt den Schritt an.

Da zog auch gleichzeitig der andere den Panama und ſtreckte Wernern die Rechte hin. Der trat nun vollends näher, nahm die Mütze in die Linke, ergriff, die Arme korrekt eingewinkelt, die dargebotene Tatze des anderen, deren wuchtiger Druck ihn faſt ſchmerzte, und nannte ſeinen Namen:

„Achenbach!“

„Profeſſor Dornblüth,“ ſagte der andere freundlich, „Alter Herr Ihres Korps. Nun, auch unterwegs nach Ockershauſen?“

„Allerdings,“ ſagte Werner, „großer Beſtimmtag heute draußen, dreizehn Partien.“

„Alſo großes Schlachtfeſt!“ meinte Dornblüth. „Da kann ich ja gleich eine ganze Menge Jugenderinnerungen auffriſchen.“

„Wann sind Sie in Marburg angekommen, Herr Professor?“

„Gestern abend mit dem Elf-Uhr-Schnellzuge von Cassel.“

„Auf der Durchreise?“

„O nein — — na, da scheint man also im Korps noch nicht zu wissen . . . ich denke dauernd hier zu bleiben, ich bin als Nachfolger von Professor Wilhelmi an unsere alte Alma mater Philippina berufen.“

„Ach? Das — davon habe ich im Korps noch nichts gehört. In welcher Fakultät, wenn ich fragen darf?“

Der Professor schmunzelte. „In der juristischen,“ sagte er. „Sie sind wohl Mediziner?“

„Nein,“ sagte Werner errötend, „ich bin Jurist.“

„So,“ lachte der Professor. „Aber von den internen Verhältnissen Ihrer Fakultät haben Sie, scheint's, noch nicht allzuviel Ahnung. Na, werden Sie nur nicht rot... ich war als krasser Fuchs auch nicht besser, und doch soll ich jetzt meine jungen Korpsbrüder in die abgründigen Geheimnisse der Pandekten einführen. Also erzählen Sie mir mal was vom Korps. Ich war zehn Jahre in Berlin und habe da den Zusammenhang mit dem Korpsleben etwas verloren. Nun mich aber das Schicksal wieder ins alte Marburg gerufen hat, hoffe ich . . .“

Er führte seinen Satz nicht zu Ende und sah erwartungsvoll auf Werner.

„Wir... haben siebenunddreißig Aktive," meldete Werner nach einigem Besinnen, wo er anfangen solle. „Neunzehn Korpsburschen, darunter acht Jungburschen aus diesem Semester, achtzehn Renoncen, darunter noch drei Brander."

„Na ja, das ist ja ganz erfreulich. Aber auf die Zahlen kommt's mir eigentlich weniger an. Wie ist das Leben im Korps... wie gefällt es Ihnen?"

„Oh — selbstverständlich wundervoll — großartig."

„Selbstverständlich. Diese Antwort hätte ich von einem krassen Fuchsen eigentlich erwarten können. Was gibt's denn heute draußen bei Ruppersberg? Ist Cimbria stark vertreten?"

Werner wurde etwas verlegen. „Also zunächst sollen sich die drei Brander, die noch nicht das Band haben, in die Rezeption pauken."

„Na, das wird nicht hervorragend interessant werden. Weiter."

„Dann — fechten von unseren neugewählten Chargierten zweie. Papendieck, unser Erster, gegen Herrn Cornelius Hasso-Nassoviae gewesenen Zweiten, Zweiten, und der Dritte Dettmer gegen Herrn Bergmann Guestphaliae Dritten."

„Wird's da was zu sehen geben?"

„Nun — besondere Fechter sind die beiden ge-

rade nicht. Aber dann — dann ficht unſer Klauſer ... der bis vor kurzem zweiter Chargierter war ... gegen Seydelmann Haſſo-Naſſoviae geweſenen Erſten, Erſten, Erſten Reinigungsmenſur."

„Was? Das Korps hat ſeinen Zweiten auf Menſur verloren?"

„Allerdings."

Der Profeſſor ſchwieg einen Augenblick. Mit gerunzelten Brauen ſchritt er fürbaß. Werner betrachtete ihn verſtohlen von der Seite. Und dieſer eine, dieſer erſte Blick genügte, um Werners junges Herz für dieſen ſeinen Korpsbruder und künftigen Lehrer zu begeiſtern.

„Alſo der Unſinn mit dieſen aberwitzig ſcharfen Menſuranſprüchen... der beſteht noch immer? Aber na — darüber werd ich mich mit den Korpsburſchen mal unterhalten. Was iſt denn Klauſer für ein Mann? Erzählen Sie mir was von ihm. Wünſchen Sie ihm, daß er heute gut abſchneidet?"

„Das wünſche ich von ganzem Herzen, Herr Profeſſor. Klauſer iſt mein beſter Freund im Korps."

„Ach — ſieh da. Alſo ein guter und braver Kerl?"

„Ein ganz wundervoller Menſch, Herr Profeſſor."

„Nun, dann wollen wir beide ihm mal ordentlich den Daumen halten. Das wäre ja auch zu dumm, wenn ein Korpsburſch, von dem ſein Freund in

ſolchem Tone ſpricht, unſerer lieben Cimbria auf dieſe Art —“ Wieder ſchwieg der Profeſſor.

Eben ſchritt man an den letzten Villen nach Ockershauſen zu vorbei. Da bog aus einem Seitenwege eine Dame in die Chauſſee und kam langſam und unruhig in der Richtung auf die Marſchierenden zu näher. Werner fühlte eine tiefe Bewegung; unwillkürlich wandte er den Blick zurück, und richtig: dort, etwa fünfzig Schritt hinter ihm und dem Alten Herrn kam Klauſer geſchritten, einſam, den Strohhut tief in die Stirn gedrückt. Marie hatte dem Geliebten vor ſeinem ſchweren Gange noch einmal begegnen, ihm wenigſtens einen ſtummen Gruß ſpenden wollen . . .

Hochaufgerichtet, vor Erregung und Sehnſucht glühend das ſchöne Geſicht, ſchritt ſie vorüber und erwiderte Werners ehrerbietigen Gruß mit einem ernſten Blick des Einverſtändniſſes.

„Wer war das?!“ klang da die Stimme des Profeſſors in einem ganz ſeltſamen Tone an Werners Ohr.

„Das — o — das war . . . das war ein Fräulein Marie Hollerbaum.“

Der Profeſſor ſah Werner von der Seite an und beobachtete das Gehen und Kommen der ſtürmenden Gefühle auf dem verräteriſch weichen Knabenantlitz.

„Ihre Flamme wohl, wie?“

„Nein, meine nicht . . .“

„Aber?“

„Ja, ich weiß nicht recht ... aber ſchließlich, warum ſoll ich Ihnen das nicht ſagen, ganz Marburg weiß es doch ... das war Klauſers ... Braut.“

„Ach?! Seine Braut? Offiziell?“

„Offiziell natürlich nicht —“

„Wie alt iſt denn der glückliche Bräutigam?“

„Einundzwanzig.“

„Und — ſie?“

„Auch einundzwanzig — meines Wiſſens.“

„Kinder, Kinder!! — Und er — welche Fakultät?“

„Mediziner.“

„Vor dem Staatsexamen?“

„Nein — hat das Phyſikum noch vor ſich.“

„Und dann — Bräutigam! Ach, Himmel, wenn ihr jungen Leute wüßtet ... na, mich geht's ja ſchließlich nichts an.“ Der Profeſſor verſank in Grübeln. Und Werner mußte den Blick zurückwenden; eben ſchwebte Marie an Klauſer vorbei — er zog den Hut tief, ſie neigte das flechtenſchwere, blonde Haupt, und vorbei eins am andern ...

Der Profeſſor folgte Werners Blick und beobachtete ebenfalls die Begrüßung.

„Der da mit dem Strohhut ... das iſt wohl —?“

„Ja — das iſt Klauſer.“

Der Profeſſor wiegte leiſe das Haupt. „Eine Braut, die ihren Bräutigam auf dem Wege zur —

Reinigungsmenſur begrüßt... ach Jugend, Jugend ... man muß ſie ja ſo lieb haben... deine Eſeleien.“ Er hatte das letzte halb zu ſich ſelbſt geſprochen.

„Herr Profeſſor, verzeihen Sie... aber das mit Klauſer und Marie... das iſt heiliger Ernſt —!“

„Na ſelbſtverſtändlich iſt es heiliger Ernſt! Das wäre auch noch ſchöner, mit ſo einem Mädchen anders als in heiligem Ernſt... Wollen wir nicht auf Klauſer warten?“

„Wenn Sie auf ihn warten wollen, Herr Profeſſor ... ich darf nicht, verzeihen Sie ... Klauſer iſt doch in Demiſſion.“

„Ach ſo ... richtig ... und da dürfen Sie ſich mit Ihrem beſten Freunde nicht... richtig, richtig... ja, ja ... man muß ſich erſt wieder eingewöhnen.“

Einen Augenblick ſchwiegen beide und ſannen.

Dann war's, als müſſe Dornblüth irgend etwas abſchütteln.

„Na — nu erzählen Sie mir mal noch mehr vom Korps. Und von Marburg ... von allem, was Ihnen grad' einfällt. Sie können ſich wohl denken, daß mir heut ganz wunderlich ums Herz iſt. Als ich zum letzten Male dieſen Weg ging, das war vor dreizehn Jahren. Damals war ich inaktiver Korpsburſch und ſtand vorm Referendarexamen ... heut ‚hab' ich Semeſter und heiß altes Haus' ... aber das da, das Schloß da oben und dieſe wunderbaren Berge

. . . das iſt grad' ſo wie damals . . . erzählen Sie, Herr Korpsbruder, erzählen Sie!"

Und Werner plauderte von allerlei Erlebniſſen und Zuſtänden im Korps . . . nicht ſein eigenes Empfinden ließ er laut werden . . . nein, was und wie eben ein korrekter, wohlerzogener Korpsfuchs einem Alten Herrn erzählen konnte, den er vor zehn Minuten kennen gelernt hatte, und von dem er zum Überfluß wußte, daß er dem akademiſchen Lehrkörper angehören würde.

Und dennoch . . . wider ſeinen Willen geſchah's, daß etwas von der eigenen Stimmung Werners, von ſeinen Kämpfen, Qualen und Zweifeln in ſeinen Bericht hinüberſtrömte. Und gefeſſelt hörte der Profeſſor zu.

Dann aber ſchienen ſeine Gedanken plötzlich abzuſchweifen.

„Hollerbaum? Nannten Sie das junge Mädchen da nicht eben Hollerbaum?"

„Ja — ſo heißt ſie."

„Der Dekan meiner Fakultät, dem ich hauptſächlich meine Berufung... mit dem ich hauptſächlich wegen meiner Berufung nach Marburg verhandelt habe, heißt Geheimrat Hollerbaum."

„Das iſt der Vater der jungen Dame."

„So . . . alſo die Tochter eines Kollegen. Hm. Na, erzählen Sie weiter. Alſo das Kolleggehen haben Sie ſich abgewöhnt... wer weiß, vielleicht gewöhnen

Sie sich's jetzt wieder an. Es sollte mich freuen, wenn ich meinen jungen Korpsbrüdern die sogenannte trockene Rechtswissenschaft etwas genießbar machen könnte."

„Ach, ja, das wär wundervoll! Denn, Herr Professor, das Bummeln ist ja ganz schön — aber... der Moralische, den man dabei immer hat! Ich glaube, wenn man vernünftig arbeiten würde ... das Korpsleben würde einem dann viel besser schmecken."

„Na, Sie können's ja im nächsten Semester mal probieren! Für dies Semester lohnt's ja gar nicht erst anzufangen. Ich muß allerdings die Vorlesungen des verstorbenen Kollegen Wilhelmi zu Ende führen, und es traf sich gut, daß ich, einer größeren Arbeit zuliebe, meine Berliner Vorlesungen diesen Sommer ganz ausgesetzt habe ... im nächsten Semester, hoffe ich, sollen dann die blauen Mützen immer reihenweise in meinem Auditorium hängen. Dann werden wir hoffentlich beide Freude aneinander erleben."

„Das wäre herrlich, Herr Professor!"

„Von wegen Verschwindens des ‚Moralischen', nicht wahr?"

„Nein — überhaupt, Herr Professor, überhaupt!"

— — — — — — — — — —

Mit bebender Spannung hatte Werner die Reinigungsmensur des Freundes verfolgt. Er hatte

noch zu wenig Urteil, um mit Bestimmtheit vermuten zu können, ob die Mensur genügen würde oder nicht. In jeder Pause hatte er unruhig und sorgenvoll in die Gesichter der Korpsburschen gespäht, um aus deren Ausdruck zu erkennen, welchen Eindruck Klausers Haltung auf den C. C. mache. Aber eisern verschlossen blieben die Mienen der jugendlichen Richter.

Und so steigerte sich denn Werners Erwartung zum Fieber, als der Unparteiische nach einem Schlachten, das mit den Pausen über eine Stunde gedauert hatte, endlich verkündete:

„Silentium — zehn Minuten sind geschlagen. Wünscht einer der Herren Sekundanten noch Erklärung? — Silentium, Mensur ex —!“

Fast unkenntlich, Gesicht, Paukhemd, Lederschurz mit halbtrockenem und frischem Blut dick verklebt, verließen beide Paukanten den Schauplatz des unentschieden gebliebenen Zweikampfes. Werner folgte Klausern. Er hatte das Bedürfnis, ihm in der nächsten Viertelstunde zur Seite zu sein; der Viertelstunde, welche darüber entscheiden sollte, ob der Freund für würdig befunden würde, das schon halb verscherzte Korpsband aufs neue zu tragen, oder ob er als ungeeignet für alle Zeiten aus den Reihen der Cimbern ausgestoßen werden würde . . . Er sah, wie Dammer, der Fuchsmajor, auf Papendiecks Anordnung die Korpsburschen zum außerordentlichen Korpskonvent in den Garten lud, und es war ihm

wie eine geheime Beruhigung, zu sehen, daß auch Professor Dornblüth dieser Einladung Folge leistete. Und während Klauser sich unter Wicharts Pflege begab, trat Werner an das Fenster in der Flickstube und nickte und lächelte dem Freunde immerfort zu. Er fühlte, während Wicharts unfehlbare Finger dem Freunde Nadel um Nadel durch Kopf- und Gesichtsfleisch zogen, daß dieser schier unempfindlich war gegen die körperlichen Schmerzen und nur unter dem einen Gedanken erbebte: was mögen die da unten jetzt beraten? Was werden sie mit mir machen?!

In einer schattigen Laube, dicht umhangen von Pfeifenblatt- und Jelängerjelieber-Ranken hatte der C. C. der Cimbria Platz genommen. Obenan saß der Senior Papendieck, ihm zur Rechten der Alte Herr Dornblüth und einige Inaktive, die heute zur Mensur herausgekommen waren, um dem aktiven C. C. bei Beurteilung von Klausers Reinigungsmensur ihren Rat nicht vorzuenthalten. Daran schlossen sich die Korpsburschen dem Alter nach: die jüngsten hatten auf den Bänken nicht mehr Platz gefunden und drängten sich am Eingange der Laube.

„Silentium für den A. O. C. C.," sagte Papendieck feierlich, und alle nahmen die Mützen ab und legten sie vor sich auf den Tisch, auch der Alte Herr Dornblüth, dessen mächtiger Kopf statt des durchgezogenen vorschriftsmäßigen Scheitels ein freies Gewoge leicht ergrauender Locken trug.

„Ich stelle die Reinigungsmensur unseres Korpsbruders Klauser zur Besprechung. Wer wünscht das Wort?“

„Ich bitte ums Wort.“

„Ich auch.“

„Ich auch.“

Von allen Seiten klang's.

„Silentium für Krusius,“ sagte Papendieck und notierte die Namen der anderen Bewerber.

„Also meine Meinung ist folgende,“ begann Klausers glücklicherer Nachfolger in der Fechtcharge. „Die merkwürdige Nervosität, die uns vor vierzehn Tagen an Klauser aufgefallen ist, hat sich heute womöglich noch in verstärktem Maße gezeigt. Ich will nicht verkennen, daß er sich die äußerste Mühe gegeben hat, dagegen anzugehen, aber ohne Erfolg. So war der äußere Eindruck seiner ganzen Haltung auf mich ein äußerst ungünstiger. Dazu kommen folgende Einzelheiten:“ — Der Sprecher schlug sein Notizbuch auf — „er bringt bei jedem Hieb die rechte Schulter etwas vor, dabei die linke etwas zurück und holt den Hieb sozusagen aus dem Schultergelenk heraus. Das sieht einfach niederträchtig aus. Zweitens: einmal, ich weiß nicht, ob es den anderen Herren auch aufgefallen ist, hat er sich beim a-tempo-Hieb ganz deutlich zurückschlagen lassen. Dann hat er auf die Terz unverkennbar, zwar nicht mit dem Kopf gemuckt, das

nicht, aber die Augen zugekniffen und das Gesicht verzogen. Kurz: mir hat die Mensur nicht genügt."

„Als Reinigungsmensur nicht oder überhaupt nicht?" fragte der Erste.

„Überhaupt nicht."

„So. Hm. Also dann Silentium für i. a. C. B. Koch."

Koch, ein feister Mediziner im siebenten Semester, ein Mensch, den Phlegma und Gemütsruhe fast erstickten, sagte ruhig:

„Ich verlange von einer Reinigungsmensur, daß der Betreffende sich einfach hinstellt und sich verprügeln läßt. Bei Klausers Mensur habe ich immer das Gefühl gehabt, als ob eigentlich der andere die Reinigungsmensur zu schlagen hätte. Es sah ja aus, als wenn es dem Klauser nur darum zu tun wäre, den andern möglichst bald abzustechen. Und dabei kam es doch nur darauf an, daß Klauser seine Hiebe bekam und uns bewies, daß er stehen kann, auch wenn's Senge gibt. Das hat mir sehr schlecht gefallen."

„Silentium für Dettmer!"

„Ich kann mich Krusius und Koch keineswegs anschließen. Ich finde, Klauser hat heute weit besser gestanden als neulich. Er hat zwar wieder einigemal den zweiten Hieb ausgelassen, aber sonst ist mir nichts aufgefallen. Mir hat die Mensur als Reinigungsmensur genügt."

„Na, wenn dir weiter nichts aufgefallen iſt," ſagte Papendieck, „dann haſt du die Oogen würklich 'n büſchen feſte zugemacht. Ich kann nur ſagen, daß Klauſer ſehr zapplig gefochten hat, ſehr unſicher. Es waren ja gerade keine Einzelheiten, aber ſeine ganze Haltung war nicht nach meinem Gſ'mack. Ich meine, wenn einer ſein Korps ſo blamiert hat, wie Klauſer uns neulich mit ſeine ſweinmäßige Fechterei, dann is der dem Korps eine andere Reinigungsmenſur ſchuldig, als wir ſie heute zu ſehen bekommen haben."

Eine mildere Auffaſſung ſchienen die Jungburſchen zu haben. Aber ſie wagten ſich nicht ſo recht mit der Sprache heraus.

Nur Dammer nahm energiſch Klauſers Partei.

„Liebe Korpsbrüder," ſagte er mit einem Beben der Aufregung, doch mit Feſtigkeit, „ich bin noch nicht fähre lange im C. C., aber ich kann nach mein' Gefiehle nur ſagen, ich hab gefunden, wenn der Klauſer nich geſtanden hat, wie mer's am Ende kennte verlangen, dann is das nur darum geweſen, weil er ſich gar zu viel Miehe hat gegä'm. Gar zu gut hat er's wollen mach'n, und darum iſt er ſo unruhig geweſen. Un ich meine, wir kenn' doch Klauſern alle, und wir wiſſen, daß er einer is, der den leibhaftigen Deifel aus der Helle tät rausholen, wann's mal mechte netig ſein. Und das is doch ſchließlich die Hauptſache, meen 'ch."

„Na, wenn's nach Dammer seiner Ansicht ging, denn brauchen wir ja schließlich überhaupt keine Mensuren mehr zu schlagen, dann kriegte einfach der das Band, der nach Ansicht seiner Korpsbrüder guten Willen hat und dat Hart up den rechten Flag!" So meinte der Senior. „Es scheinen also zwei Ansichten vertreten zu sein: Krusius und Koch, ihr findet die Mensur wohl völlig ungenügend; na, dann muß ich also bitten, Krusius, daß du einen entsprechenden Antrag stellst."

„Ich beantrage: C. V. Klauser perpetuell zu dimittieren." Krusius hatte es hart und kalt ausgesprochen, und es ging denn doch einen Augenblick ein jähes Frösteln durch die Versammlung.

„Na, das wäre also dein Antrag, Krusius. Sollte etwa auch jemand den Antrag stellen wollen, die Dimission von Klauser aufzuheben — so daß also seine Mensur als Reinigungsmensur zählen würde?"

„Ich stelle den Antrag," sagte Dammer ruhig und fest.

„Ich für meine Person," sagte der Erste, „mir hat die Mensur zwar genügt, aber nicht als Reinigungsmensur. Demnach werde ich beide Anträge ablehnen, den Antrag Krusius auf perpetuelle Dimission sowohl wie den Antrag Dammer. Wünscht jemand vor der Abstimmung noch das Wort?"

„Ich bitte ums Wort." Professor Dornblüth hatte

es mit markiger Stimme gesprochen. Alle Augen flogen zu seinem Gesichte hinüber, das, tiefgebräunt, von scharfen Furchen durchzogen, mit der hohen, schon etwas kahlen Stirn und dem wehenden, schon leicht angegrauten Rotbarte ganz seltsam mächtig und wuchtend zwischen den rosigen, flaumigen Knabengesichtern stand.

„Liebe Korpsbrüder," sagte der Professor, „ich kenne Sie alle erst seit einer Stunde, Klauser persönlich überhaupt noch nicht. Ich stehe seit dreizehn Jahren, obwohl ich während des größten Teils dieser Zeit Hochschullehrer gewesen bin, dem studentischen, dem Korpsleben ziemlich fern. Für diejenigen unter Ihnen aber, die es noch nicht wissen sollten, teile ich hier mit, daß ich als ordentlicher Professor der Rechtswissenschaft nach Marburg berufen worden bin und hoffe, in Zukunft auch mit unserer lieben Cimbria in so angenehmem und innigem Zusammenleben zu stehen, wie es mir als Altem Herrn und in meiner Stellung als Universitätslehrer noch besonders ziemlich erscheint. Das voraus. Nun ein paar Worte über unsern Fall. Liebe Freunde, ich erwarte von Ihnen nicht, daß die Ansicht eines Alten Herrn in Mensursachen sehr starken Eindruck auf Sie machen wird. Ich war ja doch selbst aktiv, war zwei Semester Erster und entsinne mich wohl genug, mit welcher souveränen Verachtung wir als Aktive auf diese fossilen Reste längst vergangener Ansichten und Auf-

faſſungen herabſahen, welche ſich in den Alten Herren verkörperten."

Er lachte behäbig, und auf allen Geſichtern zeigte ſich ein verſtändnisinniges Schmunzeln.

„Nur eins möchte ich zu bedenken geben: Sie wollen — wenigſtens möchte Ihr vortrefflicher Zweitchargierter, Kruſius, den ich zum mindeſten als glänzenden Sekundanten ſchon ſchätzen gelernt habe, der möchte Sie dazu veranlaſſen, unſern Klauſer endgültig aus dem Korps auszuſchließen. Wiſſen Sie, was das für Klauſer bedeutet?! Da draußen weiß kein Menſch, was zweiter Hieb und was rechte Schulter vorbringen und Augen zukneifen bedeutet. Da wird man von Klauſer nur ſo viel wiſſen: das iſt ein herausgeſchmiſſener Korpsſtudent — herausgeſchmiſſen, weil er ſich auf der Menſur feige benommen hat!! — Und das wird der Mann ſein Leben lang nicht ganz los! Daraus können Neider und Feinde immer bei Gelegenheit Knüppel ſchneiden, um ſie ihm zwiſchen die Beine zu werfen!! — Nun, meine Herren Korpsbrüder, ich appelliere an Ihre Freundſchaft: mögen Sie den Mann, den Sie vier Semeſter lang Bruder genannt haben, ſo ins Leben hinausſtoßen —? Hat er das verdient?!"

Er ſah umher. Kruſius wirbelte nervös ſein flaumiges Schnurrbärtchen, Koch kraute ſeinen kahlgeſchorenen Schädel, Papendieck war verlegen, die

jüngeren Korpsburſchen konnten ſich kaum halten, dem Alten Herrn zuzujubeln.

„Nun zur Menſur ſelbſt. Ich bin feſtiglich davon überzeugt, daß Sie, meine jungen Herren, von Menſuren viel mehr verſtehen, als ich alter Knabe, der heut zum erſtenmal ſeit vierzehn Jahren wieder einmal hat Blut fließen ſehen. Aber . . . von Menſchen verſtehe ich vielleicht einiges und habe Blick dafür . . . und da kann ich nur ſagen: ich hab' das ſichere Gefühl, als ob dieſer junge Klauſer aus dem Holz wäre, aus dem das Leben Männer ſchnitzt . . . Männer . . . Freunde . . . Kämpfer . . . aber Sie kennen ihn ja beſſer: täuſche ich mich am Ende?"

„Nein! Nein! Klauſer iſt ein Prachtkerl! Iſt keiner im Korps, der ihn nicht mag!" ſo klang's von allen Seiten in die parlamentariſche Stille hinein.

„Silentium!" gebot Papendieck. „Sie hören, Alter Herr, ſo is dat nich, dat irgendeiner wat gegen Klauſer hat, ne, ſo nich."

„Nun, alſo! Und wenn einer, den ihr alle liebt, der euch allen würdig dünkt, euer Freund zu ſein . . . wenn der in der wahnſinnigen Aufregung des Kampfes um das korpsſtudentiſche Sein oder Nichtſein . . . in der Hitze ſeines offenbar feurigen Temperaments um ein paar Linien von dem Ideal der korpsſtudentiſchen Fechterei abweicht . . . dürft ihr ihn darum als unwürdig ausſtoßen?! Ich meine, jeder Zoll ſeines Weſens, jede Bewegung bei ſeiner

Menſur zeigte: ich habe nur den einen Gedanken: es dem C. C. recht zu machen, ihm zu genügen, mich würdig des Bandes zu zeigen, das ich ſchon halb und halb verſcherzt habe . . . war's nicht ſo?!"

Aller Augen hingen an ſeinem Munde, und man ſah, daß es auch jenen, die Klauſers Ausſchließung befürwortet hatten, dabei nicht wohl geweſen war: daß ſie ſich lediglich verpflichtet geglaubt hatten, dem Ideal von Menſurſchneid, das ihnen von Rechts wegen vorſchwebte, wieder einmal ein Opfer zu ſchlachten, um die vermeintliche Schmach, die Klauſer dem Korps als deſſen Zweiter durch eine ungenügende Menſur angetan, zu ſühnen.

„Nun, meine lieben Herren Korpsbrüder, ich habe als Alter Herr in Ihrem Konvent nur Sitz, aber keine Stimme. Ich ſchlage Ihnen vor: nehmen Sie den Antrag unſeres jungen Herrn, von dem ich bisher nichts weiß, als daß er aus Dresden iſt und das Herz auf dem rechten Fleck hat —"

„Ich heeße Dammer," warf der Fuchsmajor mit einer linkiſchen Verbeugung, errötend, dazwiſchen. Alles lachte laut und befreit auf.

„Alſo lieber Korpsbruder Dammer, ich bitte die Herren Korpsbrüder, Ihren Antrag anzunehmen."

„Ich ziehe meinen Antrag, Klauſer perpetuell zu dimittieren, hiermit zurück," ſagte Kruſius.

„Somit iſt nur noch über den Antrag Dammer abzuſtimmen: die Dimiſſion auf unbeſtimmte Zeit des

C. B. Klauſer aufzuheben. Ich ſchreite hiermit zur Abſtimmung: Der Antragſteller ſtimmt zuerſt, dann der jüngſte Korpsburſch. Alſo bitte?"

„Dafier," ſagte Dammer im Bruſtton. Und: „Dafür!" „dafür!" „dafür!" ging's von Mund zu Munde.

Nur Kruſius und Papendieck, die beiden erſten Chargierten, ſtimmten gegen den Antrag. Sie fühlten ſich für den Menſurſchneid Cimbrias verantwortlich und hätten es immerhin lieber geſehen, wenn Klauſer noch eine zweite Reinigungspartie hätte fechten müſſen. Aber im tiefſten Herzen waren doch auch ſie, wie alle andern, geradezu erlöſt. Mit lautem Geplauder, viele zu zweit und zu dritt Arm in Arm, verließ man die Laube und ſchwärmte in den Saal zurück. Und nicht wenige umgaben den Profeſſor, der, faſt alle um Haupteslänge überragend, in der Schar der Jungen heitern Herzens durch das Grün und den Glanz des Sommermittags wandelte, froh der ſeltſam jugendlichen Friſche, die ihn durchpulſte . . . und vor ſeinem Blick ſtand dabei das Bild eines feſt ſchreitenden, voll erblühten Mädchens, deſſen ernſtes Auge nun bald aufſtrahlen würde, beglückt entgegenleuchten jenem andern, dem Knaben, ihrem „Bräutigam", dem er, Wilhelm Dornblüth, ſoeben das Korpsband gerettet hatte. — —

Oben hatte es *allen* dreien, dem Paukanten, dem Freunde und auch dem guten, teilnahmsvollen

Herzen des wackeren Paukarztes erſcheinen wollen, als nähme der Menſuren-C. C. kein Ende. Längſt war Wichart fertig, längſt Klauſers Kopf und linke Wange im dichten Wattebauſch eingewickelt und wieder mit dem bergenden Turban verſehen . . . die Korpsburſchen kamen noch nicht . . . unzählige Male hatte Werner die Hand des Freundes tröſtend gedrückt... da plötzlich rief Wichart, der am Fenſter ſtand: „Sie komme!“

Werner ſchoß ans Fenſter: „Hurra, Klauſer, ich gratuliere! ſie lachen . . . alle ſind ſie vergnügt, alle ſtrahlen ſie . . . gut hat's gegangen!“

Und ſchon ſtand Papendieck in der Tür. Am ſelben Fleck, wo vierzehn Tage vorher Scholz Klauſer ſeine Strafe verkündet hatte, eröffnete nun der neue Senior ihm ſeine Erlöſung, in gleich offizieller Haltung, mit den gleichen formelhaften Worten:

„Klauſer, ich habe dir aus dem C. C. mitzuteilen, daß deine Dimiſſion aufgehoben iſt. Gratuliere!“

Und ohne jede Gefühlsäußerung, korrekt und feierlich, ſchüttelten die beiden Jünglinge ſich die Hände, aber es zitterte doch ein Unterton von Zuſammengehörigkeitsgefühl, von Kameradſchaft hindurch, in dem das Menſchliche ganz, ganz zaghaft durch den raſſelnden Harniſch, das tief niedergeklappte Viſier dieſes modernen Rittertums hindurchleuchtete.

Und dann ging Papendieck hinaus, Wichart gratulierte feuchten Auges, doch lächelnden Mundes:

„Na, ſchauſt, Klauſer? Nur or'ntlich druff-dreſche! Hernach geht's ſchon!“

Und Werner? Er wäre Klauſer am liebſten um den Hals gefallen. Aber das wäre unkorpsſtudentiſch geweſen. So begnügte er ſich, Klauſer behilflich zu ſein, das blau-rot-weiße Band anzulegen, und flüſterte ihm dabei ſelig zu:

„Du . . . Marie —!!“

Und nun drängten die andern Korpsburſchen herein und gratulierten Klauſer, und in ihrer Mitte ſchritt er zurück in den Saal. In ſeinem Herzen war auf einmal eine ſeltſame Bitterkeit, die er ſich nicht erklären konnte. Nun auf einmal wieder Bruder, Freund, und vierzehn Tage lang verbannt, ausgeſtoßen, verlaſſen... und warum das alles? warum?!

Er hätte glücklich und verſöhnt ſein müſſen — aber er war es nicht.

II.

Rosalie war fort. Und wieder einmal hatte Werners Sehnsucht dicht vorm Tor der Erfüllung gestanden. Und das Tor war wieder einmal verschlossen geblieben.

Und wieder empfand er das seltsame Doppelspiel der Gefühle: die folternde Enttäuschung der Sinne und das befreite Aufatmen der Seele, wie nach Errettung aus wild anbrandender Gefahr . . .

Und wie er dann am Tage seines neunzehnten Geburtstages aus einem Schwall von kleinen Gabenpaketen neue Kabinettaufnahmen der geliebten Eltern herauswickelte, und das Doppelpaar der treusorgendsten Augen ihn anblickte so voll gläubiger Liebesruh, und wie aus den Glückwunschbriefen der Teuren der ganze Zauber seiner umfriedeten, lautern Heimat ihm entgegenhauchte, da war es ihm wieder einmal kinderstill zu Sinn, da segnete er sich wieder einmal, daß nicht eigenes Verdienst, sondern etwas wie eine sonderbarlich leitende Führerhand ihm bis zur Stunde die Unberührtheit des Leibes erhalten hatte über alle Stürme der Sinne, über alle Fährlichkeiten der Versuchung hinweg . . .

Aber andere Stunden kamen wieder, die Beängstigungen der Nächte stellten sich ein, die immer

wieder nach Sättigung schrien ... und manchesmal noch schlich er von der Kneipe nach Hause, vertauschte die Couleur mit einem Strohhut und strich ein paar Stunden lang in den nächtigen Straßen des schweigenden Städtchens umher, als müsse ihm der Zufall irgendein Weibliches in den Weg treiben ... wirklich sprach ihn einmal ein Frauenzimmer an, aber wie er ihr in das zerstörte Lasterantlitz geschaut, entwich er schaudernd.

Und wenn dann die hellen Sommermorgen kamen, die wolkenlosen Sonnenaufgänge einer wahrhaft gnadenreichen, dauerhaften Gebelaune der Natur, dann war wieder alles verflogen, und Werners Seele jauchzte dem Tag, der Jugend entgegen, stürzte sich in den Strom harmloser, kritikloser Lust ... Er war jetzt ganz der korpsstudentischen Formen Herr geworden, und mit der Sicherheit mehrte sich die Freude an dem ganzen geregelten, streng abgezirkelten, doch innerhalb dieser engen Schranken so tollen und rauhfröhlichen Korpsbetrieb.

Namentlich die Museumsreunions, die alle vierzehn Tage stattfanden, machten ihm nun ein unbändiges Vergnügen. Er wurde ein beliebter Tänzer, galt als amüsanter Gesellschafter unter den jungen Mädels, bei den Müttern als ein Muster tadelloſen und vertrauenswürdigen Benehmens. Nur vor einer hütete er sich: mit der kleinen Siegerländerin tanzte er wohl einmal, aber wenn die Runden herum waren,

führte er sie stets schnell zum Tisch des Vogtschen Pensionats . . . er wußte, dort beobachtete man ihn ganz besonders, wenn er mit der kleinen Ernestine tanzte, und fürchtete die Spionenaugen der Mademoiselle. Er mochte nicht mit diesem Mädchen zusammen genannt werden, er schämte sich jener raschen Aufwallung, die ihn mit ihr zusammengebracht, er floh vor dem Sturm der Sinne, den ihm jene geweckt, die ihn doch niemals befriedigen würde . . . er sehnte sich jetzt nach Ganzheit . . . wenn er einmal wieder glühte, dann wollte er auch hoffen dürfen, zu besitzen . . . ihm graute bei der Erinnerung an die Stimmung jener Ständchennacht, die vom Vorhof des Paradieses bis zum Vorhof des Höllenpfuhls geführt hatte.

Rosalie würde wiederkommen, und dann würde ihm werden, was er brauchte . . . sie würde ihn glühen machen und auch seine Glut kühlen . . . die Sehnsucht aber, die jene unbewußten und unberührten Kinder weckten, die, das wußte er jetzt aus Erfahrung, die endete bei Lina . . . wenn man nicht eine Natur wie Klauser war, eine anima candida, eine lautere Seele, die in einen Körper von so herrlicher Gesundheit gebannt war, an dem das Fieber der Sinne nicht mehr zu zehren schien, denn die Flammen am Golde.

Ja, wenn Werner einen Menschen beneidete, dann war's Klauser. Den trug seine Liebe, seine

junge, heilige Liebe über den Schlamm der Sinnendränge, der durfte ſich von den Lippen der Geliebten den Mut und die Kraft zur Reinheit und Entſagung küſſen . . . ja, wenn Werner ein einziges Mal von Elfrieden gehört hätte:

Mein Süßer! Mein Geliebter! —

O, dann wäre er gewiß nicht nachts wie ein losgelaſſener Hund durch die Straßen von Marburg gerannt . . .

Und in die prangenden Hochſommertage des Juli fiel ein heiteres, ein ſtolzes Feſt. Die Alma mater Philippina zählte zum erſten Male, ſeit Landgraf Philipp ſie im Jahre des Heils 1527 als Hochburg des jungen Evangeliums gegründet, die Zahl von tauſend Studenten. Senat und Stadt rüſteten eine feſtliche Heerſchau über ihre geliebte Studentenſchaft, und auf dem Dammelsberg, deſſen grüne Kuppe das natürliche Zelt über einen der ſchönſten Feſtplätze Deutſchlands wölbte, war alles zur Feier bereitet. Der Himmel ſelbſt feierte mit, ſpannte über dem jubilierenden Städtchen, über den ſchon angedunkelten Bogen des Dammelsbergzeltes ein zweites, lichteres Gezelt in tiefem Blau, und die Sonne übernahm die Beleuchtung bis zum Abend, wo programmäßig Tauſende von Lampions ſie ablöſen würden.

Im Garten des Korpshauſes ſammelte ſich Cimbria zum Feſtzuge. Schon ſtanden die drei Herren Chargierten im vollen Wichs bereit.

„Donnerwetter, Leibbursch, du siehst ja prachtvoll aus!“

Werner hatte es ehrlich herausgesagt. Obwohl ein zutraulicheres Verhältnis sich auch zu seinem neuen Couleurvater nicht herausgebildet hatte, standen doch beide trefflich zusammen. Und er war auch wirklich ein schmucker Bursche, dieser blonde, glatte, korrekte Gesell, dem alles stand, was er trug und tat, der in Milch und Blut des Gesichtes, in Blond und Blau von Haar und Auge so recht das Musterbild eines deutschen Durchschnittsjünglings war, und dessen Temperament und Geist, dessen Manieren und Ansichten sich ebenso sicher auf der mittleren Linie des Wohlgefällig-Trivialen bewegten. Heut sah er wirklich aus wie ein Bild: das Blau der Pekesche und des Cerevises wetteiferte mit dem Blau der Augen, die weiß und goldene Verschnürung blitzte, knapp umschlossen die weißen Lederhosen, die langen Lackschäfte das wohlgeformte Bein, strahlend umzog das Korpsband und darüber die blau-rot-weiße Atlasschärpe die hochgewölbte Brust, und in wildledernen Faustschuhen mit mächtigen Stulpen steckte die schwertgeübte Hand des Fechtchargierten, an dessen Seite der Paradeschläger in blinkender Stahlscheide stolz schleppend über den Gartenkies hüpfte.

Neben dem Subsenior machte Dettmer, der Dritte, sonst auch ein hübscher, doch zu schmächtiger

Burſche, eine unbedeutende, der baumlange dürre Papendieck eine faſt komiſche Figur.

Und in den Laubgängen des Kneipgartens ordnete ſich der Zug. Zu zweien Arm in Arm, ſo rangierten ſich Cimbrias Söhne, heute verſtärkt durch die Inaktiven und die in Marburg ſtudierenden Vertreter der Kartell- und befreundeten Korps, die heut alle in ihren Farben erſchienen waren, um das Feſt der Philippina mitzufeiern und Cimbrias Auftreten beim Feſte impoſanter zu geſtalten.

Papendieck ordnete die Korpsburſchen, Dammer die Füchſe. Als endlich alles paarweiſe geordnet war, bemerkte Papendieck, daß Klauſer ſeinen Arm in den der Renonce Achenbach geſchoben hatte.

„Nanu?! ein Korpsburſch unter den Füchſen?!“

„Wenn's mir doch Vergnügen macht! Ich möchte nun mal gerne mit Achenbach gehen.“

Ein ſchiefer Blick des Erſten traf Klauſer.

Aber er ſagte nichts weiter, denn eben trug der Korpsdiener aus dem dunklen Eingange der Kneipe das Cimbernpanier hervor, entrollte es unter der Linde und übergab es dem ſtrammen Böhnke, der, gleichfalls im Wichs der Chargierten, nur über der Schärpe noch ein ſchwarzes Lackbandelier tragend, die Fahne in Empfang nahm, ſie im Bandelier befeſtigte und nun an der langen Reihe der Korpsbrüder entlang zur Spitze des Zuges ſchritt. Mächtig rauſchend bauſchte ſich das ſeidene Banner im

Winde, und mit lautem Zuruf und Mützenschwenken begrüßte das Korps das Symbol seines Bundes.

Und nun zog das Korps auf dem nächsten Wege zur Ketzerbach hinab, wo der Festzug der Studentenschaft sich versammelte. Unten standen schon fast alle Korporationen aufgereiht: nach langen Verhandlungen hatte man sich geeinigt, daß die beiden ältesten Verbände, der Seniorenkonvent der Korps und der Delegiertenkonvent der Burschenschaften, um Spitze und Schluß des Zuges losen sollten, und dem S. C. war die Spitze zugefallen. So eröffnete Cimbria diesmal als zurzeit im S. C. präsidierendes Korps den ganzen Zug. Die Cimbern marschierten an den schier endlosen Linien der aufmarschierten Studentenschaft vorbei; selbstverständlich ohne die geringste Begrüßung hinüber und herüber: auch heute fiel die Schranke nicht, welche die Farben zwischen den Kommilitonen, den Söhnen eines Volkes, eines Reichs, einer Hochschule gezogen hatten. Nur als man vorne an der Spitze angelangt war und an den Reihen der bereits aufgezogenen beiden andern Korps vorbeizog, flogen die blauen Deckel hüben, die hellgrünen und weißen drüben von den Köpfen.

Musik erklang:

„Stoßt an, Marburg soll leben!
Hurra hoch!
Die Philister sind uns gewogen meist,
Sie ahnen im Burschen, was Freiheit heißt —

Frei iſt der Burſch, frei iſt der Burſch!
Frei, frei, frei iſt der Burſch!“

Feierlich tönte der in Marburg übliche verlängerte Schluß der alten Jubelweiſe über die breite Allee, die niederen Häuschen, weckte ſtolzes Echo an Sankt Eliſabeths braunem Doppelgetürm und wogte weit hinaus, zu den grünen Lahnbergen hinüber.

Und der Zug trat an und ſchob ſich langſam den anſteigenden Steinweg hinauf. Alle Fenſter der mit Fahnen und Girlanden buntgeſchmückten Häuſer waren beſetzt, der Geringſte in Marburg nahm teil an dem Jubelfeſt der Hochſchule, aus den Dachluken ſelbſt lugten hellgewandete Mädchengeſtalten, wehten winkende Tücher. Und von Fenſterbrüſtungen und Balkons flogen Blumenſträußchen ohne Zahl auf die Studenten, die Helden des Tages, hernieder. Die griffen eifrig in die Luft, hielten die Mützen hin, ſchmückten jedes Knopfloch, jedes Täſchchen, den Rand der Mützen, ja ſelbſt die Ränder des Rockkragens mit den lieblichen Spenden. Und als es gar keinen Platz mehr gab, da ließ man die luſtigen Wurfgeſchoſſe dahin zurückfliegen, von wannen ſie gekommen waren — hinauf, hinunter flogs, mit Jauchzen, Gelächter, ſinnigem oder täppiſchem Scherz.

„Paßt auf, Kinder, das da iſt für die Schönſte von euch!“

Und zwiſchen drei blühenden Töchtern tauchte

der lachende Graukopf der Mutter auf, und ihr flog das Sträußchen mitten ins Gesicht.

„Wie galant!“ rief die und nestelte das Sträußchen ans dunkelseidene Festgewand.

„Sie waren, auf Ehre, nicht gemeint, gnädige Frau!“

„So? Na, da haben Sie's wieder!“

„So! Nun paßt aber auf, ihr drei! Wer's schnappt, ist die Schönste!“

Und diesmal blieb's in den zierlichen Fäusten eines braunzöpfigen Backfischchens.

„Is so recht?“

„Allemal!“

Und wenn's nun gar bei Bekannten vorbeiging!

„Herr Papendieck, passen Sie auf, die weiße Rose sollen Sie haben!“

Schwapp! mitten auf des Cimbernseniors stattlichem Gesichtshaken.

„Daß du die Nase ins Gesicht behältst!“ zitierte der Mecklenburger seinen berühmten Landsmann.

Eine keckere Mädchenstimme schrie:

„Schöner Krusius, das hier ist für dich!“

„Ich fühle mich getroffen,“ rief Krusius, denn das Sträußchen hatte ihm unsanft die linke Backe mit dem kaum verheilten Durchzieher von der letzten Mensur gestreift. Er führte es an die Lippen und schwenkte es dann grüßend nach oben.

„— Das da ist für die, die mich liebt!“

Jungburſch Ehlert ließ drei, vier raſch zuſammengebundene Sträußchen mitten in einen Balkon voll ſchmucker Weibchen hineinſauſen.

Und: „Ich! ich! ich!“ ſchrien ſie alle, alle und ſtreckten die Hände. Im Nu war das Sträußchen in tauſend Fetzen zerriſſen.

Und die Muſik ſpielte:

„Wenn wir durch die Straßen ziehen!“

Da fielen ſie alle, alle ein, die Studenten, die jungen Damen, die Väter, die Mütter, der Friſeur und ſeine Gehilfen vor der Ladentür, die ſich eifrig verbeugten, wenn ihre Kundſchaft im ſtrahlenden Schmuck der friſch durchgezogenen Scheitel vorüberkam, die Ladenfräuleins im Erdgeſchoß und die rotbemützten Dienſtmädchen oben unterm Dach, die Gymnaſiaſten und die Spielkinder, alle, alle ſangen ſie mit:

„Wenn wir durch die Straßen ziehen,
Recht wie Burſch in Saus und Braus,
Schauen Mädchen, ſchwarz und braune,
Rot und blond aus manchem Haus,
Und ich laß die Blicke ſchweifen
An den Fenſtern hin und her,
Faſt als wollt ich eine ſuchen,
Die mir die allerliebſte wär.“

Und als gält es nur für ihn allein, ſo inbrünſtig ſang Werner Achenbach heraus:

„Und doch weiß ich, daß die Eine
Wohnt viel Meilen weit von mir,

Und doch kann ich's Schau'n nicht laſſen
Nach den ſchmucken Mädchen hier.
Liebchen, laß dich's nicht betrüben,
Wenn dir eins die Kunde bringt,
Und daß dich's nicht überraſche,
Dieſes Lied ein Wandrer ſingt."

Ja — an wen dachte er dabei! An Elfriede — oder an Roſalie? Vielleicht an beide . . . und an keine ſo recht . . . es war ſo ein wildes, formloſes, gegenſtandsloſes Sehnſuchtsgefühl, dem dies Lied Worte, Klänge lieh . . .

Eben kam der Zug an Werners Bude vorbei: aus dem Fenſter ſeines Wohnzimmers hätte Roſalie ſchauen müſſen, aber ſie war fern: die blonde Babett guckte heraus, mit ein paar Freundinnen aus ihrem Heimatdorf, ſie errötete ſelig, als Werner ihr zunickte — im Erdgeſchoß ſtand Mama Markus welken, gütig lächelnden Angeſichts in der Ladentür, und hinter den Flaſchen und Büchſen im Schaufenſter gewahrte Werner einen Augenblick die verzerrte, qualzerriſſene Grimaſſe Simons . . . nanu — warum hockte denn der zu Haus? War denn der nicht auch Student?! — gehörte denn der nicht mit dazu, wenn Alma Philippina feierte?! — ach ſo . . .

Muſik, jauchzender Geſang, flatternde Fahnen und Blumen, Blumen überall, Blumen fliegend aus jedem Fenſter, Blumen an jeder Bruſt, Blumen den Boden bedeckend wie den Einzug ruhmreicher Sieger,

und doch nur eine Huldigung der Jugend an die Jugend, ein Gruß des Lebens ans Leben . . . lächelnd, lachend, jubelnd jeder Mund, leuchtend jede Wange . . .

Doch nein — eine nicht —

„Klauſer, was iſt dir?“

„Nichts . . . was ſoll mir denn ſein?“

„So freu dich doch! Biſt du nicht vergnügt? Fehlt dir was?“

„Nicht das geringſte!“

„Vorhin iſt's mir ſchon aufgefallen — du biſt nicht wie ſonſt — iſt dir was paſſiert?!“

„Was ſollte mir paſſiert ſein? Nicht das mindeſte . . . ich bin bloß nicht in Stimmung. Ich bin kein Freund von ſo viel Rummel.“

„Nanu? Das iſt doch das erſtemal, daß ich das an dir merke?! Dann rapple dich aber jetzt gefälligſt ein bißchen auf — gleich ſind wir am Barfüßertor . . . weißt du, wer da wohnt? Haha! Da mußt du aber ein andres Geſicht machen!“

„Ach — lieber Kerl — ich . . . mir iſt hundemäßig zumute . . .“

„Ja, was iſt denn?!“

„Nichts — laß mich — da ſieh, wie ſchön der Markt!“

Und wahrlich, hier entrollte ſich das Bild des feiernden Städtchens in ſeiner ganzen ehrwürdig-lieblichen Pracht. Der enge Platz war ganz von Zu-

schauern freigehalten, und in langem Bogen umzog nun der Festzug den Markt, dicht unter den Fenstern der niederen, altersdunklen Häuserfronten, des schlichten, strengen Rathauses entlang. Hier hatten alle Häuser noch ein übriges an Festschmuck aufgeboten. Girlanden von Tannen- und Eichengrün, lange Reihen kleiner Fähnchen überspannten den ganzen Platz der Länge und Quere nach . . . und wieder war bis obenhin ein jedes Fenster mit geputzten, jubelnden, blumenstreuenden Menschen besetzt . . . und durch die flatternden Tücher der Fahnen, die wehenden, winkenden Hände, die harzig duftenden Girlanden zog es wie ein Sturm, wie ein Rausch der Jugend, der Kraft, des Glückes . . . als seien alle diese Jünglinge hier nur zusammengeströmt, um in einem Fest ohne Ende sich ihrer blühenden Jahre zu freuen, als hieße Student sein nichts anderes als Olympier sein, als heiter, wunschlos, herrscherhaft wandeln auf blumenbestreuten Pfaden, von Rosen umduftet, von Schönheit und Liebe gefeiert und begnadet, selig, selig, selig . . .

Aber ein anderes sprach sich auf dem Gesichte des Freundes aus, dessen Arm schwer in dem Werners lag, der nur lässig ein Blumensträußchen an die Brust gesteckt, dessen Herz sich ausschloß vom Jubel der Stunde, dessen Auge düster hineinstarrte in ein unfaßbares, ungreifbares Verhängnis, das seine leuchtende Jugend zu überschatten schien mit der

Ahnung unabwendbarer Seelenſtürme, unverſiegbarer Tränenſchauer . . .

„Klauſer — du ſollſt mir ſagen, was du haſt! Ich finde das einfach unfreundſchaftlich von dir, mir hier die Stimmung zu verderben, wenn du keinen Grund haſt . . .“

„Keinen Grund?! Ich hoffe, ich habe keinen Grund.“

„Klauſer? Gott, ſei doch nicht ſo albern. Ich bin doch dein Freund. Rede jetzt, ſonſt laß ich dich ſtehen und geh mit einem andern.“ Das war ſcherzhaft geſprochen, doch Werners Stimme bebte dabei leiſe, und Klauſer verſtand die Meinung des Freundes.

„Ach . . . ich bin verrückt, wirſt du ſagen. Es . . . iſt eigentlich nichts . . . Marie hat ſeit acht Tagen nicht zu mir wie ſonſt . . . ſie hat mich zweimal beim Rendezvous warten laſſen . . . das drittemal iſt ſie gekommen, aber . . . ganz verändert . . . ganz . . . ich weiß nicht . . . äh . . . ich werd's mir wohl nur eingebildet haben.“

„Ja . . . ſo ſprich doch . . . was . . . ſagte ſie denn . . . was machte ſie denn . .“

„Ja, Himmel, ſie war eben . . . anders . . . zurückhaltend, befangen, ſonderbar . . . eben anders . . . und dann auf einmal zum Abſchied küßte ſie mich ſo wild und ſo wehmütig . . . als ob . . . ich ſage dir, Achenbach . . . es war —“

„Himmel, du bist ja ein Tor — vielleicht hat's zu Hause Kummer oder Verdruß gegeben —"

„Dann hätte sie mir erzählen sollen —"

„Oder was sonst gewesen ist... du... du wirst doch nicht gar — an Marien... ich meine, du bildest dir doch nicht gar ein, sie könnte am Ende —"

„Ich bilde mir gar nichts ein ... nur daß mir elend seitdem ist... einfach schauderhaft ist mir —"

„Nimm dich zusammen! Da ist das Haus!"

Zur Rechten des zum Schloß hinanführenden Weges lag inmitten eines altprächtigen Gartens über hoher Böschungsmauer das behaglich-altfränkische Schweizerhaus des Geheimrats Professor Doktor Hollerbaum. Der alte Herr stand oben, auf dem weißen Scheitel die verschossene hellgrüne Mütze der Hessen-Nassauer, das falb gewordene Band umzog seine Brust unter dem Überrock, auf dessen Klappe ein langes Ordenskettchen klingelte. Er grüßte höflich die Farben der Cimbria, gegen die er vor Jahrzehnten so manches Mal auf Mensur gestanden; alle Cimbernmützen flogen herunter; und neben des Professors Silberkopf neigte sich ein anderes, noch jugendlicheres Haupt ... Mariens Mutter ... aber wo war sie?

Halb verborgen hinter den Eltern hatte sie gestanden. In weißem Kleide, nicht im gewohnten Hellgrün — nun neigte sie sich über die Mauer, nickte den grüßenden Cimbern zu, suchte mit den Augen,

fand Werner und Klauſer und goß plötzlich aus einem Körbchen, das auf der Mauer ſtand, einen Schwall weißer Roſen über Willys Haupt, das ſich eben grüßend entblößt hatte.

Einen Schwall weißer Roſen.

Und neben ihr tauchte da eine blaue Cimbernmütze auf. Darunter ein lächelndes, leuchtendes Angeſicht — das Geſicht eines Mannes . . .

Profeſſor Dornblüth.

Er winkte den berganſteigenden Korpsbrüdern mit der Hand lächelnd zu — rief:

„Auf Wiederſehen auf dem Dammelsberg!"

Werner ſuchte Klauſers abgewandtes Geſicht. Es war fahl geworden... fahl... es mahnte Werner an jenes Mädchenantlitz, das auf dem Tiſch der Proſektorſtube dem Meſſer des Anatomiedieners entgegengeharrt hatte. Eine Roſe hielt Klauſer in der Hand . . . eine einzige, weiße Roſe . . . an der hingen ſeine ſtarren Augen.

Gott . . . wäre das möglich?!

Werner hatte Mariens Blick geſehen, als ſie die Roſen über Klauſer ausgoß. Ein Unſägliches hatte darin gelegen, das Werner vergebens zu enträtſeln ſuchte: Weh . . . und Scham . . . und Dank . . . und Liebe... ja, auch Liebe... aber eine Liebe, ſterbend, verwelkend wie jene weiße Roſe in Klauſers Hand... und Dank . . . ach, ein Dank, der den Empfänger

quält wie ein Schimpf... und über alles... Abschied ... Abschied ... Abschied ...

Und Werner fragte nicht. Er zog den Arm des Freundes fest an sich heran... und stumm stiegen die Jünglinge bergan, inmitten der lachenden, schwatzenden Korpsbrüder, durch die flimmernde Herrlichkeit des glühenden Julinachmittags, dem Dammelsberg entgegen, dem Fest der Jugend entgegen.

III.

Wenige Schritte nur hatten die Freunde in dumpfem Schweigen zurückgelegt. Da riß Klauſer ſeinen Arm aus dem des Freundes, ballte die Fäuſte und ziſchte zwiſchen den Zähnen:

„Vor die Piſtole muß er mir! Vor die Piſtole —“

„Wer — der Alte Herr?!“

„Was ſchiert mich das?! Meinſt du, ich laſſe ſie mir ſo einfach wegnehmen? Ich ſchieß ihn über den Haufen —!!“

„Komm, Klauſer, nimm dich ein bißchen zuſammen, die andern werden ſchon aufmerkſam auf dich. Höre mich doch bitte einmal einen Augenblick lang ruhig an. Ich glaube, du bildeſt dir das alles nur ein.“

Klauſer lachte wild auf.

„Doch, Klauſer, wahrhaftig, ich glaub's! Sieh mal, der Alte Herr iſt noch nicht drei Wochen in Marburg. Der alte Hollerbaum iſt Dekan der Juriſtenfakultät, außerdem iſt er doch auch Pandektiſt; alſo da iſt doch das ganz erklärlich, daß Dornblüth bei ihm verkehrt! Und daß der Alte ſeinen Kollegen eingeladen hat, ſich von ſeinem Garten aus den Feſtzug anzuſehen . . . na, das iſt doch alles ganz na-

türlich, da brauchst du doch nicht gleich auf Gedanken zu kommen!“

„Haha! und sie?! Ihr Benehmen gegen mich?! Ach geh mir doch mit deinem faden Trost . . . es ist aus . . . oder es soll aus sein! Ach, diese Weiber! Da kommt einer in Amt und Würden, und eins, zwei, drei, wird man beiseite geschoben wie ein dummer Junge —! Na, wartet, ihr da unten, in mir sollt ihr euch geirrt haben! Ich laß mich nicht abschieben, ich habe Rechte! Rechte!“

„Komm, liebster, einziger Klauser, sei doch nur nicht so wild! Denk doch, die andern müssen ja was merken! Sieh mal, ich kann's nicht glauben, ich kann's einfach nicht, daß der Alte Herr Absichten auf Marie hat —“

„Ja, warum denn nicht? Was sollte d e n denn hindern?“

„Klauser, ich muß dir etwas gestehen. Neulich, auf dem Wege nach Ockershausen, am Samstag vor drei Wochen, als du dich wieder in den Bund hineinpaukte st, da tauchte ja der Alte Herr Dornblüth zum ersten Male auf, erinnerst du dich? Du mußt doch gesehen haben, daß ich mit ihm vor dir marschierte, weißt du's noch —?“

„Ja — mir fällt's ein — nun, und —?“

„Also da bin ich mit dem Alten Herrn ganz zufällig zusammengetroffen, und da fragte er mich nach allem aus, was los sei im Korps, und dann ist

uns Marie begegnet, und da fragte er auch, wer die wäre, und — da ist's mir eben entschlüpft, daß sie und du . . . daß ihr verlobt wärt."

„So — und —?!"

„Du mußt mir nicht böse sein, es kam so ganz von selber . . . na und siehst du, nun weiß also der Alte Herr doch, daß die Marie mit einem Korpsbruder von ihm verlobt ist, und einem Korpsbruder die Braut abspenstig machen . . . so eine Gemeinheit, so eine verdammte Schurkerei wirst du dem doch nicht zutrauen? So sieht der mir wahrhaftig nicht aus!"

Klauser sann einen Moment schweigend vor sich hin. Dann brach er aus:

„Und wenn du recht hast — um so schlimmer für mich!! Dann hätte die Marie sich eben ohne sein Zutun . . . denn daß sie von mir nichts mehr wissen will . . . das weiß ich, das fühl ich, da kann mir keiner dawider reden!! Aber sie soll mich kennen lernen! Kämpfen will ich um sie, kämpfen bis zum letzten Blutstropfen!!!"

„Übereile doch nur nichts, Klauser, um Himmels willen! Marie kommt ja doch jedenfalls hernach auf den Dammelsberg, ihr könnt zusammen tanzen, du kannst sie ja einfach fragen, und ich bin überzeugt, sie lacht dich aus und fragt dich, ob du toll bist! Oder sie haucht dich gründlich an, daß du überhaupt so abscheulich an ihr zweifeln kannst!"

So tröstete Werner den Freund. Und der Trost wirkte. Er wirkte, weil so vieles ihm half. Das gläubige, vergötterungsbedürftige Herz des verliebten Jünglings, der Rausch der Festfreude ringsum, der lustige Anstieg zum Schloßberg, der hoffnungatmende Sommerhauch.

Und als Werner den Erfolg seiner Trostgründe beobachtete, da begann er schließlich selber an sie zu glauben . . .

Und über den Einmarschierenden wölbte sich nun der Eichenwald. Noch einen letzten Blick vom Waldrand rückwärts! Da wand sich der Zug vom Schloßberg hernieder durch heckenumsäumte Wiesenpfade, eine Schlange, deren Schuppen in den Farben des Regenbogens glänzten. Und von rechts und links auf Nebenpfaden wallfahrtete nun auch Marburgs Bürgerschaft heran. Überall tauchten blinkende Gewänder auf, dazwischen die hellen Sommeranzüge, die Strohhüte, die dunkleren Seidenkleider und Sonnenschirme schwitzender Väter und Mütter. Und alles verschlang der Festwald.

Drinnen war's kühl und herrlich. Alle die geräumigen Festplätze, die für solche Tage, wie den heutigen, geschaffen waren, hatte man für den Andrang einer ganzen festfrohen Stadtgemeinde vorbereitet. Von Baum zu Baum zogen sich buntbebänderte Tannengirlanden, spannten sich Wimpelketten, lange Reihen bunter Lampions. Und unten waren

Tiſche und Bänke aufgeſchlagen — jeder Tiſch trug auf mächtigem Pappſchild in ſchwarzen Lettern den Namen der Korporation, für welche er reſerviert war. Ein ganzer Feſtplatz gehörte dem akademiſchen Senat, einer den Stadtbehörden, ein größter der Bürgerſchaft, ſoweit ſie nicht Anſchluß bei den Korporationen hatte. Und inmitten all der Feſtſtätten war der Tanzboden aufgeſchlagen . . . Überall aber walteten ſchon die Küfer ihres Amtes, ſtellten auf Kreuzböcken mächtige Fäſſer Caſſeler Lagerbier auf, ſchlugen ſie an, daß der Giſcht ſchäumte, und ließen ſich's nicht nehmen, als erſte zu probieren. Und über all dem Treiben bauſchten ſich Fahnen in den Farben der Stadt Marburg, des Reiches, Preußens, der Provinz Heſſen-Naſſau, endlich der ſämtlichen Marburger Korporationen. Und noch höher droben rauſchten und webten die Eichen- und Buchenwipfel, von flatternden, hüpfenden Sonnenlichtern durchwirrt. Und in das ganze wohlbereitete Feſtgefilde ergoß ſich nun der Strom der feierluſtigen Menge. Das rannte und ſchrie durcheinander, das begrüßte ſich, wies einander zurecht, lachte, ſchalt, ſchnauzte mit Füchſen, Kellnern, Korpsdienern — und zwiſchen den trotzigen Knabengeſichtern, dem Gewimmel bunter Mützen und den Sommerhüten der farbloſen Verbindungen und der Finken, die erhitzten, augenblitzenden Mädchenlarven unter wippenden Blumenhüten, die hin und her pendelnden, krampfhaft hochgehobenen Sonnenſchirmchen...

ein Wirrwarr, ein Lärm, ein quirlendes Chaos . . . da würde niemals Ordnung werden.

Doch nach einer Viertelstunde hatte sich alles zurechtgefunden. Alles saß an seinem Platze, ein wenig eng, doch dafür war eben Festtag — und wer hätte gar nach mehr Platz verlangt, wenn er eine hübsche Nachbarin erwischt hatte — man würde sich einzurichten wissen . . .

Und das Fest begann. Gedruckte Liederhefte waren schnell verteilt, und bald brauste durch den ganzen weiten Festwald das alte festliche Burschenlied:

„Wo zur frohen Feierstunde
Lächelnd uns die Freude winkt" —

Und ein zweites Lied — und ein drittes —

„Du — da oben steigt wieder eine Rede!"

„Laß sie reden! Kannst dir's denken, was da oben offiziell gequasselt wird!! Die Herren Professoren hören für uns alle mit!"

Plötzlich Orchestertusch . . . und lautes Hoch da droben —

„Los, Kinder! Hoch! hoch! hoch!!"

„Auf wen geht's denn?!"

„Is ja egal! Is ja ganz schnuppe! Brüllt nur ordentlich mit!"

„Hoch! hoch! hoch!!"

„Und nun — Umtrunk!"

„Prost!"

„Prost doppelt!"

Einer kam hinzu: „Stellt euch vor, ihr Herren, eben hat der ‚Tausendste‘ geredet!“

„Was hat er denn gesagt?“

„Das hat kein Mensch verstanden. Heimtückischerweise ist's ein Russe, der kaum drei Töne deutsch reden kann!“

„Aber schön war's doch — was?!“

„Allemal! Kinder, gebt mir was zu saufen — ich verdurste!“

— — — — — — — — — —

„Sie sitzt auf dem Professorenplatz bei ihren Eltern,“ berichtete Werner, der auf Erkundung ausgegangen war, dem harrenden Freunde am Cimberntisch.

„Und — ist der — auch dabei?“

„Professor Dornblüth — ja — der ist auch dabei.“

„Hm. Setz dich. Wann fängt der Tanz an?“

„Um halb sieben.“

„Gut. Inzwischen — prost — einen Halben auf dein Wohl.“

„Du, Klauser, trink nicht . . . denk nur, was heut alles auf dem Spiel steht für dich.“

„Ja, ja, schon gut.“

In diesem Augenblicke entstand oben am Cimberntisch eine Bewegung. Man erhob sich, die Mützen flogen von den Köpfen. Einige der älteren Alten Herren des Korps waren herangetreten, begrüßten die Korpsbrüder und nahmen oben neben dem Ersten

Platz, während die übrigen zusammenrückten. In ihrer Mitte auch Dornblüth.

Eine Weile verging. Man trank, ein allgemeines Lied wurde gesungen, von droben klang wieder der entfernte Tonfall einer Festrede; am Cimberntisch lärmte und schwatzte man munter weiter, die Alten Herren tranken den Chargierten zu, schließlich beim Tusch schrie alles munter mit: Hoch! und stieß mit den wuchtigen Henkelgläsern an.

Da trat der Korpsdiener zu Klauser heran und sagte halblaut:

„Herr Klauser, der Alte Herr Professor Dornblüth täte sich erlaube, Ihne eins zu komme, und ob er Ihne hernach gelegentlich kennt e paar Minute spreche!"

„Sagen Sie dem Herrn Professor, Peter, ich werde zu seiner Verfügung stehen und erlaube mir, nachzukommen." Er trank, warf aber keinen Blick hinüber, obwohl Werner ihn anstieß:

„Du — er schaut herüber."

„Meinetwegen. Hast du verstanden, was Peter sagte?"

„Ja." Werner legte die Hand auf des Freundes Arm und drückte ihn leise.

In diesem Augenblick entstand oben am Tisch ein wahres Hallo. Die Freunde blickten hinüber und sahen neben dem Senior Papendieck, der sich in seiner ganzen Länge erhoben hatte, eine Riesengestalt in Reiseanzug und leichtem Filzhut — Scholz . . .

Eben warf der seinen Hut dem Korpsdiener zu, nahm aus dessen Hand eine Mütze entgegen, stülpte sie sich auf den Hinterkopf, streckte beide Hände den andrängenden Korpsbrüdern hin und lächelte, soweit es seine starren Gesichtszüge, sein herber Mund gestatteten. Und die meisten der Cimbern sprangen auf, ihn zu begrüßen, aber er wehrte ab:

„Bleibt sitzen, Herrschaften, ich komme zu euch."

Und er schritt den Tisch entlang, streckte immerfort die langen Arme über die Schultern der Nächstsitzenden nach jenseits zur Begrüßung, antwortete auf einen Schwall von Fragen, kam so näher.

Werner schauderte bei diesem Anblick. Wie ihn begrüßen . . . den Entsetzlichen, der es wagte zu leben und zu lachen, dieweil . . .

„Guten Tag, Leibfuchs Achenbach . . . na, da wär ich wieder!"

„Guten Tag, Leibbursch." Werner fühlte die hagere, eiserne Tatze des weiland Cimbernseniors in seiner Hand.

„Na, laß dich mal besehen — noch alles glatt? Gut schaust du aus — ordentlich dick geworden. Das macht die gute Luft im Korps, seit ich weg bin. Du, Leibfuchs, gratulier mir mal schnell: ich hab vorgestern in Berlin den Doktor gemacht — magna cum!"

Werner gratulierte und schüttelte nochmals die Hand, von der ein Eisstrom ihm die Glieder durchlief.

„Ah, und da ist ja auch Klauser. Gratuliere zu — na du weißt schon. Donnerwetter, du hast dir aber ein hübsches Lokal zugelegt! Wer hat denn das gekonnt?“

Aber er wartete gar nicht erst auf Antwort, begrüßte die Füchse im Ramsch mit einer winkenden Handbewegung:

„Tag, Füchse — na, munter!“ und schritt dann zurück zum oberen Ende des Tisches, wo er mitten zwischen den Alten Herren Platz nahm und bald in ein eifriges Gespräch verwickelt war, an dem er sich in seiner kalten, gemessenen, doch entschiedenen Weise beteiligte.

Scholz wieder da — Doktor Scholz . . . und nächstens müßte Rosalie wiederkommen — —

Nun trat Professor Dornblüth, ein gefülltes Bierglas in der Hand, von hinten an Klauser heran und sprach:

„Herr Korpsbruder, ich glaube, wir haben noch nicht Gelegenheit gehabt, Bruderschaft zu trinken . . . darf ich Ihnen also Schmollis anbieten?“

Steinernen Gesichts erhob sich Klauser. Leise, nur Wernern vernehmbar, erwiderte er:

„Herr Professor, ich glaube, Sie hatten mir etwas zu sagen. Wollen wir . . . das . . . das Schmollistrinken . . . nicht bis nach der Unterredung verschieben?!“

Der Professor stutzte einen Augenblick, mehr noch

über den Ton der Worte als über ihren Sinn. Dann sah er Klauser ruhig ins Auge und sagte mit einem Lächeln, das in seltsamem Kontrast zu der Schärfe seines Blickes stand:

„Aber warum denn das? Um so freundschaftlicher werden wir plaudern können."

Es durfte kein Aufsehen geben. Klauser griff zum Glase, nahm mit der Linken die Mütze ab, der Professor tat ein gleiches — sie stießen mit den Gläsern an, tranken, nahmen die Gläser in die Linke, schüttelten sich kurz Auge in Auge die Hände und bedeckten die Köpfe.

Dann setzte der Professor sein Glas auf die ungehobelte Tischplatte und sagte:

„Na, nun komm also, lieber Klauser, laß uns eins schwatzen."

Und wortlos folgte Klauser, weiß bis in die Lippen.

Werner begleitete die beiden mit den Augen. Kaum konnte er das rasende Pochen des Herzens ertragen. Da ging der Freund in die schwerste Stunde seines jungen Lebens . . . tausendmal schwerer als alle Mensuren, als alles zusammengenommen . . . was er bisher überhaupt erlebt . . . und was würde werden? Was würde werden?!

Er muß mir vor die Pistole! hatte Klauser gesagt.

Und er war der Mann, sein Wort wahrzumachen . . .

IV.

Dornblüth hatte seinen Arm in den Klausers geschoben, und so lange dieser fürchten mußte, vom Korps beobachtet werden zu können, ertrug er die schwere Männerhand in seiner Ellenbeuge. Kaum war man aber aus dem Bereich des Cimbernplatzes, da ließ er ruckartig den rechten Unterarm fallen und schritt stumm zur Linken des Alten Herrn weiter.

Auch Dornblüth schwieg. Schweigend drängten sich die beiden blaubemützten Männer durch den Schwall der hin und her flutenden Festteilnehmer, der dunkelgrünen, violetten, weißen, ziegelroten Mützen, der flatternden Sommerfähnchen, der keuchenden, bierschleifenden Kellner und Couleurdiener. Nun waren sie draußen, und hart neben dem Trubel des Festplatzes führte ein wohlgehaltener Fußpfad in Kühle und Schatteneinsamkeit. Die Sonne war schon verschwunden: es dämmerte durch den Bergpark.

„Ich ... es kommt mir vor, als hättest du, lieber Klauser, schon eine Ahnung, was ich mit dir zu besprechen habe."

„Daß ich nicht wüßte," sagte Klauser kalt gemessen.

„Lieber Freund," sagte der Professor, „ich habe dir eben Bruderschaft angeboten. Ich hab's getan, weil ich ein gutes Recht dazu habe — als Träger

dieſes Bandes. Ich hab's gerade jetzt getan, weil ich meine: das, was wir uns zu ſagen haben werden, das kann nur im Sinne der Freundſchaft, im Sinne der Korpsbruderſchaft, meine ich, kann das zum Guten erledigt werden. Es handelt ſich um Fräulein Marie Hollerbaum."

Mit einem Ruck ſtand Klauſer ſtill.

„Herr Profeſſor, ich denke, wir kürzen ab. Ich bitte Sie, morgen früh meine Zeugen zu erwarten. Haben Sie mir ſonſt noch etwas mitzuteilen?"

Dornblüth ſtand Klauſer gegenüber und legte ſeine Hand auf des Jüngeren Schulter.

„Komm, mein Junge, laß uns als Korpsbrüder, laß uns als Menſchen zueinander reden. Ich verſichere dir, du haſt keinen Grund, mir zu zürnen, keinen, dich von mir beleidigt zu fühlen, keinen, von mir Genugtuung mit der Waffe zu verlangen. Willſt du mich ruhig anhören?"

„Bitte." Klauſer preßte die Zähne zuſammen und ſtand, ſeitwärts gewandten Geſichts, die bebenden Fäuſte in den Rocktaſchen vergraben.

„Wir wollen dabei wandern, wenn's dir recht iſt. Alſo hör, mein Lieber: ich hab von einem unbedachten Füchschen durch einen Zufall erfahren, daß du eine Neigung zu . . . zu der Dame, die ich dir nannte . . . daß du dieſe Dame . . . liebſt . . . und . . . daß du Grund haſt, an Gegenliebe zu glauben. Damals hatte ich dieſe junge Dame nur einen Augen-

blick lang gesehen . . . inzwischen hat's das Schicksal gewollt, daß ich sie kennen lernte. Sie ist die Tochter eines Kollegen von mir, wie du weißt, und . . . du — gerade du, wirst mich am besten verstehen, wenn ich dir sage, daß sie . . . mir sehr wert geworden ist."

Er hielt einen Augenblick im Schreiten inne, wie um für seine stürmenden Gefühle das rechte friedvolle Wort zu suchen.

„Sieh, lieber Freund . . . wenn du nun ein beliebiger junger Student gewesen wärest... dann würde mich's wenig gekümmert haben, daß Fräulein . . . Marie . . . ich will sagen, dann hätte ich einfach um sie geworben und hätte ihre Entscheidung zwischen mir und jenem... andern... abgewartet. Aber nun bist du mein Korpsbruder . . . ich bin ja eigentlich seit Jahren aus all den akademischen Beziehungen heraus . . . aber trotzdem . . . ich fühle, dich und mich verbindet etwas . . . das darf ich nicht so ohne weiteres beiseite schieben. Und ich will's auch nicht. Nicht nur will ich selber wie ein alter Korpsstudent handeln . . . auch in dir möchte ich an den Korpsstudenten appellieren. —"

Er schwieg wieder einen Augenblick und suchte nach Worten.

„Also . . . lieber Klauser . . . du . . . betrachtest dich als den Verlobten von Fräulein Hollerbaum . . . und sie . . . hat sich wohl bis heute . . . als deine Braut betrachtet . . ."

„Bis heute?!“

„Demnach haſt du alſo ganz unzweifelhaft . . . Rechte . . . Rechte, die ich als Mann zu achten habe und in die ich nicht eingreifen darf, ohne zu erwarten, daß du von mir Sühne verlangſt — Genugtuung. Darum laß mich dir als Korpsbruder — und als Mann von Ehre verſichern, daß ich bis zu dieſem Augenblick nicht mit einem Wort, nicht mit einem Blick in dieſe deine Rechte eingegriffen habe. Willſt du mir das glauben? Antworte mir, ob du mir das glauben willſt —!“

„Ich . . . will's glauben.“

„Das iſt ſchön, das iſt gut. Nun aber hör mich an . . . ich ſagte dir ſchon . . . Fräulein Marie iſt mir wert geworden . . . ſo wert, wie noch keine Frau zuvor in meinem vielerfahrenen Leben.“

„Herr Profeſſor . . . ich bitte um Verzeihung . . . aber ich kann dieſe Unterredung nicht mehr ertragen. Laſſen Sie mich gehen . . . tun Sie, was Sie nicht laſſen können, ich tu dann auch, was . . . was ich muß . . . aber das da anhören, das kann ich nicht länger . . . ich geh.“

„Freund, noch ein kurzes Wort hör an, du weißt ja noch gar nicht, was ich dir eigentlich zu ſagen habe! Sieh mal, es handelt ſich doch wahrhaftig um heilige und wichtige Dinge . . . da kann man ſich ſchon mal ein wenig zuſammennehmen . . . ſolch ſchwere

Stunden . . . Männer müſſen die ertragen lernen! Meinſt du vielleicht, mir fiele das leicht, das da?“

„Alſo, was willſt . . . was . . . wollen Sie von mir?“

„Du findeſt das korpsbrüderliche Du anſcheinend noch nicht — deshalb laß ich mir's aber nicht nehmen. Alſo ſieh mal — wenn zwei Männer... wie du und ich... zwei Ehrenmänner... wenn die ein und dasſelbe Weib . . . zur Gattin begehren . . . wer hat dann zu entſcheiden?“

„Die Waffe!!“

„Ich glaube, dieſer Standpunkt, mein Lieber, iſt nicht mehr ganz zeitgemäß. Ich glaube, dann hat die Beteiligte, die umworbene Frau . . . die, meine ich, hat dann zu entſcheiden! — Sieh mal, es könnte doch immerhin ſein, daß Fräulein Marie... ich ziehe ihre Gefühle für dich nicht im geringſten in Zweifel, im Gegenteil, ich bin überzeugt, ſie hat dich ſehr, ſehr gern, es iſt ja gar nicht anders möglich, denn du biſt ein ſo lieber, prachtvoller Menſch . . . aber —“

„Aber —?!“

„Du biſt eben noch jung... ſehr jung... und vielleicht hat ſich Fräulein Mariens Neigung nur darum dir zugewandt, weil ſie . . . hier in der Univerſitätsſtadt... bisher wenig Gelegenheit hatte... zu vergleichen . . . denn ſieh mal . . . du biſt ein lieber, prächtiger, herrlicher Menſch, aber doch eben . . . noch ein werdender Menſch, ein Student, das

iſt ein Strebender, ein ſich Entwickelnder ... und, glaube mir, du kennſt das Leben noch nicht, ich kenn's! Eine junge Dame, wie Fräulein Marie, die ... iſt reif, die iſt fertig... und zu ihrer Ergänzung... da bedarf ſie eines reifen, eines fertigen Mannes. Ich weiß nicht, ob ich mich täuſche ... ich habe mich, wie geſagt, bis heute ihr nicht im geringſten genähert... erſt wollte ich das mit dir ins reine bringen ... und hätte auch ganz gewiß eine gelegenere Stunde als dieſe abgewartet... wenn nicht vor zwei Stunden... du weißt ... jene Begegnung, als ihr vorüberzogt ... deine Blicke ... und ihre ... da wußte ich, es iſt keine Zeit mehr zu verlieren ... wenn nicht gar ein Unglück vorkommen ſoll... ein großes, verhängnisvolles Unglück. Alſo, mein Freund ... wir beide ſtehen vor unſerer Schickſalsſtunde ... und die Entſcheidung liegt in einer Hand, in einem Herzen, das uns beiden heilig iſt ... wollen wir nicht ... in dieſem bedeutungsſchweren Augenblick, als Männer, als Korpsbrüder, als echte deutſche Korpsſtudenten ... Arm in Arm dieſer Stunde entgegenſehen ... und ſie als Freunde, als Brüder tragen ... wem auch immer ſie das Glück ... wem ſie die Trauer, die Entſagung bringt?!"

Er hatte mit beiden Händen des Jünglings Schultern ergriffen ... ſeine Stimme ward ſeltſam rauh, und die bärtigen Lippen zuckten.

„Na, deine Antwort, mein Junge?!"

Klausers Augen hafteten am Boden. Schwer, fast stöhnend, ruckweise, ging sein Atem — und auf einmal erschütterte ihn ein kurzes, hastiges, trockenes Schluchzen.

„Lieber, lieber Freund!“ sagte da der Professor erschüttert und schlang den linken Arm um Klausers Nacken.

Der suchte sich loszumachen und schrie:

„Ach, lassen Sie mich!! Es ist ja doch alles aus! Ich weiß ja, Sie haben sie mir genommen! Geraubt haben Sie sie mir! — Es ist nichts mehr zu entscheiden — Marie... es ist aus! Lassen Sie mich los! Ich will zu ihr, sie selber soll mir's bestätigen, ... und dann ... dann hab ich nur noch eins zu tun ... abzurechnen mit Ihnen! Ja, mit Ihnen! Sie wußten, daß die Marie mir gehört... mir! Und da hätten Sie überhaupt nicht wagen dürfen, an sie zu denken! ... Und darum... und darum werden wir uns woanders weiter sprechen —!!“

Aber der Professor ließ ihn nicht. Er hielt ihn fest umschlungen und sagte:

„Lieber Freund, Sie sagen, Marie gehöre Ihnen? — Gehöre? — Kann ein Mensch einem andern gehören? Nichts ist freier, soll freier sein, als des Weibes Liebeswahl ... und wenn es wirklich wahr wäre ... wenn Marie sich von Ihnen ... von dir abwendete zu mir ... dann ... den Schimpf wirst du doch dem Mädchen, das du liebst, nicht an-

tun, zu glauben, sie täte es, um schneller versorgt zu sein . . . dann mußt du, wenn du sie wirklich liebst und heilig hältst . . . dann mußt du ihr glauben, daß sie, die dich so innig geliebt hat, mich doch noch mehr, noch tiefer liebt . . . mich, den Mann. Und dann — dann wolltest du dem Mädchen, das du liebst . . . wie tief und wahr du sie liebst, das seh' ich ja . . . der wolltest du dann den Mann wegknallen, bei dem sie Glück zu finden hofft? Wäre das eines Korpsstudenten würdig . . . wäre das ritterlich, männlich, menschlich?! Also du siehst, wie immer du die Sache betrachtest . . . Marie wird zu entscheiden haben, und du, mein Freund, du wirst ihre Entscheidung ehren . . . und wenn sie dir Trauer und Tränen bringen sollte, dann wirst du so stramm und straff, wie neulich und so oft schon deinem Gegner auf Mensur — so wirst du auch dem Schmerz gegenüberstehen, ohne zu mucken, ohne zu reagieren, im Leben beweisen, was es heißt, ein Korpsstudent sein . . . willst du mir das versprechen?!"

Es war ganz dunkel geworden in dem einsamen Laubgang. Nur von ferne klang das rhythmische Stampfen von Becken und Trommel, der quäkende Ton eines Fagotts, der Dreivierteltakt der Trompeten durch die Stille herüber; da hinten also hatte der Tanz bereits begonnen. Draußen überm Tal lag noch rote Dämmerung, und zwischen den Bäumen blinkte die breite Lahnebene, flimmerte der ferne Fluß.

Und Kühle webte durch die Eichenhallen . . . Kühle . . . Stille . . .

Und alles — alles aus — das Jugendglück entschwindend . . . ach, schon verloren . . .

Und er — der andere? Der Räuber?!

Da stand er, mit ausgestreckter Freundeshand . . . mit leuchtendem Freundesauge —

Wozu?!

Hahaha! um ihm, dem Besiegten, auch das letzte noch zu rauben — die Wollust der Rache . . . das Recht des Entscheidungskampfes auf Tod und Leben . . .

Kämpften also nicht Hirsch und Stier um die allbegehrte Beute? Kämpften, bis einer auf dem Platze blieb?!

Und er sollte nicht dürfen, nicht einmal das dürfen?

Und eine tiefe, lastende, hoffnungslose Müdigkeit sank auf sein Herz. Wozu noch kämpfen? Es war ja aus — nicht nur der Sieg, die Waffe selbst war ihm entwunden . . . er war der Knabe, der dumme, grüne Junge, den noch Jahre der Arbeit und des Reifens vom Leben, von der Liebe trennten.

Und plötzlich warf er sich herum.

„Gute Nacht, Herr Professor."

„Wohin?"

„Ich will nach Hause. Schlafen."

Herrgott! durchfuhr's da den Professor — hatte

er's am Ende doch falsch gemacht? doch die empfindliche junge Seele zu tief geknickt?!

Schon war der andere ein paar Schritte entfernt. Dornblüth stürzte ihm nach, holte ihn ein:

„Klauser . . . dein Ehrenwort, daß du mir keine Dummheiten machst —!"

„Dummheiten?"

„Du darfst jetzt nicht allein bleiben . . . ich hab' Angst um dich . . ."

Da erwachte der Knabentrotz.

„Ich brauche deine Angst nicht. Denkst du, ich tu mir ein Leids an? um ein Mädel, das . . . äh!! Nee — das nicht!! So armselig bin ich denn doch nicht!! — Da kannst du ganz ruhig sein, Alter Herr!"

Und abermals riß er sich los und stürmte nun, statt zu Tal, den bergan führenden Weg hinan. Bald war er im Dunkel der Eichen verschwunden.

Dornblüth sah ihm lange nach. Oh, wie er ihn liebte! —

Der kommt durch, sagte er still. Nun zu Marie —!

V.

Nein — so doch nicht! so doch nicht!

Was, so einfach verschwinden? Stumm, schattenhaft dahinhuschen . . . hinaus aus ihrem Leben?

Er, der ihre ersten Küsse gepflückt hatte?

Er, dessen Leben hinfort nur Qual und sinnlos zehrendes Heimweh sein würde?!

Nein — das letzte Wort wenigstens, das Abschiedswort — das wollte er ihr nicht ersparen! Wenigstens sehen, fühlen, wissen sollte sie's, was sie ihm getan hatte! —

Hahaha! Darum so treu, so rein, so unberührt sich erhalten — darum bezwungen Jugendfieber und Stürme des Bluts . . . darum, um weggestoßen zu werden wie ein verbrauchtes Spielzeug?

Ach, sie hatten ja recht, die andern, die ihn ausgelacht hatten, wenn er nicht mitgemocht hatte zu den losen Mädchen . . .

Liebe — Treue — Keuschheit — alles Blödsinn!

Weiber! Weiber! Dirnen allesamt! Die eine wie die andere!

Die Dummen, die waren für zwei Taler zu haben . . . die Gerissenen, die taten's nur um einen goldenen Ring und eine lebenslängliche Versorgung —!

Und so lange, bis einer kam, der das beides auf

den Tiſch des Hauſes legen konnte, nahm man auch mit einem vorlieb, auf den man warten mußte!

Aber, wenn ſich's dann doch noch ſchickte ... wenn er kam, der Erſehnte, der Mann mit dem großen Portemonnaie... dann weg mit dem Jungen, dem armen, dem dummen Buben!

Weg — Fußtritt — aus — vergeſſen!

Nein, Mädel, du haſt dich verrechnet!!

So einfach in die Ecke fliegen, ſtumm, wehrlos, wie eine zerknüllte Puppe... das gibt's nicht! Das gibt's nicht!

Wenigſtens will ich dir noch ſagen, wer du biſt! will dir ſagen, daß ich dich jetzt kenne! daß der Traum von der Göttin ausgeträumt iſt! daß ich dich erkannt hab' in deiner ganzen Erbärmlichkeit! — — daß ich nun weiß: du biſt wie alle!

Feil für Gold, nur verſchmitzter, nur raffinierter als die arme Lina da hinten im Marbacher Tal! feil ... feil! —

Und durch die Büſche brach er ſich Bahn, dorthin, wo die Walzerrhythmen hüpften, wo der rauhe Dielenboden knarrte ... wo arme, betrogene, verblendete Bürſchlein die nichtsnutzigen, verſchlagenen, ränkeſpinnenden Weiberchen im Tanze drehten ...

Mit rötlichem Schein überflutete das unſtete Licht von Hunderten buntſchimmernder Lampions den Tanzplatz. Glühenden Auges ſtarrte Klauſer in das wirbelnde Gewühl — fahndete gierig nach einem

lichten Scheitel über der wohlbekannten, adlig reinen, ernst geschwungenen Stirn, den vergötterten, heilig strahlenden Augen . . .

Da — — da kam sie heran, sicher geleitet durchs Getümmel der Paare von einem starken, tragenden Arm . . . sie . . . in seinem Arm . . .

Daß die Adern nicht sprangen, das Herz nicht riß, die Burst nicht barst in einem wilden, weidwunden Todesschrei — —!!

Und aus war der Tanz... durcheinander, auseinander quollen die Paare, strudelten den Ausgängen zu . . .

Alle überragend die Hochgestalt des Blondbarts unter der vergilbten Cimbernmütze... die wies ihm den Weg . . .

Ein paar Minuten dumpfen Harrens am Eingang des Platzes der Professorenschaft . . . dann hüpfte eine kecke Masurkaweise auf . . . und Willy Klauser stand mit abgezogener Mütze neben Marien.

„Gnädiges Fräulein — darf ich um den Tanz bitten?“

Entsetzen stand in Mariens Blicken, düsterer Schreck im grauen Augenblitz des Professors . . .

„Ich danke . . . ich möchte nicht mehr tanzen . . . meine Eltern wollen eben aufbrechen —“

„Ach, so eilig ist's nicht, Mariechen!“ klang da des alten Geheimrats behagliche Stimme von der andern Tischseite, und:

„Den einen Tanz kannſt du ſchon noch riskieren, Mariechen!“ lächelte wohlwollend, feſtlich heiter auch Frau Hollerbaums mildes Madonnengeſicht . . .

„Nein, wirklich, ich danke, Herr Klauſer — ich möchte mich noch ein wenig abkühlen!“ Sie hatte die Augen tief geſenkt, ihre Stimme verſagte.

„Ich habe heut' noch gar nicht Gelegenheit gehabt, Sie um einen Tanz zu bitten... ſchlagen Sie mir den letzten Tanz nicht ab, ich bitte darum!“ Es war ein befehlender Ton in der Bitte.

„Tanz nur, Mariechen, es iſt noch ein Reſt in der Bowle, den laß ich nicht umkommen!“ lachte der Vater.

Ein hilfeſuchender Blick flog aus Mariens Augen zu Dornblüth hinüber. Er erwiderte mit einem unmerklichen, ruhigen Kopfnicken.

Und wortlos, totenblaß ſtand Marie auf. Ihre zitternden Fingerſpitzen ſchob ſie in Klauſers Arm, und hochaufgerichtet machte er ſich Bahn . . .

Am Tanzplatz führte er ſie vorüber . . .

„Wohin?!“

„Komm mit! ich rat es dir gut!!“ Und mit der Linken griff er nach ihrer Hand, zog ſie feſt in ſeinen Arm, riß ſie von hinnen, in den Laubgang hinein... aus dem blendenden Lichterſpiel ins nächtige Dunkel.

„Ich geh nicht weiter — laß mich los!“

„Du bleibſt! Biſt du zu feige, meinen Glück-

wunſch zu deiner Verlobung in Empfang zu nehmen?“

„Ich habe mich nicht verlobt!“

„Alſo noch zu früh? Tut nichts — er hält ſich bis morgen!“

„Laß mich! Ich will dir ſchreiben . . . will dir alles . . . erklären!“

„Die Mühe ſpar dir! Ich weiß ſchon Beſcheid! Ich weiß alles — alles!“

„Willy . . . ich kann nicht anders . . . vergib mir . . . und laß mich gehn!“

Er faßte ſie an beiden Handgelenken. Durch die Zweige drang ein letzter Schein der Illumination; der gab in ſeinen Augen düſter flackernden Widerſchein, und rum-tata-tita-rum-tata! klang die Maſurka.

„Laß mich, Willy . . . ich hab' ihn lieb . . . ich . . .“

„Haſt ihn lieb! wirklich! und mich? was? wann haſt du denn eigentlich gelogen? Hä? damals? oder jetzt? oder gar damals und jetzt?“

„Ich hab' dich nicht belogen, Willy. Ich hab' dich lieb gehabt . . . ich hab' dich noch lieb —“

„Marie!“

„Ja, Willy — das iſt wahr! Immer, immer werd' ich dir dankbar ſein . . . für all das Glück . . . für deine Liebe . . . für alles . . . aber jetzt . . . jetzt . . . laß mich!“

„Ja, geh! geh! und lach, daß du mich zertreten haſt! zertreten und zerſchmiſſen!“

„Willy — ach Willy — verzeih mir!“

„Verzeihen? Niemals — niemals! Werde glücklich, wenn du kannſt! wenn du den Mut haſt, zu vergeſſen, was du aus mir gemacht haſt! du Verräterin! du Lügnerin!“ Und er ſchleuderte ihre Hände von ſich weg, daß ſie faſt taumelte.

„Jetzt iſt's genug!“ klang da eine ſchneidende Stimme, und Profeſſor Dornblüth trat aus dem Dickicht. Er legte ſeinen Arm um die Wankende.

„Marie ſteht unter meinem Schutze!“

„Hahaha! gut — nimm ſie, Alter Herr! und laß dich von ihr betrügen, wie ſie mich betrogen hat!“

„Knabe?!“ Einen mächtigen Schritt trat Dornblüth auf Klauſer zu.

Da fiel von dem Jüngling ab, was Elternhaus und Schule, was die Erziehung des Korps, was das Menſchentum von Generationen an ihm gebildet. Die Beſtie brüllte nach Blut. Und weit ausholend führte er einen wuchtigen Fauſtſchlag nach des Nebenbuhlers Haupt.

Aber mit Rieſenkraft fing der den Angriff auf. Mit beiden Tatzen packte er den Gegner am Unterarm und zwang ihn in die Knie.

„Danke du Gott, daß du mich nicht getroffen haſt!“

Und er zog die wild aufweinende Marie von dannen.

VI.

Von verzehrender Ungeduld geschüttelt, hatte Werner auf des Freundes Rückkehr geharrt. Und als Viertelstunde um Viertelstunde verrann, ohne daß Klauser an den Cimberntisch zurückkehrte, hatte es ihn nicht mehr inmitten der zechenden und schwatzenden Korpsbrüder gelitten. Ruhelos hatte er den Festwald durchstreift, hatte sich durchs Gebüsch an den Professorenplatz herangeschlichen und beobachtet, wie Marie bald von diesem, bald von jenem Tänzer aufgefordert worden war; hatte schließlich Dornblüth zurückkommen und in ruhiger Haltung am Tische, dem Frau Geheimrat Hollerbaum präsidierte, Platz nehmen sehen. Dann war Marie am Arm des Hessen-Nassauer-Ersten Seydelmann zurückgekommen; Dornblüth hatte sie aufgefordert, und dann hatte Werner das dem Tanzplatze zuschreitende Paar im Getümmel der andrängenden Tänzer verloren. Er hatte sie zusammen tanzen sehen; als er dann nach Schluß des Tanzes sich bemüht hatte, das Paar weiter zu beobachten, war er wiederum abgedrängt worden und konnte erst nach geraumer Zeit zum zweiten Male sich einen Beobachterposten unweit des Professorenplatzes erobern. Marie und Dornblüth fehlten am Hollerbaumschen Tisch . . . und erst nach längerem Warten sah er sie beide herankommen. Die unstete Beleuchtung der

Lampions verwehrte ihm die Möglichkeit, beider Gesichtsausdruck zu beobachten. Alsbald brach das Ehepaar Hollerbaum auf; Dornblüth legte sorgsam einen Mantel um Mariens Schultern, ließ sich, wie alle Herren, von einem Kellner einen brennenden Lampion, der an einer zierlichen Stange baumelte, als Heimkehrleuchte geben, bot Marie den Arm und folgte mit ihr einer ganzen Gruppe von Universitätslehrern, die jetzt mit ihren Familien aufbrachen.

Nun kehrte Werner an den Tisch seines Korps zurück, ob der Freund sich dort etwa eingefunden. Aber auch da keine Spur von ihm. Die Stimmung war schon vorgerückt. Die Alten Herren, die Inaktiven waren verschwunden, auch Scholz war nicht mehr zu erblicken. Was noch von den Aktiven vorhanden war, hatte scharf getanzt und schärfer getrunken. Nun die meisten Familien schon aufgebrochen waren, blieb nur noch das Trinken übrig. Und das wurde denn auch gründlich betrieben. Die Nacht war schwül, die Kehlen vom Tanzen, Singen, Schwatzen ausgedörrt. Unheimlich glühte des Seniors scharfgeschnittenes Gesicht, der schöne Krusius stierte mit glanzlosen Augen vor sich hin; unten, wo die Füchse saßen, thronte Dammer auf einem geleerten Bierfaß, das man auf den Tisch gesetzt hatte, und ließ sich Glas auf Glas heraufreichen, um den Füchsen einen Halben nach dem andern vorzutrinken.

Und Werner überkam eine wilde, sinnlose Sauf-

luſt. All die Erregung der letzten Stunden, die Angſt um des Freundes Schickſal würgte ihm in der Kehle, riß ihm an den Nerven und zwang ihn zu trinken. Dabei zündete er eine Zigarre nach der andern an und paffte dicke Wolken in die Nachtluft. Die grölende Bezechtheit der Füchſe ſtörte ihn; er mußte nachholen, um ſtumpfſinniges Vergeſſen zu finden.

Immer wüſter ward das Ende des Feſtes. Von allen Tiſchen, wo noch die Studenten ſaßen, klang rauher, unſicherer Geſang von Bummelliedern, der monotone Lärm eines immer toller ausartenden Saufgelages.

Und plötzlich fühlte Werner, daß er zuviel hatte. Er hob ſich ſchwerfällig auf, taumelte ins Gebüſch, und der plötzlich überſchwemmte Magen gab die wüſt hineingegoſſenen Bierfluten von ſich.

Und ſofort war Werner ſtark ernüchtert. Ekel und Gram, eine fürchterliche Angſt um den Freund, ein unſägliches Grauen vor der ganzen Welt überkam ihn, und haſtig, ſo ſchnell die unſicheren Beine vorwärts mochten, taſtete er ſich weiter durchs Gebüſch, fühlte endlich den harten, knirſchenden Boden eines Fußpfades unter den Sohlen und tappte weiter durch die Finſternis, an den Buchenhecken entlang, die den Weg einſäumten. Nun endete der Wald, und über ſeinem Haupte ſpannte ſich plötzlich der tiefſchwarze Sternhimmel aus, überflammt von den unfaßbaren Herrlichkeiten des Unendlichen.

So übergewaltig riß dieſe unerwartete Schau an den aufgepeitſchten Nerven des einſamen Knaben, ein jäher Strom brennender Tränen ihm in die Augen ſchoß.

Ach, Leben! Leben! Unermeßliche Welt . . . was iſt dein Sinn? Was quälſt du mit ſo wirrem Schrecknis deiner hilfloſen Kinder verlaſſene Seelen? Warum von Leid zu Leid, warum von ſeligen Graten des Glücksjauchzens immer wieder hinunter in lichtloſe Gurgelſchächte?!

Ach, eine Seele wiſſen, in die man ſie ausgießen dürfte, die freſſende, rüttelnde Lebensbangigkeit! zwei Hände, die ſich kühlend über die fiebernden Augen legen würden, auf das ſchmachtende, keuchende Herz!

Einen gnädigen Mund, ſattzuküſſen an ihm die ängſtende, ſchwellende, jagende Sinnenpein — einen Buſen, die qualfiebernde Stirn dran zu bergen!

Liebe — Liebe —!!

Nicht jene, die den armen Freund ſo grauſam quält . . . nicht jene blaſſe, blutloſe Seelenliebe mit all den ſchattenhaften, phantaſtiſchen Hoffnungen in verdämmernde Lebensfernen, nein, die einzige, die Gewißheit gäbe: die Liebe der Stunde, des Augenblicks, die erfüllende, die befriedigende, die erlöſende Sinnenliebe —!!

Und wieder ſtand das blühende, wangenrote Verheißungsbild vor ſeinen Augen, das Bild des Mädchens, das ſchon einmal ihre junge gewährungsfrohe

Schönheit den verlechzenden Lippen des Knaben geboten . . . wo blieb sie so lange? Wußte sie denn nicht, daß er sie ersehnte? Daß er ihr Bild an seine Seite beschwor in jeder seiner verlassenen Nächte?!

Wann würde sie kommen? Er mußte doch einmal fragen . . . und wenn auch der Bruder Simon noch so haßfunkelnde Blicke schießen würde aus seiner Ecke hinter dem Ladenpult . . .

Und dann, wenn sie käme . . . dann schnell! schnell! schnell!!

Denn Scholz war ja wieder im Land . . . Scholz, der Sieger, der verachtende Bezwinger, der mit einem Hohnlächeln seiner schmalen Lippen die Weiber zu fußeküssenden Sklavinnen machte . . .

Darum schnell! schnell!

Und dann wollte er sie heiß und toll in die Arme pressen, sie so wahnsinnig küssen, so schonungslos sich hineinwühlen in all ihre Wunder, daß sie nach keinem andern mehr verlangte.

Rosalie . . . Rosalie . . .

Da stand er vor dem niedern Häuschen, vor der Schwelle, über die sie nun bald wieder hinüberschreiten würde . . . hinüberschreiten, um ihn zu beglücken . . .

Und der Schlüssel knackte im Schloß, die Stiege knackte — und Werner stand in seinem dunkeln Stübchen. Noch einmal ans Fenster! Noch einen Abschiedsblick zu den weißen, erstarrten Sternenschäumen

da oben . . . und dann ins Bett . . . das nun nicht lange mehr einſam ſein ſollte . . .

Da . . . ha!

Was? War denn das Nebenzimmer jetzt vermietet?

Und ſo dünn war die Wand? Man konnte ja die Stimmen . . .

Was?! Unmöglich . . .

Doch . . . ſeine Stimme . . . Scholz . . .

Und nun — eine andere Stimme . . . eine — Frauenſtimme —

Barmherzigkeit —!! Roſalie!!

Abgebrochene . . . flüſternde . . . ſtammelnde Worte . . . töricht-lockendes Liebesgeſchwätz . . .

Nun Stille . . . ein Tappen von nackten Füßen — nun eine werbende, dunkeltönige Mannesſtimme . . . wehrende, kichernde, ſchmollende Weibeslaute . . .

Und wieder ſtill . . . und Raſcheln wieder und . . .

Und nun — und nun — — Werner mußte alles hören . . . alles . . . mußte er hören . . . alles.

Stille dann . . . Stille . . .

Das alſo war die Liebe?! — Gott — — das war die Liebe —?!

— — — — — — — — — —

Und im Verzweiflungswahnſinn fuhr Werner empor. Er riß die Kleider über die ſchlotternden Glieder, knöpfte zu, ſo gut die tatternden Finger den

Dienſt verrichten wollten, fand ſeinen alten Reiſehut, ſeinen Stock, dann zur Tür — —

Ach . . . Geld . . . er brauchte ja Geld . . . Hahaha! Rundes, blinkendes, bares Geld . . .

Das Portemonnaie war leer . . . ſchnell den Schlüſſel ins Schubfach . . . ſo, da drin war ja noch was . . . acht, zehn, zwanzig Mark . . . ſo . . . ſo . . .:

Und nun die Treppe hinunter . . . den Steinweg hinab . . . da die Ketzerbach . . . die Beine flogen . . . das Herz raſte . . . die Sinne ſchrien . . . die Seele ſchrie . . . ſchrie . . . ſchrie . . .

Da war's . . . da bog der Seitenweg in die Hecke hinein . . . da war das maſſive Gartentor . . . da ragte der niedere Giebel des Fachhauſes als ſchwarzes Dreieck in die Sternenprächte des Firmaments hinein.

Was ſtockſt du, taſtender Fuß? Hinein! Hinein! Das iſt das Ende!

Da . . . in der Haustür knarrt von innen ein Schlüſſel . . . ſie öffnet ſich . . . es kommt wer heraus . . . raſch ins ſchützende Gartengeſträuch . . .

Eine dunkle Männergeſtalt taumelt vorüber . . . bückt ſich . . . greift nach irgend was unter dem Gebüſch am Boden . . . nun flimmert im Sternenſchein der weiße Beſatz einer Cimbernmütze . . . die wird mit raſchem Ruck auf ein dunkles Haupt geſtülpt . . . und matt, geſpenſterhaft eine Sekunde aufleuchtend im fahlen Himmelsglanz, huſcht ein ſtieres Antlitz vorbei,

die Augen tief in schwarze Schattenlöcher versunken ... Willy Klauser ...

Ah! Hahaha! Recht so!! Der auch!

Das ist das Ende!!

Nicht Sinnenliebe, nicht Seelenliebe retten vor diesem Ende ...

Hahaha! Der auch!!

Verstoßen, verbannt aus dem Arm des Lebensglücks... von reinem Munde, aus keuschen Armen verbannt und verstoßen ...

Das ist das Ende!!

Wozu sich noch sträuben!

Hinein, hinein in den Pfuhl —!!

Dort ist Wasser für deine Fieberdürste, betrogene, geschändete Seele, für deine lechzenden Brünste, gefolterter, gehetzter Leib ... Wasser ...

Zwar es stinkt ... es ist voll Gift ...

Aber es ist doch Wasser ... es löscht die rasenden Qualen ...

Trinken ... trinken!! ...

Und Werner klopfte an Linas Tür.

VII.

„Mein Herzensjunge!

Das ist nun der letzte Brief, den ich Dir in Dein erstes Semester schreibe, denn heute in acht Tagen werden wir Dich ja, wie Du schreibst, schon wieder bei uns haben! Ich kann es noch gar nicht recht glauben, daß uns dann unser Ältester wieder für mehr als zwei Monate gehören soll, denn die vier Monate, daß Du fort bist, wollten gar nicht vorübergehen, und kann ich mir kaum vorstellen, daß es nicht wenigstens ein Jahr war seit Deinem Abiturientenexamen. Hoffentlich wird es Dir nun aber, nach dem schönen Burschenleben da draußen in Saus und Braus, in Deinem einfachen Elternhause auch noch gefallen. Wir freuen uns alle riesig auf Dich, die Brüder schwatzen von nichts anderem als vom Bruder Student und freuen sich, alle Deine Herrlichkeiten zu sehen; ich glaube, sie denken, Du läufst immer mit einem Schläger an der Seite herum. Und unser guter Vater freut sich schon sehr darauf, mit Dir über das Römische Recht, das Du ja nun schon kennst, tüchtig fachsimpeln zu können."

Hier mußte Werner, trotz seiner Rührung, lächeln, halb verlegen, halb verschmitzt.

„Vor allem aber freut ſich Deine Mutter auf Dich: ich bin ganz ſtolz darauf, einen ſo großen und wohlgeratenen Sohn zu haben, der auch draußen in der Fremde dem Namen ſeines Vaters Ehre macht und im Leben bewährt, was wir Eltern nach unſern ſchwachen Kräften verſucht haben ihm mitzugeben. So ſchließe ich denn für heute mit dem Wunſche, daß Dir, mein lieber Sohn, noch einige ſchöne Sommertage in Deiner neuen Heimat beſchert ſein mögen und Du dann zurückkehrſt, geſtärkt und gereift an Leib und Seele und beglückt in dem Bewußtſein, täglich vorwärts zu ſchreiten in allem Guten und Tüchtigen.“

Werner ließ den Brief einen Augenblick ſinken. Mechaniſch trank er einen Schluck Kaffee und ſtarrte zur Decke empor.

Täglich vorwärts in allem Guten und Tüchtigen —! Ach ja ... der Dammelsberg ... der heiter-prächtige Anfang und das wüſte, ſcheußliche Ende: der Heimweg in ſtolperndem Rauſch, und —

Ah — das mußte der wüſte Kopf doch nur geträumt haben ...

Nein... nein... es war Wirklichkeit: er war nun wiſſend... er hatte die Blume der Sehnſucht gepflückt ... und ſie war ihm in den Kot gefallen ...

Ah — pfui — pfui! Der Ekel, die Schmach!!

Und alles ſtand auf einmal wieder vor ihm da!

Das Entſetzen dieſer Nacht... die ſchreckhafte Er-

kenntnis, daß auch ihn, wie seinen Freund, ein Reifer, ein Sicherer, ein Mann um seine Liebe betrogen hatte . . .

Um seine Liebe —? Hahaha!!

Und doch... war das nicht auch Liebe, was ihn zu Rosalien gezogen? War dieser Schmerz, in dem seine Seele sich krümmte, war der Jammer um ihren Verlust, der ihn blindlings hinaus und in die Arme der Dirne gehetzt hatte . . . war das nicht auch ein Gram um ein verlorenes Liebesglück?!

Liebe? Was war Liebe überhaupt anderes als das Verlangen nach dem Besitz?

Ja, sie war ihm verloren, an die sich sein Sehnen angeklammert, in der es die Erfüllung heißesten Erdenglücksbegehrens erblickt hatte . . . sie, die ihm nicht ein armes Judenmädel, ein armes Käseladenfräulein gewesen war, sondern Aphrodite, die süße und schreckliche Herrin der Erde . . .

Sie hatte am Morgentore seines Lebens stehen sollen als Spenderin erlösender Erstlingswonnen, hatte ihn hineinführen sollen in das Allerheiligste des Daseins, das ihm Liebe, Liebe — Liebe!! hieß!

Und nun war sie jenem andern, dem Erfahrenen, dem Desillusionierten, dem Pascha in die Arme geweht worden, dem ihre Liebe nicht ein ungeheures, umwälzendes, erlösendes Erlebnis war . . . nein, ein Blatt mehr in einem Notizbuch flüchtiger Erinnerungen an lustige Stunden . . .

Und Werners Blume lag im Kot . . . gemein, trivial, weihelos, ekel war die erste Stunde in Weibesarmen gewesen, Sünde, weil sie schmutzig und würdebar, Schande, weil sie käuflich und häßlich gewesen war . . .

Das war nicht wieder gut zu machen . . . der Fleck aus dem Leben nicht mehr wegzuwischen . . . nein, das würde bleiben . . . die Erinnerung an die frechen, entehrenden Zärtlichkeiten, die rohe Vertraulichkeit, die hungrige Groschengier der Dirne würde sich besudelnd eindrängen in alles Glück, das ihm künftig zuteil werden möchte . . .

Unsühnbar — untilgbar das Andenken an die erste Liebesstunde, besudelt — besudelt . . .

— — — — — — — — — —

Ein hartes Klopfen an der Tür.

Und Scholz trat ein.

„Morgen, Leibfuchs — na? Jammer? Sieht so aus!"

Stumm stand Werner auf. Ihm war's, als hätte er dem andern ins Gesicht schreien müssen, was alles er ihm genommen... wie jener, jener schuld sei an der Katastrophe seines Liebeslebens . . .

Aber der würde ihn nicht verstanden haben . . . eiskalt, höhnisch ihn angegrinst . . .

Nein . . . Schweigen . . . Haltung . . . herunter das Visier . . .

Er hieß den Älteren willkommen. Scholz streckte

sich aufs Kanapee, schob die Beine lang in die Stube hinein, gähnte geräuschvoll und bedeckte eine Sekunde lang die Augen.

„Verdammt müde... aber schön war's doch ... na und du, Leibfuchs? Wunderst du dich nicht, daß ich hier bin? Ich bin nämlich seit gestern abend dein Nachbar. Habe da nebenan die kleine Bude für nächstes Semester gemietet und bin gleich eingezogen. Laß dir erzählen, wie das gekommen ist. Ich kam gestern abend von Berlin mit dem Cassseler Schnellzug an; zugleich kam von der andern Seite der Frankfurter D-Zug auch, ich sah zufällig hin, und aus der dritten Klasse klettert wer? die schöne Rosalie, deine filia hospitalis, nee, unsere! Na, ich begrüßte sie natürlich, machte mich mit Gepäckbesorgung galant, erzählte ihr, daß ich promoviert hab' und nun zum Abschiedskommers zurückkomme ... daß ich nächstes Semester wieder nach Marburg will ... frage ganz im Spaß, ob bei ihr nicht eine Wohnung frei ist ... und ... me voilà! was sagst du dazu?!"

Auf der Straße klang der Cimbernpfiff und überhob Werner der Antwort. Beide gingen ans Fenster; unten stand der Zweite, Krusius, und neben ihm der Senior der Hasso-Nassovia, Herr Seydelmann.

Krusius bemerkte zuerst Werner und rief:

„Sag mal, Achenbach, ist das richtig, daß i. a. C. V. Doktor Scholz jetzt bei dir im Hause wohnt?"

„Allerdings, zu dienen!“ ſagte Scholz und ließ ſeinen Oberkörper am Fenſter erſcheinen. „Guten Morgen, Kruſius, guten Morgen, Herr Seydelmann — na? Wie ſchaut's aus? Wieviel Gramm Antipyrin haben Sie heute morgen ſchon gefreſſen?“

„Lieber Scholz,“ ſagte Kruſius mit tiefernſtem Geſicht, „Herr Seydelmann hat etwas mit dir zu beſprechen.“

Scholzens Geſicht verſteinerte ſofort ebenfalls in offiziellen Falten. „Wenn die Herren ſich freundlichſt heraufbemühen wollen?“

Die Angeredeten tappten die Treppe hinauf und ſtanden bald darauf an der Tür, die Scholz ihnen höflich geöffnet hatte.

„Bitte einzutreten.“

„Möchten wir nicht lieber in dein Zimmer —?“ meinte Kruſius mit einem Seitenblick auf den Fuchs Achenbach.

„Ich habe nur ein Zimmer, und das iſt noch nicht aufgeräumt,“ ſagte Doktor Scholz. „Ich denke, mein Leibfuchs erlaubt uns einen Augenblick ſeinen Salon?“

„Selbſtverſtändlich, Leibburſch — ich gehe ſo lange hinaus.“

„Nee, nee, bitte bleib nur —“

„Es iſt aber eine ſehr... perſönliche Angelegenheit —“ meinte Seydelmann.

„Tut nichts, hier, mein Leibfuchs, der kann ruhig

zuhören, schad't ihm nichts, wenn er auch ein bißchen Schimmer bekommt. Also, Herr Seydelmann —?"

„Herr Doktor Scholz," sagte Seydelmann, „ich habe den Auftrag, Ihnen namens des studiosus medicinae Simon Markus eine Pistolenforderung auf fünfzehn Schritt Barriere bis zur Kampfunfähigkeit zu überbringen."

Eine Sekunde lang standen alle vier jungen Männer in der engen Stube regungslos; langsam zog Scholz die Augenbrauen ganz hoch in die Höhe. Eine Kälte, ein Schauer wehte allen ans Herz.

„Hm —" machte Scholz. Wieder ein paar Herzschläge lang Schweigen.

„— — bitte, teilen Sie Ihrem Auftraggeber mit, daß ich die Forderung annehme," sagte Scholz dann in eisiger Ruhe.

„Nein, Scholz, das darfst du nicht!" fuhr da Krusius dazwischen. „Das darfst du nicht! Es handelt sich doch jedenfalls um — um das Mädel . . . die Schwester von dem Kerl —"

„Wir brauchen darüber kein Wort zu verlieren," sagte Scholz. „Die Forderung kann binnen vierundzwanzig Stunden ausgetragen sein. Wann kann das Ehrengericht zusammentreten?"

„Nun, heut nachmittag um drei, denke ich," sagte Herr Seydelmann. „Ihr Gegner hat sich dem S. C. Ehrengericht und dem S. C. Pistolenkomment ohne weiteres unterworfen, die Sache ist also sehr einfach."

„Ich leid's nicht, Scholz!“ rief Kruſius erregt. „Du wirſt dich doch um ſo'n Frauenzimmer nicht ſchießen? Und mit ſo 'nem Judenjungen, deſſen Schweſter nicht viel beſſer als 'ne Hure iſt?“

„Oho?!“ meinte Scholz. „Woher weißt du das?“

„Ja, ja, woher weiß man das? Ich kann nichts Poſitives gegen das Mädel behaupten, aber ſeit Ewigkeiten wohnen hier Korpsbrüder von uns, und es müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn die alle ſich den Biſſen da bis jetzt hätten entgehen laſſen!“

„Wenn du nichts Poſitives weißt — dann braucht man ja gar nicht darüber zu reden. Hat Ihnen, Herr Seydelmann, Ihr Auftraggeber einen Grund der Forderung angegeben —?“

„Allerdings,“ ſagte Seydelmann mit diskreter Zurückhaltung im Ton. „Herr studiosus Markus behauptet, Sie hätten heut nacht ſeine Schweſter... in Ihrem Schlafzimmer gehabt.“

„Alſo gut, Herr Seydelmann... ich werde, wenn Sie mir keinen anderweitigen Beſcheid mehr zukommen laſſen, um drei Uhr auf Ihrer Kneipe zum S. C. Ehrengericht erſcheinen.“

„Nein, meine Herren, das iſt einfach Wahnſinn,“ ſagte Kruſius, „da darf nichts draus werden! Ich telegraphiere ſofort an unſere Inaktiven, die in den letzten Jahren hier im Hauſe Markus gewohnt haben, und frage an, ob ſie das Schickſel da unten

nicht auch gehabt haben, und wenn auch nur einer ja sagt, dann hast du doch wahrhaftig keine Veranlassung, dich mit ihrem Bruder zu schießen, als wenn du sie verführt hättest —! Was sagen Sie, Herr Seydelmann?"

„Da mein Auftrag noch nicht erledigt ist, so bedaure ich, eine Ansicht über diesen Punkt nicht äußern zu können," erwiderte der Hessen-Nassauer.

„Sie haben vollkommen recht," sagte Doktor Scholz. „Lieber Krusius, deine Anfrage an die Inaktiven ist überflüssig. Das Mädchen ist keine Dirne, und nach meiner Auffassung ist der Bruder berechtigt, sich jeden zu kaufen, der sie mit der Fingerspitze berührt. Und gegen den Herrn Markus liegt meines Wissens auch nichts vor ... ich würde es also geradezu als Kneiferei auffassen, wenn ich mich weigern wollte, ihm Satisfaktion zu geben."

„Nun, dann bin ich wohl fertig," meinte Seydelmann. „Mein Bedauern, Herr Doktor, daß ich in so fataler Angelegenheit gegen Sie tätig sein muß — nachdem wir uns beide bisher —" er lächelte diskret, korrekt, verbindlich, wies mit leichter Handbewegung erst auf seine, dann auf Scholzens Narben, die sie beide einer dem andern verdankten — „immer so ausgezeichnet vertragen haben."

Als der Hessen-Nassauer fort war, bestürmte Krusius nochmals mit aller Entschiedenheit den Korpsbruder, das Duell nicht anzunehmen.

„Ich finde, Scholz, du kannſt das deinen Eltern gegenüber einfach nicht verantworten, dich wegen ſo einem Frauenzimmer zu ſchießen! Denn daß du bei der nicht der erſte geweſen biſt, dafür laß ich mich hängen! Zwar die Korpsbrüder, die früher hier gewohnt haben, die haben anſcheinend immer nach dem bekannten Grundſatz vom dankbaren und verſchwiegenen Jüngling gehandelt. Aber wenn's um Tod und Leben eines Korpsbruders geht, dann werden ſie wohl herausrücken. Du brauchſt gar nicht ſelbſt zu telegraphieren, gib nur deine Zuſtimmung, daß ich es tu."

„Ich hab' dir ſchon einmal geſagt, es kommt, meiner Auffaſſung nach, gar nicht darauf an, ob das Mädel unſchuldig war oder nicht. Ja, es iſt wahr: ich habe ſie heut nacht hier, im Hauſe ihrer Mutter, im Bett gehabt. Und daß ſie einen Bruder hat, der Student iſt, und gegen deſſen Honorigkeit nicht das geringſte vorliegt, das hab' ich auch gewußt. Alſo es wäre die tollſte Drückebergerei, wenn ich mich jetzt der Verantwortung entziehen wollte."

„Das finde ich verrückt, nimm mir's nicht übel," ſagte Kruſius und ließ ſich wütend in eine Sofaecke fallen. „Das heißt wirklich, die Schneidigkeit ins Fatzkenhafte übertreiben."

„Lieber Kruſius, du weißt, ich bin immer ein großer Sünder geweſen. Wie viele Weiber ich im Arm gehabt habe, ich glaub', ich krieg's nicht mehr

zusammen. Aber eins ist mir dabei stets klar gewesen: der Korpsstudent kann tun und lassen was er will, wenn er nur stets bereit ist, mit seiner Person für all seine Handlungen einzutreten. Und wenn ich Geschichten mit einem Mädel mach', dann muß ich jeden Augenblick darauf gefaßt sein, daß irgendeiner, der des Mädels natürlicher Beschützer ist, mich vor die Mündung fordert. Ja — so weit wäre ich nun diesmal glücklich gekommen . . . da heißt's eben, die Nase hinhalten . . . aber an die Korpsbrüder telegraphieren . . . und das Mädel, das sich mir . . . na — die zur Hure machen, bloß damit ich ihrem Bruder nicht vor die Pistole brauch' . . . nee . . . das macht Hubert Scholz nicht. Also gib dir keine Mühe, lieber Krusius, um drei Uhr ist Ehrengericht."

Krusius stürzte in großer Erregung hinaus. Im Weggehen rief er noch:

„Na, jedenfalls besprech ich die Sache zunächst noch mal mit Papendieck."

Als der Zweite fort war, wurde Scholzens Haltung plötzlich matt und schlaff. Er schien Werners Gegenwart ganz vergessen zu haben; wie eine tiefe, haltlose Müdigkeit ging es über seine Züge, seine Glieder, er setzte sich schwerfällig in das Sofa und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

Werner rührte sich nicht in seiner Fensternische, in die er sich beim Eintritt des Nassauer-Seniors zurückgezogen, von der aus er mit fliegenden Pulsen,

fröſtelnden Fingern die Vorgänge verfolgt hatte. Und mit einem Male begriff er dieſe undurchdringliche Seele. Er verſtand, was dieſem jungen Manne die ſieghafte Rückſichtsloſigkeit, die brutale Überlegenheit gegeben hatte. Und noch tiefer meinte er hineinzuſchauen in das innerſte Herz des Korpsbruders; er wähnte zu ſehen, wie vor deſſen innerem Auge langſam, unabweisbar das Bild eines verlaſſenen, ausgeſtoßenen Mädchens aufſtieg, eines kinderjungen, holdſelig-grauenvollen Leibes, den er einſt beſeſſen, in dem er die Keime des Lebens geweckt, um ſie dann ſchutzlos, wehrlos dem Schickſal zu überlaſſen, das ihr den Wellentod befahl . . . ihm war's, jener lechze danach, dem Sühnetode die Bruſt zu bieten, um mindeſtens ſich ſelber zu zeigen, daß er nicht nur die Dreiſtigkeit habe, Glück zu ſtehlen, ſondern auch den Mut, es bar zu bezahlen.

Und während Werner den Starken, den Gefürchteten, den Unnahbaren da ſitzen ſah, ſtumm, aufgelöſt, von der unerſchütterlichen Haltung verlaſſen, da kam über ihn eine große, feierliche Liebe zu dieſer ſchuldbeladenen, doch edlen und mannhaften Seele. Da fühlte er plötzlich, daß der Drang, der jenen von Munde zu Munde, von Buſen zu Buſen getrieben hatte, kein anderer ſei, als jener, unter deſſen Geißelhieben auch er geblutet hatte — er und jener andere auch, der in dieſer Nacht zuerſt ſeinen Verzweiflungswahnſinn zur Dirne geſchleppt hatte.

Und er ging auf Scholz zu, setzte sich auf die Sofalehne und legte den Arm um den Nacken des Brütenden.

„Es wird gut gehn, Leibbursch.“

„Ach — Leibfuchs — entschuldige... ich hatte dich ganz vergessen.“ Er ließ die Hände sinken ... trocken, glanzlos starrten seine Augen.

„Wenn sie mich nun morgen früh so... zurückbringen... und dann telegraphieren sie meinem Vater ... und dann kommen meine Eltern und wollen wissen, was eigentlich passiert ist ... das begreift dann doch kein Mensch ... ein Lump, den der Teufel geholt hat ... ja ... so reden dann die Menschen ... und daß das alles so hat sein müssen ... äh — bah ... is ja egal ... is ja egal.“

Er stand mit hartem Ruck auf.

„Komm, Leibfuchs, wollen zum Frühschoppen gehn — morgen trinkt ihr ihn vielleicht ohne mich.“

VIII.

Professor Dornblüth hatte sich beim Einschlafen vorgenommen, sehr früh aufzuwachen, um dann sofort Klauser aufzusuchen. Ihm bangte für den jungen Korpsbruder, den er lieben mußte, trotz des grauenhaften Auftritts vom Dammelsberg. Was da geschehen war, das überstieg das Maß menschlicher Verantwortung. Es war eine Wahnsinnstat... eine Tat, die eben nur die Leidenskraft des Herzens verriet, aus dem sie emporgelodert war. Und so fühlte Dornblüth sich für die Gemütsverfassung des Jünglings verantwortlich.

Daß es auch im Interesse von Fräulein Hollerbaum, im Interesse seiner eigenen Hoffnungen liegen müsse, den unglücklichen Studenten von unbedachten Schritten abzuhalten, war dem Professor völlig klar. Und er dünkte sich Diplomat und wortgewaltig genug, um alles zum Frieden hinauszuführen. Ja, seine Pädagogenseele empfand eine gewisse lockende Genugtuung darin, diese jungen Herzen zu lenken wie Schachfiguren und mit seinem eigenen Herzenswunsch zugleich auch das zu fördern, was er das wohlverstandene Interesse seiner Auserwählten und ihres nun zurückgedrängten Verehrers nannte.

Und doch war ihm nicht ganz wohl bei seiner

Miſſion . . . doch empfand er ein ſeltſames Gefühl, wenn er an Klauſers Ausbruch am geſtrigen Abend dachte... ſo etwas konnte ja ihm, Dornblüth, längſt nicht mehr paſſieren . . . aber war es nicht doch auch ſchön, ach ſchön geweſen, als noch alles Gärung und ſchwellender Überſchwang war da drinnen?

O ja, man war klar, man war klug, man war dem Leben gewachſen . . . ach, und dennoch . . .

Jugend — Jugend . . .

Wann fing denn eigentlich das Leben an — das wahre Leben? Wenn man begann, der Meiſter der Dinge zu werden — dann hatten ſie auch ſchon den ſüßen Duft, die wonnevolle Dämmerhaftigkeit verloren, die ſie uns ſo begehrenswert erſcheinen ließ.

War denn nicht heute Wilhelm Dornblüths Verlobungstag? Würde nicht heute Wilhelm Dornblüth ſich im Überrock und Zylinder das Jawort ſeiner Braut und ſeiner Schwiegereltern holen? Würde nicht heute der zweite Teil ſeines Lebens beginnen . . . der erfüllen, der halten ſollte, was der erſte erſehnt, erſtrebt, erarbeitet?

Und doch . . . wo blieb die holde Oſterſtimmung der Seele, wo blieb das Sonntagmorgenglockenglück, das Sinn und Herz und Welt hätte zuſammenklingen laſſen müſſen zu einer großen, hoch aufrauſchenden Sinfonie des Lebens?!

War es nicht eben die Sicherheit, die Überreife, die all das zerſtörte?

Wie wäre wohl dem armen Klauſer zumute geweſen, wenn ihm der Morgen des Brautglücks aufgeſtrahlt wäre?

Ja, der wäre erwacht, wie die erlöſten Seelen im Paradieſe erwachen mögen . . . der hätte ſich die Augen gerieben und geblendet ſie ſchnell geſchloſſen vor der überkühnen Herrlichkeit ſeines Traumes. Der hätte angebetet vor der Gnadenfülle dieſer Stunde, der hätte demütig, mit abgezogenen Schuhen das heilige Land des Menſchenglücks betreten . . .

Freilich, das hätte ja dann nicht immer ſo bleiben können... Enttäuſchung, Bitterkeit wäre gekommen.

Wilhelm Dornblüth würde keine Enttäuſchung erleben, weil er keine Illuſionen hatte; er freite ein Mädchen, einen Menſchen, und wußte aus tauſend Beobachtungen, was das heißt — daß Unvollkommenheit und Entſagung Menſchenlos iſt . . .

Ach, und doch — und doch . . .

Oh, wenn ſolch ein Mädchen wüßte, wie arm, wie ſeelenlos dieſe Ruhe und Reife der Männer iſt, die ihnen ſo imponiert, und wie heilig und reich die taprige Tumbheit der Knaben, die ſie belächeln und beiſeite ſchieben, um ſich an die breite, ſturmgemiedene, entgötterte Bruſt des abgeklärten Mannes zu bergen . . .

Und Wilhelm Dornblüth ſehnte ſich am Morgen ſeines Verlobungstages nach dem Seelenreichtum

des Knaben, den er aus dem Herzen seiner Erkorenen so spielend verdrängt hatte . . .

Und den er doch dem Leben, dem Hoffen zurückzugeben sich vorgenommen hatte.

Und ehe der Professor den Weg zur Villa des Geheimrats Hollerbaum hinauflenkte, stieg er in der Morgenfrühe zu der schlichten Studentenbude des Jünglings hinunter, dessen Faust gestern nach seinem Haupte gezielt hatte.

Klauser hatte dumpfbrütend, mit verrückten Entschlüssen ringend, vor seinem unberührten Frühstück gesessen, als Dornblüth eintrat. Er fuhr auf, stand starr und steif.

„Komm, lieber Klauser, gib mir die Hand . . . ich komme als Freund!“ begann der Professor, und mechanisch legte der Student seine kalte Hand in die ausgestreckte des Besuchers.

„Darf ich mich setzen? Aber nicht, ehe du dich setzest! Nun, was hast du denn gestern abend noch angefangen nach unserer . . . unserer Auseinandersetzung? Hoffentlich bist du vernünftig gewesen, gleich nach Hause und in die Falle gegangen und hast dir einen klaren, ruhigen Kopf angeschlafen? Ich hab's so gemacht . . . das ist das beste, was man tun kann an solchen Wendepunkten des Schicksals. Oder . . . hast du dich am Ende bekneipt, hä?“

„Ich bin bei der Lina gewesen,“ sagte Klauser mit starrer Ruhe.

„Wa—?! Wo biſt du geweſen?!“

„Bei der Lina — der Sau da oben im Marbacher Tal. Zum erſtenmal.“

„Klauſer —!! Himmel . . . ſo elend hab' ich dich gemacht?!“

Klauſer zuckte mit den Achſeln und ſah zum Fenſter hinaus.

Der Profeſſor tupfte mit dem Taſchentuch über ſeine Stirn, die plötzlich feucht geworden war.

„Komm, liebſter, einziger Junge,“ ſagte er dann mühſam, nach Worten ſuchend — „ſieh mal, das hab' ich . . . doch nicht gewußt . . . daß . . . daß das ſo bei dir war . . . ich hab' eben gedacht, 's iſt 'ne Jugendſchwärmerei, wie wir ſie eben alle mal durchmachen . . .“

„Wir wollen das laſſen,“ ſagte Klauſer. „Was wollen . . . was willſt du von mir?“

„Vor allem mich nach dir umſehen, lieber Freund. Sind wir nicht Korpsbrüder? Heißt nicht der Wahlſpruch unſerer lieben Cimbria: ‚Einer für alle, alle für einen?‘ Ich ſehe nicht ein, warum ich die Pflicht und das Recht, dir beizuſtehen in deinem Schmerz, deshalb weniger haben ſoll, weil ich daran ſchuld bin . . . oder wenigſtens die Veranlaſſung. Wir beide, du und ich, haben geſtern abend eine . . . einen Auftritt miteinander erlebt, der . . . aus dem vielleicht ein jugendliches Gemüt die Veranlaſſung zu . . . zu bedauerlichen Schritten ſchöpfen

könnte. Ich halte dich für viel zu vernünftig und geschmackvoll zu solchen Dummheiten . . . aber ich will dir doch auch formell entgegenkommen: ich reiche dir die Freundeshand und schlage dir vor: Vergessen und Vergeben hinüber und herüber! Willst du?!"

„Alter Herr," sagte Klauser mit gefrorenem Blick, „du kannst unbesorgt sein. Ich werde dir nicht mehr in den Weg treten. Ich werde auch keinen Skandal machen, du kannst ganz ruhig sein. Ich werde so geräuschlos aus eurem Leben verschwinden, wie ihr's nur wünschen könnt. Aber... Freundeshand?! Nein. Ich fühle ja jetzt selber . . . ich habe wohl zu hoch hinausgewollt. Ich hab' von . . . Dingen geträumt . . . die für mich noch nicht da sind. In Zukunft werd' ich mich besser einzurichten wissen. Die Lina ist ja soweit ein ganz liebes Mädchen. Und für einen dummen grünen Jungen gerade gut genug. Für diese Lehre . . . dank ich dir. Aber . . . geh jetzt . . . in acht Tagen ist das Semester zu Ende . . . dann wird mich das Korps hoffentlich inaktivieren . . . obwohl ich im vierten Semester mal vorbeigefochten habe . . . und wenn sie nicht wollen . . . dann lassen sie's bleiben . . . ich geh fort . . . und komm nicht wieder . . . das Physikum glückt mir doch nicht mehr hier. Also . . . die acht Tage . . . ich will dir aus dem Wege gehn . . . und wenn du . . . auch deinerseits . . . mir nicht zu oft begegnen wolltest... dann würde ich dir dankbar sein... Alter Herr."

„Und das soll also das Ende sein? Du willst mich von dir lassen in dem Bewußtsein, daß ich das, was ich dir getan habe, niemals gut machen kann?!“

„Nein, Alter Herr, das kannst du niemals.“

Der Professor sah mit schmerzlicher Ratlosigkeit zu dem Jüngling hinüber, dessen Augen die seinen mieden.

„Ja, lieber Klauser . . . ich habe jetzt getan, was ich irgend vor mir selbst und . . . verantworten konnte. Wenn du dich nicht überwinden kannst . . . du mußt es wissen. Ich könnte mich vielleicht noch darauf berufen, daß ich dir doch auch vor kurzem einen wesentlichen Dienst — doch nein —“

„Wieso? Was meinst du damit, Alter Herr?“

„Nein — das gehört nicht hierher. Das magst du dir gelegentlich einmal von den Korpsbrüdern erfragen. Also . . . unsere Wege sollen sich scheiden . . . und werden sich nie mehr begegnen. Du willst es so . . . das ist mir sehr bitter . . . und wird noch jemanden tief schmerzen. Aber . . . ich ehre deine Entscheidung. Leb wohl.“

Er stand auf, Klauser schnellte empor . . . mit dem feierlich-finstern Gesicht, das wie eine eiserne Maske jede Gemütsbewegung verhüllte, schüttelten sie sich kurz die Hand. Und dann ging der Professor.

Klauser aber stand noch einen Augenblick in dunklem Grübeln. Dann griff er langsam zu seiner Korpsmütze.

Blau-rot-weiß! . . . ja, wenn man dieſen Halt nicht hätte!

Cimbria vivat, crescat, floreat!

Und er ging dahin, wo die andern waren. Die andern, die nicht zu wiſſen brauchten, daß er mit den Dämonen der Verzweiflung und Verneinung gekämpft hatte . . .

Als er über den Markt kam, ſah er noch, wie Dornblüth, jetzt im Beſuchsanzuge, ſeine Schritte dem Berge zulenkte. Sein Zylinder blinkte in der Sonne.

Wo wollte er denn hin?

Ach ſo . . .!!

Er, Willy Klauſer, beſaß überhaupt noch gar keinen Zylinder.

IX.

Selbſtverſtändlich hatte Werner von dem Ausfall des Ehrengerichts nichts erfahren. Kruſius, ſein zweiter Leibburſch, hatte ihn noch einmal auf dem Frühſchoppen beiſeite genommen: „Leibfuchs, du haſt heute morgen nichts gehört — aber auch nicht das Geringſte, verſtehſt du mich?!“

„Nein, nein, Leibburſch, das verſteht ſich ja ganz von ſelber.“

„Alſo, allen Ernſtes, auch nicht den leiſeſten Ton zu irgend jemanden, wenn ich dir's raten ſoll! Du könnteſt die allertollſten Unannehmlichkeiten haben.“

„Nein, nein, du kannſt ganz ruhig ſein.“

Um halb drei waren dann beim Kaffee die beiden erſten Chargierten ſtill verſchwunden, mit ihnen Scholz. Und keinen von ihnen hatte Werner mehr zu ſehen bekommen.

Auch Klauſer war zwar beim Frühſchoppen erſchienen, hatte eine Zeitlang ſtumm, teilnahmslos, unzugänglich inmitten der katerfidelen Runde geſeſſen, war dann aber, kurz bevor das Korps zum Mittageſſen aufbrach, plötzlich verſchwunden.

Und Werner war allein geblieben mit all ſeinem bedrängenden, beängſtigenden Wiſſen um das Schickſal der anderen. Und ſchließlich hatte er ſich dann

aus dem Kreiſe der ahnungsloſen Korpsbrüder, deren inhaltloſe Unterhaltung ihn heute geradezu anwiderte, losgemacht und war ſtundenlang allein in den Wäldern herumgerannt, unfähig, das Grauen vor dem Erlebten wie dem Kommenden zu beſiegen.

Was mochte zwiſchen Dornblüth und Klauſer vorgefallen ſein, wenn Willy Klauſer, der Unberührte, der immer wie auf einer Wolke von Reinheit zwiſchen den andern, den alltäglichen, gewöhnlichen Naturen hingeſchritten war, wenn der ſich zur Lina geflüchtet hatte?! Was mochte jetzt in ihm vorgehen? Welche Löſung würde er finden für das Sphinxrätſel ſeines ſinnloſen Elends?

Und der andere, der Vielerfahrene, der kalt überlegene Sieger — hatte ſich nicht auch vor dem plötzlich das Gorgonenhaupt aufgereckt? Standen nicht beide, der Schuldloſe wie der Schuldbeſudelte, plötzlich dem ſpöttiſch grinſenden Schickſal gegenüber, das nach ihrem Herzblut lechzte?

Daß Klauſers junges Leben aus unheilbaren Wunden ſeine Kraft vertropfte, das war offenbarer ſcheußlicher Hohn des Fatums — hier mußte jeder Verſuch nach einer ſittlichen Erklärung ſcheitern.

Aber was für ein Sinn lag denn darin, daß um eine Liebesnacht zwei Jünglingsleben vor die Piſtolenmündung geſtellt werden ſollten, bis eins von ihnen die Kraft nicht mehr hätte, den Hahn der Waffe abzuziehen? Und wenn nun einer fiele? Der

arme, tapfere, kleine Jude, der ſein Leben ſo mannhaft für eine Tugend einſetzte, die wahrſcheinlich längſt zerlöchert war, zum mindeſten aber doch zum Falle reif geweſen, wie nur ein rotbäckiger Apfel im September? Wenn der nun fiele — was für ein Sinn darin?

Aber ſelbſt Scholz ... war er des Todes ſchuldig? War er es um Roſaliens willen?

Alſo alle dieſe Not ohne Sinn, ohne irgendwelchen Zuſammenhang mit irgendwie erkennbaren, konſtruierbaren Weltgeſetzen ... wenn nicht eben dies das Geſetz war, daß es kein Geſetz gab ...

Wenn nicht am Ende gar der Menſch wehrlos und machtlos dem Anſturm der Dinge und Geſchehniſſe ausgeſetzt war, auf nichts angewieſen als auf ſeine eigene Kraft und Schläue, gezwungen, ſich ſelber ſein Schickſal zu ſchmieden in trotziger Auflehnung wider die Brutalität des Weltganges, und äußerſten Falles noch mit der Herzensmacht begabt, unbeugſamen Grauſamkeiten des Daſeins gegenüber unerſchüttert und trotzig zu fallen ...?

Und was war es denn, was jenen erſt an das Herz des reinen Mädchens und dann in die Arme der Buhlerin geführt, was dieſen von einer zur andern getrieben hatte zu immer neuem, flüchtigem Augenblicksentzücken, dem dann immer, ach ſo raſch, Erkaltung, Ermattung, Abkehr und Jammer folgen mußten?

War es nicht die gleiche, grauenvoll herrschergewaltige Macht, die auch Werner wie ein unstetes Wild durch alle Abgründe des einsamen Begehrens, des schaudernden Ergreifens gehetzt hatte?

Jene Macht, von deren Gnaden, auf deren Geheiß doch alles lebte, was da war?!

Wie sie nennen, diese teuflisch-göttliche, paradiesisch-höllische, dunkellichte, küsseträhenblutbrünstige Macht?!

Die Liebe?!

Was war ein Name? Ein Name gab keinen Sinn, vermittelte kein Begreifen, schmiedete keine Waffe . . .

Und der einsame Knabe, der da oben am Waldrand im Moose lag und herniederstarrte auf die alte Stadt, in der seinem jungen Leben so Ungeheures aufgegangen war, der wußte keine Lösung für die stürmenden Schauer, die dahinrasten über sein bebendes, schluchzendes Herz. —

Am Abend war dann Spielkneipe. Klauser hatte sich mit Unwohlsein beim ersten Chargierten schriftlich entschuldigt; Scholz erschien nicht; die beiden Ersten spielten ein Quodlibet mit zwei Inaktiven. Niemanden als Werner konnte es auffallen, daß die beiden jungen Männer sehr blaß, fieberhaft aufgeregt waren: die anerzogene Haltung verschleierte ihre Stimmung vor jedem Auge, das nicht durch Mitwisserschaft geschärft war.

„Nun, was ist denn geworden, Leibbursch?“ Schüchtern hatte Werner die Frage gewagt.

„Geht dich nichts an!“ schnauzte Krusius nervös ... dann sah er das heißerregte Gesicht des Leibfuchsen und setzte in freundlicherem Tone hinzu: „Nimm mir's nicht übel, Leibfuchs ... ich darf dir's nicht sagen, auf Ehrenwort nicht!“

Da glaubte Werner genug zu wissen ... also wirklich ... morgen früh ...

Schon um zehn Uhr waren Papendieck und Krusius verschwunden ...

Da machte sich auch Werner von dannen... er meinte Scholz noch einmal sprechen zu müssen, ihm vielleicht die schwere Nacht, die vor ihm lag, tragen helfen zu können... sie waren ja Zimmernachbarn.

Aber in dem Zimmer, das in der vergangenen Nacht Rosaliens wilden Liebesrausch umschlossen, war kein Licht. Bang klopfte Werner an: keine Antwort ... er drückte die Klinke ... das Zimmer war leer — keine Spur von einem Bewohner — Schränke, Schubfächer leer — offenbar war Scholz ins Hotel übergesiedelt, um nicht in der letzten Nacht mit jenem unter einem Dache zu sein, der ihm morgen ...

Ins Hotel? Vermutlich... und dann natürlich ins Pfeiffer ... das war ja das Cimbernhotel.

Und von einer unwiderstehlichen Macht getrieben, rannte Werner den Steinweg hinab und patrouillierte in der Dunkelheit vor dem Pfeiffer auf

und ab. Der Gasthof war schon geschlossen, in den Wirtschaftsräumen jedes Licht erloschen. Nur in einem Zimmer des ersten Stocks schimmerte noch Licht; das Fenster war geöffnet, und sachtes, oft verlöschendes Geplauder von Männerstimmen drang auf die totenstille Straße. Werner meinte einmal die sonore Stimme des Ersten zu erkennen. Sonst vermochte er nichts zu unterscheiden.

Schließlich schien man droben aufzubrechen. Nach einigen Minuten Stille rasselte in der Tür des Hotels ein Schlüssel; Werner drückte sich in eine dunkle Haustürnische und sah, wie Papendieck und Krusius aus dem Gasthof kamen und sich von Scholz verabschiedeten.

„Also schlaf nur gehörig," sagte Papendieck. „Wir kommen um punkt halb sechs und wecken dich, da kannst di man up verlaten."

Sie drückten ihm die Hände und schritten wortlos, Arm in Arm der Stadt zu.

Die Hoteltür wurde geschlossen. Nach kurzer Zeit erschien droben am offenen Fenster Scholzens riesige, hagere Gestalt. Lange stand sie am Fenster, regungslos; das Haupt schien, in den Nacken zurückgeworfen, den Sternenhimmel zu suchen.

Werner aber blieb regungslos in seiner Nische. Er fühlte, daß er nicht das Recht hatte, sich in die Seele des andern einzudrängen, die der seinen nicht wesensverwandt war und ihrer nicht bedurfte, nicht

nach ihr verlangt hatte angeſichts dieſer lichtloſen Nacht, durch die ſie ſich hindurchzuringen hatte.

Und er ſchaute nur ſtumm aus ſeinem Verſteck zu dem Einſamen droben empor und empfand zum erſten Male in ſeinem jungen Leben mit erſchütternder Gewalt die finſtere Erkenntnis, daß es unter Menſchen keine Gemeinſamkeit gibt . . . daß gerade in den dunkelſten Stunden des Lebens auch der letzte Schimmer des fröhlichen Wahns zerfällt, als könnte einer dem andern irgend etwas ſein . . .

— — — — — — — — — —

Aus wirrem Schlummer fuhr Werner auf und war ſich raſch bewußt, daß dieſer erwachende Tag ein verhülltes Schreckniſ heranführe . . . Er fuhr auf; unmöglich, noch eine Sekunde länger im Bett zu bleiben . . . Luft, Luft . . . und etwas tun, um zu vergeſſen . . . um über die Stunden hinwegzukommen, die ihn von der Gewißheit trennten . . .

Er kleidete ſich an, und während er ſich wuſch, vernahm er über ſich die leiſen Tritte eines andern, der auch ſchon munter war . . . der ſich auch ankleidete, um ſein junges Leben an den wirrſten und zerfahrenſten Wahn zu ſetzen . . .

Wie verrückt, was jener tat!! —

Und doch, wie begriff Werner den Juden da oben!

Ob jenes Mädchen vorher rein geweſen war — was ging das den Bruder an? Für ihn war ſie

rein gewesen bis zu der Nacht, als er, weiß der Himmel wie, gewahr werden mußte, daß sie jenem andern das Lager schmückte . . . ihm hatte man sie entehrt, ihm besudelt in dem Augenblick, da er ihrer Schande wissend geworden war . . . und so lechzte jener nach Rache nicht für die Unschuld seiner Schwester, sondern für das eigene, in den Kot getretene Herz, für seine eigene, geschändete Bruderliebe . . .

Nun tappte er die Treppe hinunter . . . und durch die Vorhänge sah Werner ihn auf die Gasse treten . . . drüben standen zwei Herren, die ihn empfingen: Herr Seydelmann und Herr v. Göhren, der erste und der zweite Chargierte der Hasso-Nassovia, beide im Hut, nur das Band schimmerte unter ihren Röcken hervor. Stumm begrüßten die Nassauer ihren Waffenbeleger und schritten dann mit ihm von dannen, den Bergpfad hinan, der über die Cimbernkneipe zum Schlosse führte . . .

Und nicht lange, da klangen auch Schritte vom Steinweg her... zwischen Papendieck und Krusius kam Scholz . . .

Aller dreier Gesichter waren fahl . . . Krusius strich ohne Unterlaß den blonden Schnurrbart, Papendieck rieb mit dem Zeigefinger immerfort an seiner mächtigen Hakennase, Scholz hatte den Kopf hoch in den Nacken geworfen und die Augen in das durchgoldete Blau des jungen Morgens gerichtet . . .

Da gingen sie hin . . .

Und Wernern hielt es nicht länger. Er schlich hinter ihnen drein... sah sie hinter der Sternwarte zur Cimbernkneipe hinan einbiegen... erreichte dann wieder ihren Anblick, als ihre hellgekleideten Gestalten sich durch die Heckenwege zum Schloß hinaufschoben . . . sah sie unter dem Torbogen des Schlosses verschwinden . . . dann hatte er sie wieder vor sich, als sie den Weg zum Dammelsberg einschlugen . . . und so schritten sie immer vor ihm her, die beiden Gruppen . . . ganz fern die Hessen-Nassauer, den kleinen, schäbig gekleideten, hochschultrigen Simon Markus in der Mitte . . . und dahinter, ihm zunächst, die drei stattlichen Cimbern, der stattlichste in der Mitte . . .

So schritten die Jünglinge in den Morgen des ersten August hinein . . .

Und ringsum erwachte die Welt. Schon kräuselte erster Rauch aus manchem Schornstein im Tal. Ein Bahnzug brauste von Frankfurt her die Lahnebene hinauf . . . lustig schwoll der Pfiff der Lokomotive, klang das Rasseln der Wagen auf den Schienen. Und der Weg, auf dem man schritt, trug noch die Spuren der Festnacht. Welke Blumensträußchen dorrten hier und dort, verkohlte Lampions lagen am Wege.

Und nun nahm der Dammelsbergwald die vorderste Gruppe auf — Werner wartete, bis auch die

zweite ein Stück in den Wald hineingedrungen war, damit nicht ein zufällig zurückschweifender Blick ihn erspähen möchte.

Und ein Wagengeroll hinter ihm . . . schnell barg er sich hinter einem Busch und sah einen der wenigen schwerfälligen Marburger Mietwagen auf dem schmalen und steilen Wege sich emporwinden. Darin saßen der erste Chargierte der Gueſtphalia und ein älterer Herr, in dem Werner nach einigem Besinnen den Sanitätsrat Doktor Kuhlemann erkannte . . . auf dem Rücksitz des Wagens standen zwei Kästen: ein großer, verschlissener und ein schmaler, niederer, eleganter.

Und dem Geräusch des Wagens folgte Werner. Es ging mitten durch den Festplatz hindurch, wo von vorgestern noch fast der ganze Aufbau vorhanden war. Die Arbeiter, welche die Aufräumungsarbeiten zu besorgen hatten, waren gestern offenbar nicht sehr eifrig beim Werke gewesen. Zerfetzt, zerschlissen schillerte das lustige Prunkgewand des Festtages. Und spukhaft huschten durch das Hirn des Jünglings die Bilder jener wirren Nacht.

Und plötzlich verstummte das Knirschen der Wagenräder. Werner bog ins Gebüsch ab, schlich näher und sah, wie der Wagen auf dem Platze hielt, den vorgestern der akademische Senat mit seinen Familien innegehabt hatte. Herr Paschke, der Westfalensenior, war ausgestiegen und half mit dem

Kutſcher zuſammen den größeren der beiden Koffer aus dem Wagen zu heben. Dann lud der Kutſcher den Koffer auf ſeine Schultern, und die Herren ſtiegen zwiſchen Büſchen einen letzten Treppenpfad zu dem oberſten und größten der Feſtplätze hinauf, der vorgeſtern die Marburger Bürgerſchaft beherbergt hatte . . .

Werner ſuchte ſich durch das Geſtrüpp einen Weg zu irgendeinem Punkte zu bahnen, der ihm eine Überſicht über den Kampfplatz gewähren könne. Eine fieberhafte Neugier war in ihm erwacht, die das Grauen ſeines Herzens beſiegte. Er wollte, er mußte nun alles ſehen.

Aber der Feſtplatz war ringsum dicht mit einer Kette niederer, kaum mannshoher Fichtenbäume umpflanzt. Unmöglich, da hindurchzudringen. — Werner mußte verſuchen, auf einem Umwege einen höheren Beobachtungspunkt zu erreichen.

Eine geraume Zeit verging, bis er ſich orientiert hatte. Und plötzlich fiel ihm ein, daß ſein Tun nicht gefahrlos ſei... denn da oben würden gleich Kugeln fliegen... und daß jemand im Gebüſch herumkriechen könnte, darauf war man da oben nicht gefaßt . . .

Über dieſem Sorgen, Erwägen, dem planloſen Hin- und Herklettern war einige Zeit vergangen . . . doch Werner gab ſeine Abſicht nicht auf . . . das Abenteuerliche des eigenen Beginnens ließ ihn ver-

geſſen, daß droben ſchon die Todesloſe geſchüttelt wurden:

Und plötzlich klang's vernehmlich durch die Stille:

„Eins . . . zwei . . . drei . . .“

Und paff . . . paff . . . knallten zwei Schüſſe, und dicht über Werners Kopfe pfiff's hin, riß Blätter und dünne Äſte von den Bäumen . . .

Da packte ihn eine Angſt . . . und er ſtand ab und kroch durchs Gebüſch zurück, dem Platze zu, wo das Wiehern und Scharren der Pferde den Standpunkt des Wagens verriet . . .

Wie ſtill auf einmal alles . . . Gott . . . vielleicht war alles ſchon vorbei . . .

Da war der Weg; der Kutſcher ſtand bei den Pferden, hielt die unruhigen am Gebiß, ſprach ihnen zu und lauſchte dabei geſpannt nach oben . . .

Und plötzlich kamen raſche Schritte von droben. Und tief geſenkt den Kopf, den Hut in der Stirn, daß faſt nur die wüſte Naſe hervorſchaute, kam der Student Markus die Treppe herunter, ſchritt, ohne den Kopf zu heben, an dem Kutſcher vorüber . . . und . . . auf einmal wurde ſein Gang zum Lauf . . . er raſte zu Tal . . .

Alſo . . . Scholz . . .

Und dann, nach einer Weile dumpfen, gedankenloſen, blöden Wartens, klang der Ruf:

„Michel! Michel! Komme Se mal da nauf!“

Da ließ der zitternde Kutſcher die Pferde und ſtürmte mit drei Sätzen die Treppe hinan . . .

Und bald hörte Werner die keuchenden Atemzüge, die ſchwerfällig-unſicheren Tritte ſchwer tragender Männer. Nun kam der Sanitätsrat die Treppe herunter. Er trug ſeinen Strohhut in der Hand, wiſchte mit dem Taſchentuch die kahle, ſchweißbedeckte Stirn, beſah mit blöden Blicken ſeine Rechte — ſie war dunkelgefärbt. Er machte eine unwillkürliche Bewegung, als wolle er ſie an ſeinem hellen Flanellanzuge abwiſchen, ließ es aber, rieb ſie mit dem Taſchentuch, riß dann den Wagenſchlag auf, ſtrich ſich immer wieder krampfhaft über das gelichtete Haar und durch den langſträhnigen grauen Bart. Dann erſchien der Kutſcher zwiſchen den Büſchen. Er tappte mühſam Stufe für Stufe herunter; die Ellenbogen trug er angewinkelt; ein Paar lange Unterſchenkel in hellen Beinkleidern und gelben Schuhen baumelten darunter hervor. Und da wußte Werner, was geſchehen war. So trug man keinen Verwundeten.

Papendieck und Kruſius hielten den Oberkörper, hinter ihnen kamen die beiden Heſſen-Naſſauer und der Weſtfale. So ſchob ſich die Gruppe langſam die Stiege herunter. Die Arme des Toten hingen lang herab, tief auf der Bruſt das Haupt mit dem wirren Haar. Unter dem Korpsband waren Weſte und Hemd

aufgerissen; die weiße, behaarte Brust zeigte Blutflecke.

Und keuchend, die Stirnadern zum Platzen aufgeschwellt, machten die Träger inmitten der Stiege einen Augenblick halt und senkten die Leiche auf die Bohlen. Da hielt sich Werner nicht länger: aufschluchzend sprang er aus dem Gebüsch und fiel neben dem Toten in die Knie.

Es war, als seien die Jünglinge durch den Anblick des Todes abgestumpft gegen irdisches Staunen.

„Ja, kleiner Achenbach," sagte Papendieck, „deinen Leibburschen haben sie totgeschossen." —

Als man die Leiche im Wagen untergebracht hatte, fragte der Kutscher, der das Verdeck geschlossen hatte:

„Wo soll ich die Herre hinfahre?"

Die drei Cimbern sahen sich an.

„Ins Hotel dürfen wir ihn nicht bringen," sagte Papendieck. „Das dürfen wir dem Wirt nicht antun."

„Der würde uns auch wohl schwerlich aufnehmen," meinte Krusius. „Und in seine neue Wohnung bei der alten Markus . . . ist ja selbstredend ausgeschlossen."

„Könnte man ihn nicht... auf die Kneipe —?" meinte Werner schüchtern.

Die Chargierten überlegten. Es schien so nahe-

liegend. Es war doch das Heim des Korps, nicht ein gewöhnlicher Ausschank.

Doch schließlich meinte Krusius: „Ich weiß nicht ... das wird man dann nie wieder los. Keiner von uns. Gibt's denn nicht eine Leichenhalle oder so was?"

„Dazu müßte man erst die Genehmigung der Gemeinde haben," erklärte der Sanitätsrat. „Und der Kirchhof liegt ja dann wieder so weit draußen. Wird er denn hier beerdigt werden? Vermutlich werden doch ... Sie sagten ja, er hat noch Eltern ... die werden die Leiche doch wohl heimholen?"

„Zweifellos," sagte Krusius.

„Dann schlage ich Ihnen vor, meine Herren, Sie bringen ihn in die Anatomie. Da kann er in der Prosektorstube untergebracht werden, bis der Vater ihn holen kommt."

Und in diesem Augenblicke war's Werner, als ob eine Stimme aus ewigen Fernen erklungen wäre. Eine ruhige, doch übergewaltige Stimme.

„Die Rache ist mein," sprach diese Stimme. „Ich will vergelten."

Also die gab's doch — diese Stimme? Oder klang sie nur aus dem eigenen Herzen herauf?

Und er sah Papendieck an. Und wie in des Seniors Augen plötzlich die Erinnerung an jene Erzählung Achenbachs aufflackerte, da ruhten die Blicke

der Jünglinge eine Weile lang ineinander. Und jeder fühlte Anbetung, Ergebung, Sühne.

„Gut," sagte Papendieck. „Also in die Anatomie."

Er stieg in den Wagen und setzte sich neben den toten Korpsbruder. Krusius und Werner gegenüber. Ein stummes Lüften der Hüte zu dem Sanitätsrat, dem Unparteiischen, den Hessen-Nassauern, und der Wagen zog an.

X.

Munter trällerte Rosalie Markus durch das Haus. Daß ihr Bruder nicht zum Mittagessen gekommen war, kümmerte sie nicht sonderlich. Er war schon früh am Morgen aufgebrochen — er mochte einen Ausflug unternommen haben.

Und daß der Doktor Scholz gleich am Morgen nach jener Nacht seinen Koffer vom Korpsdiener hatte verpacken lassen und ins Pfeiffer schaffen . . . das grämte sie auch nicht sonderlich. Ach ja . . . es war schon ein ganzer Kerl, der Scholz . . . aber wenn er nach einem Male genug hatte von ihr . . . na, sie würde sich zu trösten wissen. Mama Markus sollte ihm einen Brief schreiben und ihn um Einhaltung des Mietvertrages ersuchen. So einfach ausrücken . . . das gab's denn doch nicht.

Jedenfalls war es hübsch, daß sie ihn nun auch kannte . . . den berühmtesten Studenten der letzten Semester . . . den gefürchteten, gefährlichen Scholz . . . Haha! Er war schließlich auch nicht viel anders als die andern . . .

Um die Mittagsstunde fiel es ihr auf, daß die Cimbern sich alle nach und nach in dem schräg gegenüberliegenden Mützenladen einfanden. Sie sah näher zu und entdeckte, daß einer nach dem andern heraus-

kam, einen Flor um den untern Rand der Mütze und um das Band. Ach, die Cimbern hatten tiefe Korpstrauer? Wer mochte denn gestorben sein? Sie hatte doch gar nichts gehört!

Da kam die Babett durch die Hintertür in den Laden:

„Freile Rosalie! Freile Rosalie!"

„Was is?"

„Habbe Se's denn noch nit geheert? Der Doktor Scholz von dene Cimbern, wo vorgestern nacht hier geschlafen hat, den habe se heut morge im Wald erschosse!"

„Ach, mach doch kee Geschwätz!" — —

„Das is kee Geschwätz — die Lies vom Friseer Boß driebe hat's mer erzählt!"

Der Scholz . . . erschossen . . . im Wald —?! Es war Rosalie plötzlich, als legten sich zwei kalte Fäuste um ihren schönen Hals und drückten ihn langsam, immer mehr, immer mehr zusammen. Aber sie mochte das nicht glauben — es konnte ja nicht wahr sein . . .

Aber . . . wenn es nun doch . . . und — erschossen?! — Im Wald erschossen?! Das konnte doch nur ein Duell — Straßenräuber gab's doch keine mehr im Hessenland . . . ein Duell . . . und — der andere? Wer war der andere?!

Herrgott — und Simon morgens um fünf aus dem Haus — ohne Frühstück — ohne Abschied — —

„Mama!!“

„Was ſchreiſt du?“

„Wo is der Simon?!“

„Is er noch immer nit heemkomme? Ich hab en nit geſehen!“

„Gott ſei mer gnädig!“

Sie ſtürzte zum Friſeur Boß hinüber.

„Herr Boß — is es wahr, daß der Herr Scholz von de Cimbre —“

Herr Boß ſah ſie von oben herab an mit der Miene eines Richters.

„Na, ich denk, Sie müßte das doch am erſchte wiſſe, Fräulein Markus!“

„Ich?! Warum ich?!“

„Weil's Ihr eigne Herr Bruder is, wo en totgeſchoſſe hat!“

Da ſchrie die ſchöne Roſalie auf und fiel gegen einen Barbierſtuhl.

Und bald wußte die ganze Wettergaſſe, daß der Zweikampf, in dem der weiland Cimbernſenior gefallen war, um der Roſalie willen ausgefochten worden war. — —

Indeſſen war bei Cimbria ein Telegramm aus Hannover eingegangen:

„Treffe halb acht dort ein, nehme meinen Sohn Hannover mit. Dr. Scholz.“

Das hatte die Chargierten der Cimbria ſehr er-

leichtert, denn allerhand peinliche Sorgen traten nun an sie heran.

Eine Beerdigung in Marburg hätte zunächst ohne Beteiligung der Geistlichkeit stattfinden müssen, denn diese würde schwerlich einem Duellanten das letzte Geleit gegeben haben, der noch dazu um eines Weibes willen gefallen war. Und das wußte schon am Nachmittag, infolge der Szene im Boßschen Friseurladen, ganz Marburg.

Und wie stand es alsdann mit der Beteiligung der Studentenschaft? Durfte das Korps überhaupt in der üblichen Weise mit einer Aufforderung zur Beteiligung an die übrige Studentenschaft herantreten? Scholz hatte zwar zuletzt in Berlin gearbeitet, war aber in Marburg immatrikuliert geblieben und gehörte demnach noch der Marburger Studentenschaft an. Wie peinlich aber wäre es für das Korps gewesen, wenn es die Studentenschaft zur Beerdigung seines Seniors aus drei Semestern eingeladen hätte, und einige oder gar viele Korporationen hätten sich nicht beteiligt mit der Begründung: es scheine ihnen nicht angezeigt, einem Toten die letzte Ehre zu geben, der unter solchen Umständen gefallen sei! Und diese Antwort wäre zum Beispiel von den theologischen Korporationen unfehlbar gekommen, meinten die Cimbern.

Der Entschluß des Vaters, den Sohn in der Heimat beizusetzen, überhob das Korps aller dieser

Unannehmlichkeiten. Es handelte ſich nun nicht um eine Beerdigung, ſondern nur um die Überführung der Leiche von der Anatomie zum Bahnhof. Und dieſes Zeremoniell konnte das Korps füglich als interne Angelegenheit behandeln. Nur den beiden andern Korps wurde Anzeige gemacht, und beide erklärten ſofort, daß ſie um die Ehre bäten, ſich an der Feierlichkeit beteiligen zu dürfen.

Aber die Cimbern ſollten die Erfahrung machen, daß der Tod die Schranken niederlegte, die im Leben die verſchiedenen Gruppen der akademiſchen Jugend trennten. Im Laufe des Nachmittags fanden ſich von ſämtlichen Korporationen, mit Ausnahme der Wingolf, der katholiſchen Verbindung Rhenania und des Evangeliſch-theologiſchen Vereins, Vertreter auf der Cimbernkneipe ein, erkundigten ſich nach den Abſichten des Korps betreffend die Beiſetzung des Gefallenen und erklärten gleichfalls, daß ſie es für ſelbſtverſtändlich erachten, ſich der letzten Ehrenerweiſung für den in ehrlichem Männerkampfe gefallenen Kommilitonen anzuſchließen. Und dankbar und in beſchämter Ergriffenheit nahmen die Cimbern das Anerbieten der Kommilitonen an.

Inzwiſchen hatte die mediziniſche Fakultät ihre Genehmigung erteilt, daß mit Rückſicht darauf, daß Scholz in Marburg noch nicht wieder eine Wohnung gemietet habe, das Proſektorzimmer der Anatomie zur Aufbewahrung der Leiche benutzt werden dürfe. Man

hatte sofort beim Gärtner Gewächsschmuck bestellt, und korpsbrüderliche Sorge schmückte die kahle Stube, die schmale Holzpritsche feierlich mit akademischem Totenprunk.

Als die Aufbewahrung der Leiche und die Ausschmückung des Zimmers vollendet war, trat die Totenwache ihren Dienst an. Zunächst standen der erste und zweite Chargierte. Von Stunde zu Stunde sollten sie dann durch zwei andere Korpsburschen abgelöst werden, und danach sollten die Füchse drankommen.

Werner hatte sich an all diesen Vorbereitungen nicht beteiligen können. Die Fahrt vom Dammelsberg bis zur Anatomie zu viert mit der Leiche, dann . . .

Ja dann —!

Dann hatten sie Scholzens Leiche durch den hallenden Flur des Anatomiegebäudes hinübergeschleppt in das Prosektorzimmer und hatten sie auf den Tisch am Fenster gelegt . . . und Wichart hatte sie in Empfang genommen, hatte die breite Brust entblößt, die Wunde mit der Sonde untersucht und dann still gesagt:

„Das Herz is glatt durchgeschlage —"

Und dann hatte der Anatomiediener Michel die Leiche entkleidet, und in ihrer nackten, frischen Schönheit, noch unberührt vom Hauch der Auflösung, hatte sie dagelegen im strahlenden Mittagslicht . . .

Und wieder war Werner hinausgestürzt und hatte sich in seine Stube geflüchtet — hatte seinen fieberschauergeschüttelten Leib in die Decken gewühlt und in dumpfem Grübeln um den Sinn dieses Schicksals gerungen . . .

War das Sühne?! War das die strafende Gerechtigkeit eines Ewigen?! Oder war es nur ein Zufall . . . ein Zufall, der nur für ihn, den Wissenden, die Grimasse eines gerechten Gerichts, einer Sühne trug?

War es nicht Sentimentalität, war es nicht Romantik, in dieser zufälligen Aufeinanderfolge deutungstiefe Symbolik zu suchen . . . eine Symbolik, eine Predigt, die der doch nicht vernehmen konnte, den sie zuvörderst anging? Oder wurde gar die Seele des Entschlafenen in dieser Stunde von einem Engel des Gerichts zur Konfrontation in den kahlen Raum hineingeschleppt . . . zur Konfrontation mit ihrem starren Leibe, zur Konfrontation mit ihrer schlotternden Erinnerung an einen andern starren Leib, der einmal auf der gleichen Stelle gelegen hatte, gleich nackt und bloß? Zur Konfrontation mit der Erinnerung an eine andere Stunde, da diese beiden nackten Leiber sich umschlungen gehalten hatten in heißem, fiebernden Lebensüberschwang, und ein anderes Leben gezeugt . . . ein Leben, dessen Wachsen und Schwellen die Mutter in Verzweiflung und Tod getrieben hatte?!

Ja, wer das wüßte! Wer Zeuge sein dürfte nicht bloß einer willkürlichen Aufeinanderfolge von Ereignissen, die heute wirr- und sinnlos nacheinander abrollten, morgen einmal für einen Augenblick den Schein eines inneren, gesetzmäßigen Zusammenhanges annehmen, einer höheren Ordnung, eines waltenden Oberwillens... um schnell wieder aus dem Kosmos in das Chaos zu zerflattern!

Ja, in das Chaos ... denn draußen auf dem Flur hatte in diesem Augenblicke das wahnsinnige Verzweiflungsgeschrei eines Weibes eingesetzt — eines Weibes, das sich schuldig zieh am Tode des Mannes, der vorgestern nacht in ihren Armen gelegen — —

Schuldig?! Ach, Himmel... war sie schuldig?! War sie nicht einfach dem Gesetz ihrer Natur gefolgt, ihrer Natur, die sie zur Liebe, zum gedankenlosen Genusse des Augenblicks, zum Kusse der Sinnenliebe geschaffen hatte?!

Warum war der gestorben an ihrem Kusse und jene andern nicht, seine Korpsbrüder, die doch auch in ihren Armen gelegen haben sollten?! Warum nicht er, Werner selbst, den doch wahrlich nicht sein Wille gehindert hatte, ein Gleiches zu tun?!

Nein, es war vergebens, in der ungeheuren Wirrnis dieses Daseins nach einem Sinn zu suchen...

Und jene Stimme, die er droben vernommen, als es zuerst geheißen hatte: in die Prosektorstube mit

ihm... jene Stimme, die gesprochen hatte: die Rache ist mein — war sie etwas anderes, denn ein Reflex aus Jugendtagen, der Widerhall eines jahrtausendalten Wahns?

Und vor dem frierenden Knaben, dem am sengenden Augustmittag unter warmen Decken die Zähne schlugen und die Glieder schauerten... vor dem reckte sich das starre Riesenantlitz der Sphinx... die blicklosen Augen ins Unendliche gerichtet... ins Unendliche.

— — — — — — — — — —

Am Nachmittage ging Werner dann, Band und Mütze frisch umflort, zur Anatomie, um einen Strauß weißer Rosen als Scheidegruß auf die Knie seines Leibbursches zu legen.

Unterwegs begegnete ihm Klauser... auch er trug einen weißen Rosenstrauß.

Die Freunde hatten sich seit dem Dammelsberg-Abend noch nicht gesehen.

Stumm, ein Würgen in der Kehle, drückten sie sich die Hände.

Und schritten stumm selbander.

Nach einer Weile zog dann Klauser ein Zeitungsblatt hervor. Er gab es dem Korpsbruder, wies auf den Rosenstrauß und sprach:

„Den hat mir eben ein Dienstmann gebracht."

Werner entfaltete das Zeitungsblatt; er wußte,

was er dort finden würde; und unter der Rubrik der Familienanzeigen begann er zu lesen:

„Die Verlobung ihrer Tochter Marie mit Herrn Professor Dr. jur. Wilhelm Dornblüth beehren sich . . .“

Er konnte nicht weiter lesen. Seine Blicke umschleierten sich. Und er schob seinen Arm in den des Korpsbruders und zog ihn an sich.

Und schweigend schritten die Jünglinge dem Hause des Todes zu.

Die Vorhalle der Anatomie war in einen grünen Gang ernsten dunklen Laubes verwandelt. In der Prosektorstube stand nun der Tisch, vom Fenster ab, mitten in die Stube hinein. Am Fußende Papendieck und Krusius, in Wichs, Cerevis und Schärpe, Band und Verschnürungen umflort, im Arm den blanken Schläger mit umflorten Farben. So hielten sie die Totenwacht.

Über Scholzens Haupt hing das Cimbernbanner. Auf dem bleichen Gesichte, das noch im Tode den hochmütig-starren Ausdruck wies, spielten die flackernden Kerzen, glühten und mischten sich mit den letzten Abendstrahlen, die durchs Fenster fielen.

Und Werner legte zuerst seine Rosen auf den toten Freund. Klauser aber zögerte noch. Eine der weißen Blüten brach er ab und steckte sie rasch in die linke Brusttasche. Dann senkte auch er seinen

Strauß auf die Bahre — den Strauß, den ihm Marie zum Abſchied geſchickt hatte.

— — — — — — — — — —

Der Frankfurter Schnellzug brauſte heran. Der ganze Bahnhofsperron war dicht gedrängt von dem Schwall der Studenten beſetzt. Die Fremden, die den Zug benutzen wollten, konnten ſich kaum Bahn ſchaffen. Vorn, wo der Gepäckwagen halten mußte, ſtand, mit Kränzen überſät, auf zwei zuſammengeſchobenen Gepäckwagen, der Sarg. Obenauf der Kranz der Cimbria mit rieſiger, umflorter blau-rot-weißer Schleife. Und neben dem Sarge, im Zylinder, eine totenblaſſe, hochaufgerichtete Männergeſtalt; die hochmütigen, unnahbaren, herbgeſchloſſenen Züge waren den Cimbern ſeltſam bekannt und vertraut: nur daß dieſe Augen, dieſer ſchmale Mund von buſchigem Grau überſchattet waren . . .

Und rings umdrängten die Chargierten der Marburger Korporationen den Sarg. Keine fehlte: auch die theologiſchen Verbindungen hatten ſich, unangemeldet, zu allgemeinem Staunen noch eingefunden. Voran das leidtragende Korps, dahinter der übrige S. C. Und dann in bunter Reihe Burſchenſchaften, Wingolf, freie Verbindungen und alle die andern. Alle in Wichs, alle Farben umflort, heut einmal alle geeinigt unterm Banner des Todes. Und hinter den Chargierten die ganze Studentenſchaft,

Kopf an Kopf, alle die Tausend . . . auch der Russe vom Dammelsberg fehlte nicht.

Nun hielt der Zug. Neugierig staunend fuhren die Gesichter der eleganten Reisenden ans Fenster, erst belustigt, dann mitergriffen von dem feierlichen Schauspiel jugendlicher Totenklage.

Und wie man den Sarg in den Waggon hob, da senkten sich auf einmal alle Fahnen der Verbindungen, die Mützen und Hüte der Tausend flogen von den Köpfen, und Musik hob erschütternd an:

„Jesus, meine Zuversicht,
Und mein Heiland ist im Leben . . .
Dieses weiß ich: soll ich nicht
Darum mich zufrieden geben?
Was die lange Todesnacht
Mir doch für Gedanken macht!"

Dann begleiteten die Cimbern den Vater zum Coupé, das graue Haupt entblößte sich, dankend schüttelte er die Hände der Jünglinge, dankend, doch starr, gemessen, tränenlos . . .

„Fertig!" — „Fertig!" — „Fertig!"

„Abfahren!"

Schrille Pfiffe . . . Pfauchen der Lokomotive.

Und die Schläger der Chargierten flogen blitzend in die Luft.

Aus tausend Kehlen schwoll zum feierlichen Klang der Hörner das Burschenabschiedslied:

„Ist einer unser Brüder dann geschieden,
Vom blassen Tod gerufen ab,

Dann weinen wir und wünſchen tiefen Frieden
In unſres Bruders ſtilles Grab.
Wir weinen und wünſchen den Frieden hinab
In unſres Bruders ſtilles Grab."

Und taktmäßig ſchlugen die Klingen zuſammen ... in ſtillem Gruß wehten tauſend Mützen und Hüte dem Zuge nach ...

Ade — ade — ade — —

Draußen ſammelte ſich dann der Zug.

Das leidtragende Korps Cimbria zog zuerſt von dannen, ſtumm, zur Kneipe hinauf, zum feierlichen Trauerſalamander.

Die andern Korporationen aber nahmen die Flöre von Fahnen und Cerevisen und Schlägern. Und bald klang ein flotter Marſch, und zu ſchmetternden Lebensfanfaren ging's in endloſem Zuge, wie neulich zum Dammelsbergfeſte, dem Marktplatze zu.

Da traten die Chargierten inmitten des Platzes abermals zuſammen, aber diesmal ſenkten die Fahnen ſich nicht, ſie flatterten luſtig in Wind und Sonne.

Und abermals klangen die Schläger, hob ſich Burſchengeſang:

Gaudeamus igitur,
juvenes dum sumus;
post jucundam juventutem
post molestam senectutem
nos habebit humus . . ,

Vita nostra brevis est,
brevi finietur —
venit mors velociter,
rapit nos atrociter,
nemini parcetur — — —

Vivat academia,
vivant professores,
vivat membrum quodlibet,
vivant membra quaelibet,
semper sint in flore . . .

Ja, und als sei schon vergessen, um wessen willen das jüngst verloschene Jugendleben sich verblutet habe, klang's huldigend und heiter auch also:

Vivant omnes virgines
faciles, formosae,
vivant et mulieres
tenerae, amabiles,
bonae, laboriosae!

Und:

Pereat tristitia!

klang's zum Schluß . . .

Da schwollen, tief aufatmend, die Busen der jungen Studenten dem Sonnenlicht, dem jungen Tage, der ersehnten Weibeshuld, dem Leben, ach ja, dem lachenden, blühenden, hochaufschäumenden Leben entgegen —

Nieder die Traurigkeit . . .
Pereat tristitia!

so klang's über Marburgs altehrwürdigen Marktplatz . . .

— — — —

Pereat tristitia!

— — — —

Eine Straße weiter aber schrie ein junges Weib wild auf, als die lebenlockenden Klänge herüberrauschten, daß die ganze alte Stadt zu klingen und zu schwingen schien... sie schrie auf in ihrer Kammer, in ihrem Bett, unter den Händen des Arztes und der Mutter . . .

Und stumm und verbissen schluchzte nebenan ein Jüngling in das Taschentuch . . . der einzige Student in Marburg, der ausgeschlossen gewesen war an diesem Tage von der Scheideklage, wie vom Hymnus des Lebens.

XI.

Der letzte Bestimmtag des Sommersemesters!

Die tiefe Korpstrauer hätte den Cimbern eigentlich die Verpflichtung auferlegt, sich an den Mensuren nicht zu beteiligen. Aber das ging einfach nicht, das ließ sich nicht durchführen. Und da ohnehin am Abend der S. C. Abschiedskommers sein sollte und Cimbria hier aus Rücksicht auf den S. C. nicht fehlen durfte, so wurde die Korpstrauer für diesen Tag, es war der siebente August, ganz aufgehoben. Und ohne die Abzeichen der Trauer erschien das Korps zu gewohnter früher Morgenstunde auf der Wahlstatt in Ockershausen.

Vor allem hatten jene Korpsburschen noch einmal zu fechten, die Marburg verlassen wollten, sei es, um mit Semesterschluß inaktiviert zu werden, sei es, um im nächsten Semester als Vertreter des Korps bei einem befreundeten Kartell oder befreundeten Korps aktiv zu werden.

Von den Chargierten wünschten Papendieck und Dettmer, welche beide schon vier Semester aktiv gewesen waren, inaktiviert zu werden; der Erste hatte die Inaktivierung auch ohne Mensur sicher, Dettmer, der die dritte Charge tadellos geführt hatte, sollte doch noch eine letzte Probe seiner Fechtsicherheit ab-

legen. Noch drei weitere Korpsburschen baten um ihre Inaktivierung; von ihnen mußte Klauser nach seiner Reinigungspartie noch eine tadellose Mensur schlagen, um Anspruch auf sofortige Inaktivität zu haben. Böhnke wollte nach Leipzig zu den Lausitzern, der Zweite, Krusius, nach Heidelberg zu den Schwaben gehen. Das gab vier Partien, die unter allen Umständen gefochten werden mußten. Aber der Zweite, Krusius, hatte den Ehrgeiz, am letzten Tage seiner Führung der zweiten Charge noch mit einem möglichst langen Bestimmzettel aufzuwarten, und hatte noch für drei weitere Korpsburschen Partien verlangt und bekommen. Wenn man eine Stunde auf die Partie rechnete, so konnte es, da der erste Hieb um sieben Uhr morgens fiel, immerhin bis zwei Uhr nachmittags dauern, dann blieb gerade noch Zeit zum Essen, Schlafen und Mensuren-C.-C., und dann mußte man zum Abschiedskommers. Also ein gut besetzter Tag.

Und programmäßig wickelte sich das „Schlachtfest" ab. Jeder setzte sein Bestes ein, das Blut floß in Strömen, und Wichart sowohl wie seine Kollegen bei Hasso-Nassovia und Guestphalia hatten viele Dutzende Nadeln einzufädeln, auch die Lieferanten von Sublimat und Verbandstoffen kamen auf ihre Rechnung.

Klauser hatte das Unglück, seinen ihm eigentlich überlegenen Gegner im dritten Gang auf eine

mächtige Quart abzuführen. Da es sich um seine Inaktivierung handelte, so mußte er noch einmal ordentliche Hiebe bekommen, um dem Korps den Beweis zu liefern, daß er die gute Haltung seiner Reinigungsmensur dauernd bewähre.

Krusius fragte sofort bei den Westfalen an, ob sie eine zweite Partie für Klauser stellen könnten, und Paschke, der Senior, erklärte sich bereit. Klauser blieb gleich anbandagiert in der Flickstube sitzen und wartete geduldig auf seinen zweiten Gegner. Nach wenig Gängen hatte Paschke ihn so zugedeckt, daß den kühnsten Anforderungen an eine Inaktivierungsmensur in puncto der Quantität der empfangenen Prügel Genüge geleistet war, und ein Durchzieher, der die Unterlippe bis auf die Zähne spaltete, gab den Rest.

Im Korps herrschte nur eine Stimme staunender Bewunderung über Klauser. Der war mit seinem nervösen Temperament, seinem ausgesprochenen Fechtehrgeiz — immer ein nicht so ganz sicherer Mann gewesen, trotz seines unverkennbaren Elans. Heute hatte er die beiden Mensuren mit einer so vollkommen unerschütterlichen Gleichmütigkeit hingenommen, als sei das einzig Lebendige an ihm der Mechanismus der bei der Mensur beteiligten Muskeln. Und daß er inaktiviert werden könne, darüber war kein Zweifel mehr im C. C.

Die nächste Partie hatte der Jungbursch Ehlert

gegen Bandler, den Dritten der Heſſen-Naſſauer, ein elegantes, fixes kleines Männchen, das leicht, doch mit großer Gewandtheit focht.

„Sag mal, Kruſius — meinſt du eigentlich, daß ich mit d e m Handgelenk fechten kann?“ meinte Ehlert im Augenblick, als der Korpsdiener ihm das Paukhemde überſtreifen wollte, zum Zweiten, der ſelbſt ſeine Abſchiedspartie ſchon hinter ſich und mit einem Dutzend Nadeln hüben und drüben ausgepaukt hatte und nun ſchon wieder im Sekundierwichs ſtand, um eine Partie nach der andern zu ſekundieren.

„Donnerwetter! Das iſt ja die reinſte Knolle! Haſt du das ſchon länger?“

„Ja, ich ſchlag mich ſchon vierzehn Tage damit herum!“

„Ja, Menſchenskind — das iſt ja... eh, lieber Wichart, willſt du dich mal einen Augenblick herbemühen? Der Ehlert ſcheint eine Sehnenſcheidenentzündung zu haben.“

Wichart tupfte Klauſers zerfetzte Viſage mit einem mächtigen Wattebauſch und befahl Werner, der auch dieſes Mal beim Flicken des Freundes Hilfsdienſte leiſtete, zu halten. Dann trat er zu Ehlert.

„Nanu?! Mit dem Armche willſt du fechte, Menſchenskind? Du biſt ja e chloroformierte Kindsleich! Gleich machſt du, daß du die Kleider widder an den Leib bekommſt, und dann Prießnitz, bis die Lappe nur ſo runnerfalle!“

„Verdammt! Wen ſtell ich nun gegen den Bandler? Das hätteſt du mir auch eher ſagen können, Ehlert!“ ſchalt Kruſius.

Da fiel ſein Auge auf Werner.

„Na, Leibfuchs Achenbach, wie wär's? Hätteſt du Luſt, noch vor Toresſchluß vors lange Meſſer zu kommen?“

Ein ſiedender Schreck und zugleich ein jäher Stolz durchfuhr Werner.

„Selbſtverſtändlich, Leibburſch.“

„Biſt auch aufgelegt? Haſt heut morgen nicht zu viel getrunken? Biſt geſtern und vorgeſtern nicht beim Mädchen geweſen?“

„Alles in Ordnung, Leibburſch.“

„Na, dann runter mit der Weſte und rin in die Lappen.“

Werner bebte denn doch am ganzen Leibe vor Aufregung, als er nun an Ehlerts Stelle trat, Rock, Weſte, Hemd ablegte und ſich das Paukhemd überſtreifen ließ.

Und dann wurde das Herz durch ein kreisrundes Blech in Lederfaſſung, die Achſelhöhle durch einen ſeidenen geſteppten Latz geſchützt, die Hand ſchlüpfte in den wildledernen, ungefügen Kettenhandſchuh, der rechte Arm wurde vom Korpsdiener langſam und ſorgfältig durch eine endloſe Umwicklung mit ſeidenen, zerfetzten und blutgetränkten Binden, ſchließlich durch einen langen Zopf aus Seidengeflecht der

Länge nach verwahrt. Ekelhaft war das Gefühl, als nun die Halsbinde umgelegt wurde, an der noch Klauſers, Dettmers, Kruſius' erkaltetes, klebriges Blut ſtarrte. Dann kam der Schurz, ſchwerfällig, ſteif von Strömen angetrockneten Bluts. Inzwiſchen hatte ſchon ein anderer kraſſer Fuchs, nicht ohne Neid auf das Glück ſeines Konſemeſters, das Amt des Schleppfuchſes übernommen und ſtützte Werners ſchwer verpackten rechten Arm.

Und über all den Vorbereitungen fühlte Werner dennoch nichts anderes als das ſtürmiſche Klopfen ſeines Herzens, das immer munter trommelte: „Du, jetzt geht's los! Du, jetzt geht's los!"

„So, nu ſtehe Se mal auf, Herr Achebach!"

Und Werner ſtand auf. Es war inzwiſchen im Saale laut geworden, daß der kraſſe Fuchs Achenbach an Ehlerts Stelle einſpringen ſolle, und faſt alle Korpsburſchen kamen neugierig in die Flickſtube, um zu ſehen, wie er ſich halte. Es regnete Witze:

„Du, kleiner Achenbach, der Mann, der gleich auf dich zukommt, der will dir was tun, den mußt du feſte hauen, ſonſt haut er dich!"

„Du, Füchschen, ſtich den Gegner ab und nicht deinen Sekundanten, das koſtet fünfundzwanzig Em Korpsſtrafe!"

„Macht mir meinen Leibfuchs nicht dammelig!" rief Kruſius dazwiſchen.

„Aha! Wenn man den Herrn Zweiten zum

Leibburſchen hat, dann kommt man als Kraſſer ſchon auf Menſur!“

Und Papendieck kam auch heran, ſah Werner ſtumm und herablaſſend an und zitierte ſchließlich wieder einmal ſeinen Landsmann Bräſig:

„Daß du die Naſe ins Geſicht behältſt!“

Dammer kam mit einem Spiegel, hielt ihn Werner vor und griente:

„Nu darfſte Abſchied nähm von dei'm glatten Geſichte — ſo kriegſt es nich wieder zu ſähn!“

Und mit einem ſeltſamen Gemiſch aus Grauen und Stolz erkannte Werner ſein jugendroſiges Geſicht in der abſchreckenden Vermummung von Halsbinde und Paukbrille, die Peter ihm eben anlegte und von hinten mit ſo kräftigem Ruck zuſammenſchnallte, daß Werner rief:

„Donnerwetter, Peter, Sie ſprengen mir ja den Schädel!“

„Schad't nix, muß ſo ſinn,“ ſagte Peter gleichmütig.

„Bandler ſchon drinnen?“ fragte Kruſius.

„Ja!“

„Alſo los — raus! Nein, warte — liegt dir der Speer gut in der Hand?“

Und Werner trat einen Schritt vor, führte mit dem Schläger, den der Teſtant ihm in die Hand gedrückt, einen kräftigen Lufthieb . . . es pfiff, die Bandage ſaß, eng, doch elaſtiſch.

„Vergiß nicht, daß der erſte Gang nur Scheingang iſt! Na, und immer feſte draufſchlagen, alles andre kommt von ſelbſt!“

Wie im Traum ſchritt Werner hinaus. Es rauſchte und flimmerte vor ſeinen Augen und Ohren — durch die ungewohnte Paukbrille erkannte er kaum den bekannten Saal — ſah, wie alles ſich im Kreiſe drängte, wie zweihundert Augen auf ihn ſtarrten, fühlte den Stuhl an ſeinen Hinterbacken, packte mit der Linken feſt den Riemen ſeiner Hoſe, umſpannte noch einmal mit klammernden Fingern den Griff des Rappiers, und —

„Herr Unparteiiſcher, wir bitten um Silentium für einen Gang Schläger mit Mützen und Sekundanten auf zehn Minuten bis zur Abfuhr!“

„Silentium für einen Gang Schläger mit Mützen und Sekundanten auf zehn Minuten bis zur Abfuhr!“

„Herr Unparteiiſcher, wir bitten um Silentium für die Menſur!“

„Silentium für die Menſur!“

Wie aus weiter Ferne klangen dieſe Worte in Werners Ohr. Durch die engen Öffnungen der Paukbrille ſtarrte er geradeaus . . . da ſtand der andere, der Gegner, mit dem er ſich nun meſſen ſollte im blutigen Turnier . . .

Und plötzlich ſummte ihm eine bekannte Weiſe, altgeliebte Dichterworte, durch den Sinn:

„Da tritt kein andrer für ihn ein,
Auf sich selber steht er da ganz allein . . .“

Er reckte sich.

„Herr Unparteiischer, wir bitten um Silentium für den Scheingang!“

„Silentium für den Scheingang!“

„Fertig!“ rief der Gegensekundant.

Und mechanisch, wie er es oftmals in den letzten Wochen auf dem Fechtboden geübt, trat Werner zwei Schritte vor, den Arm hoch aufgereckt, den Schläger in fest umklammernder Faust emporgestreckt.

Und er fühlte, wie der rechte Fuß seines Leibburschen sich fest neben seinen linken stellte. Das machte ihn ruhig und sicher.

Zugleich fühlte er, wie der Sekundant ihm von hinten die riesige Mütze zum Scheingang aufstülpte.

Ruhig klang das Kommando aus Krusius' Munde:

„Los — halt!“

Nun verschwand die Mütze von seinen Haaren. Wie eine Katze, sprungbereit, kauerte sich Krusius an seine Seite, und scharf und grell scholl des Gegensekundanten Kommando:

„Fertig!!“

„Los!!“

Krach — krach — krach!

„Halt!“

„Halt!“

Das hatte geſeſſen . . . ein ſcharfer und ein dumpfer Schmerz nacheinander . . .

Und über die linke Röhre der Paukbrille rann's hernieder . . . ſein Blut . . . ſein warmes, junges Herzblut . . .

Und wie die erſten heißen Tropfen über ſein Geſicht rannen, war alle Aufregung, alle Befangenheit dahin . . .

„Silentium — ein Blutiger auf ſeiten von Cimbria!"

„Fertig!"

„Los!"

Krach, krach, rack-tack-bumm-tack-rack-tack-bumm-tack, bumm, bumm —

„Halt!"

Nichts . . .

„Fertig!"

„Los!"

Und wieder ein Gang, und wieder nichts . . . nur flache Hiebe waren wie Knüppelſchläge über die Auslage hinweg auf Werners Schädel und Naſe niedergeſauſt . . .

Er hörte die Stimme ſeines Leibburſchen an ſeinem Ohr:

„Ein wenig ruhiger den Oberkörper, ſonſt — ganz famos!"

Ah!! Wie das ſpornte!

O wilde Schwerterluſt! — O jungjunges, pochendes Herz!

Und Gang auf Gang... und da... da färbte ſich ja auch das weiße Paukhemde drüben!

„Silentium — ein Blutiger auf ſeiten von Haſſo-Naſſovia!“

„Bravo, Leibfuchs!“

Der Paukarzt drüben machte ein ganz merkwürdiges Geſicht . . .

Kurze Beratung mit dem Gegenſekundanten —

„Herr Unparteiiſcher, wir bitten um Pauſe!“

„Silentium — Pauſe für Haſſo-Naſſovia!“

Der Paukarzt ließ den Gegner ſeinen Kopf beugen, fühlte mit dem Finger in den Schlitz der Kopfhaut . . .

Abermals ein bedenkliches Geſicht — kurze Beratung . . .

„Herr Unparteiiſcher, von unſerer Seite aus kann's weitergehn!“

„Silentium — Pauſe ex!“

„Fertig!“

„Los!“

Krach, krach, rack-tack-bumm, tack —

„Halt!“

„Halt!“

Über Werners linke Backe war's wie ein leiſes Wehen hinweggegangen . . .

Wichart ſchmunzelte:

„Reſt, Füchschen! Da bringſt deiner Frau Mutter aber gleich e ſcheene Beſcheerung mit!“

Und: „Herr Unparteiiſcher, wir erklären Abfuhr!“

„Silentium — Cimbria erklärt Abfuhr nach viereinhalb Minuten.“

Was? War er denn getroffen?

O ja, er war getroffen. Seine linke Wange klaffte vom Ohrläppchen bis unter die Naſenwurzel.

Werner Achenbach hatte die Bluttaufe bekommen.

XII.

Und Willy Klauſer und Werner Achenbach ſtanden am Bahnhof. Sie hatten ſich aus der Schar der Korpsbrüder abgeſondert, um die letzten Minuten allein zu verplaudern. Bald würden von Süden und Norden die Züge kommen, um Klauſer ins heimiſche Magdeburg, Achenbach über Gießen ins Wuppertal zu entführen. Das nächſte Semeſter würde ſie nicht wieder zuſammenbringen. Klauſer würde in Berlin das vernachläſſigte Phyſikum bauen, Werner in Marburg weiter mit Blut und Eiſen Cimbrias Band umwerben ... und bei Profeſſor Dornblüth eifrig Pandekten hören. Denn der Alte Herr hatte ſchon in den letzten drei Wochen Zug in das Rechtsſtudium ſeiner jungen Korpsbrüder gebracht ... das war hochnötig geweſen.

Die Erinnerung an den Abſchiedskommers, an die letzte Wanderung des Korps nach Wehrda, den Beſchluß eines wohllöblichen C. C. der Cimbria, ſeinen C. B. Klauſer mit Farben zu inaktivieren, ſtimmte die Herzen der Freunde heiterer, als ſie ſelbſt erwartet hätten.

„Und weißt du, Willy, das andere... da wirſt du auch noch mal drüber kommen," wagte Werner

endlich zu ſagen. Es mußte auch dies letzte Wort noch geſprochen werden.

Eben noch hatte Klauſer unter ſeinen Kompreſſen, ſeinen Wattebäuſchen heiter gelächelt. Jetzt verlor ſein Auge den Glanz, nervös bebten ſeine Lippen.

„Dafür werden hoffentlich die kleinen Mädchen in Berlin ſorgen.“

„Ach nee, Willy, nicht ſo, nicht ſo! Laß dich doch nicht ſo unterkriegen! Du wirſt ſchon noch was Beſſeres finden, um . . . das andere zu vergeſſen.“

„Was Beſſeres? Hahaha! Es gibt nichts Beſſeres für dumme, grüne Jungen, wie wir zwei. Das geht nicht ans Herz und nicht ans Blut, das geht nur . . . ans Portemonnaie.“

„Willy — biſt du noch mal . . . da oben geweſen?!“

„Da oben?! Bei dem Vieh?!“ Voll Ekel und Abſcheu wandte ſich Klauſer ab.

„Glaubſt du, daß ſie in Berlin anders ſind?!“

„Nee — das glaub ich freilich nicht — —“

„Alſo . . . du . . . für das Pack . . . ſind wir doch wohl zu ſchade . . . äh komm . . . laß uns jetzt von was anderem ſprechen . . . du — ſchön war's doch . . . dieſer Sommer . . . und . . . du und ich . . . nicht wahr?!“

„Ja, das war ſchön, Werner . . . und ſoll auch ſchön bleiben.“

Die Freunde ſahen ſich in die Augen.

„Ich wünſch dir alles Schönſte," ſagte Klauſer. „Und — nimm dir ein Beiſpiel an mir. Du — haſt mir mal was von einer — Elfriede erzählt ... laß ſie laufen ... vergiß ſie ... ſonſt geht's dir noch mal wie mir."

Elfriede! — War's nicht Werners ſeligſter Gedanke geweſen in dieſen letzten Tagen, daß er ſie nun wiederſehen würde —?! Trotz allem — trotz allem?!

„An was ſoll man ſich denn ſchließlich halten in der Welt?"

„Halt dich an das da," ſagte Klauſer und zeigte auf Werners Band. „Vorläufig gibt's keinen beſſeren Halt für unſereinen. Wenn das nicht geweſen wäre ... dann wär' ich verkommen in dieſen Tagen. Später einmal, wenn die Univerſitätsjahre hinter uns liegen ... dann gibt's andere Ideale, hoff ich ... Beruf ... und Vaterland ... und ſo was ... vielleicht auch ... Weib und Kind — für mich wohl kaum — aber hoffentlich für dich, wenn du klug biſt — und dich vor Enttäuſchungen hüteſt, über die man nicht hinwegkommt —"

„Aber Willy!"

„Wir... wir ſind dumme Jungen... Schüler ... Lehrlinge ... wir müſſen uns vorläufig mit einem Symbol der großen Lebensideale begnügen... und dies Symbol heißt uns ... Cimbria ... das

blau-rot-weiße Band . . . das iſt, ſcheint's mir, der tiefere Sinn von dem allen, was ich hier zwei Jahre lang getrieben habe . . . zwei Jahre lang, die ich nicht miſſen möchte . . . wenn auch vielleicht mancher denken mag, ſie ſeien verplempert und vergeudet . . . aber, was ſoll das Klugreden . . . da hinten kommt mein Zug . . . leb wohl, Werner . . . bleib mir gut . . ."

Und die Freunde küßten ſich . . . ein einziges Mal in ihrem Leben. Sie waren deutſche Jünglinge der neuen Zeit . . . der Zeit von Blut und Eiſen . . . die Dichter der Empfindſamkeit hatten ihre Kindheit begleitet . . . die Lehrer ihrer Jünglingsjahre hießen Korpsband und Rappier.

Und nun geſellten ſie ſich wieder zu den Korpsbrüdern. Alle Norddeutſchen führte der Zug hinweg. Papendieck, Dettmer, Böhnke, Klauſer würden nicht mehr wiederkehren. Ihnen galt's das Scheidelied zu ſingen.

Und wie vor wenig Tagen der Zug einen Toten aus der Mitte der Cimbria hinweggeführt hatte, ſo trug er jetzt eine Schar lebender Scheidender der Heimat zu. Ein Abſchied auch diesmal.

Aber Rührungstränen und ſentimentale Wehmut waren dieſer Jugend ausgetrieben worden in der eiſernen Zucht des Korps. Unter Witzen und Gelächter barg ſich, was die jungen Herzen tief bewegte . . . der Abſchied von den Freunden, vom

Korps, von der geliebten, wundervollen Heſſenſtadt ... von der Aktivität ... von einem erſten, herrlichen Abſchnitt der Jugendzeit ...

„Fertig!“ — „Fertig!“ — „Fertig!“

„Abfahren!“

Ein letztes Händedrücken ... bellend ſprangen die Korpshunde noch ein Stück dem Zuge nach ... blaue Mützen wehten und weiße Tücher ...

Und im letzten Augenblick trat da ein Paar aus dem Warteſaal, wo es verborgen des Augenblicks der Abfahrt gewartet hatte, auf den Bahnſteig ... der Mann hochgewachſen, gütigen, ſtrahlenden Auges ... das Mädchen in hellem Gewand, den Blick von unaufhaltſam ſtrömenden Tränen verſchleiert ... ſie winkte mit weißem Tuch, ihr Auge ſuchte einen, einen, an deſſen Lippen ſie vor wenig Wochen gehangen in erſter, keuſcher Seligkeit ...

Und hatte ihn doch verlaſſen ...

Da hatte auch er ſie erkannt ... ſtarrer Trotz ſchoß in ſeine Züge, und raſch trat er vom Fenſter zurück.

Da lehnte ſie ihr blondes Haupt an die breite Bruſt des erwählten, des glücklichen Mannes und weinte um den verlorenen Traum ihrer Jugend.

„Bemooſter Burſche zieh ich aus,
Ade!
Behüt dich Gott, Philiſterhaus!
Ade!

Zur alten Heimat zieh' ich ein,
Muß ſelber nun Philiſter ſein,
Ade, ade, ade.
Ja, Scheiden und Meiden tut weh!"

ſo ſangen, die da ſchieden und die da blieben.

— — — — — — — — — —

Ja, Scheiden und Meiden tut weh . . .

Und Marie Hollerbaum erkannte erſt in dieſem Augenblick, was ſie dahingegeben habe für immer... für alle Zeit . . .

— — — — — — — — — —

Und nun ſaß auch Werner im Coupé. Er fuhr allein und dankte das dem Geſchick. Zu viel ſtürmte durch ſein Herz . . . es wäre ihm ſchmerzlich geweſen, dieſe Scheideſtunde mit einem andern teilen zu müſſen, ſie zu entweihen durch gutgemeintes, doch alltägliches Geſchwätz.

Der Zug umkreiſte in weitem Bogen die Stadt da drüben am Berge. Vor wenig Monden hatte Werner, von Verehrungsſchauern ſeligbang umwittert, dies wunderſame Bild zum erſten Male erſchaut. Vor wenig Monaten . . . war's möglich?

Damals war's ein wunderſames, doch fremdes Bild geweſen . . . nun war jedes Fleckchen beſeelt von Erinnerungen an ungeheure, grundſtürzende Erlebniſſe ſeiner Seele . . .

In ernſter, gleichgültiger Erhabenheit thronte droben das Schloß; Jahrhunderte waren an ihm

vorübergezogen ... Völkergeſchicke, Weltgeſchicke... und Millionen, Millionen von Einzelſchickſalen... Millionen von Herzensgeſchicken ... es ſtand und ſtand in ſeiner braunen Unnahbarkeit ...

Und länger noch ſtanden und grünten die Berge, die Werners Jugendträume umſchloſſen hatten, wie die der andern tauſend, die gekommen waren in dieſem Sommer und nun auseinanderflogen in ihre Heimat ...

Und da unten blühte Sankt Eliſabeth, die unverwelkliche Wunderknoſpe ...

Und um den Berg herum, ins Tal hüben und drüben hinein und hinunter, alle die alten, alten Häuſer, die ſpitzen Giebel, die winzigen Fenſter ...

Da oben flatterte Cimbrias Panier, für das er nun auch zum erſten Male ſein Herzblut vergoſſen...

Dort unter dem ſteilen Dache des Anatomiegebäudes hatte das tote Lenchen gelegen ... und dann ein paar Wochen ſpäter ihr toter Liebſter ... der Vater ihres Kindes ...

Seine drei lebendigen „Bälger“ aber ... wo mochten die herumkrabbeln?!

Auch dort hinten irgendwo ...

Und dort... in einem der kleinen Häuschen... da weinte die ſchöne Roſalie ... da harrte der arme Simon Markus des Richterſpruchs ...

Erinnerungen — Erinnerungen überall ...

Nun wandte ſich der Zug, und die Südſtadt

tauchte auf. Der Dammelsberg . . . Fanfahrengedröhn und Geigengequiek, ein scharfer, doppelter Pistolenknall . . . dies alles wurde wach . . . das alles war aufgezeichnet in Werners Hirn, unauslöschlich . . . unvergeßlich . . .

Und unter jenen Bäumen im Tale lag Ockershausen . . .

„Fertig!"

„Los!"

Krach — krach — krach —

„Halt!"

„Halt!"

Vorbei — vorbei . . .

Und rasch entfloh der Zug... rasch verschwamm das Bild . . . so war es vor wenig Monden zum ersten Male vor des Knaben Augen aufgetaucht... so schwand es nun . . . geheimnisvoll . . . deutungstief . . .

Das Schicksal, das Erleben eines einzigen, kurzen Sommers . . .

Und in Werners Seele quoll ein warmes, tiefes, heiliges Empfinden empor . . . ein glockenfeierliches Dankgefühl . . .

Das war das Leben... nun war er eingetreten in seine Tempelhallen . . .

Becherklang und Pistolenknall, brünstige Küsse und wilde Verzweiflungstränen, wüste Zechgelage und friedliche Waldeseinsamkeiten, ekle Buhlschaft

und erhabenes Liebesentsagen . . . Jauchzen und Totensang . . . Lust und Weh . . .

Das war eingeschlossen in diesen kurzen Monden . . . das alles hatte er erlitten und erfahren, fühlend geschaut und fühlend durchlebt . . .

Oh, Leben, Leben — heiliges, herrliches, grausiges, mächtiges . . . heiliges, dreimal heiliges Leben —!!

Und doch . . . war denn dies alles schon das Leben selbst gewesen?!

Das wirkliche, wahre, eigene Leben?!

Und die Liebe, die ihn und jene andern, seine Freunde, seine Brüder, gefoltert und entzückt, durch eine Welt von Brünsten und Ängsten, Küssen und Tränen, Seligkeiten und Todesschauer gejagt . . . war das schon die wirkliche Liebe gewesen?!

Ein Knabe, des Lebens unkund, war er gekommen . . . ein Wissender kehrte er zur Heimat, sollte er heut abend vor das forschende Vaterauge treten, ausruhen in gläubigen Mutterarmen . . .

Ein Wissender — aber nicht doch ein Knabe noch?!

War nicht am Ende dies alles, Leben, Liebe, Leid . . .

— War das alles nicht am Ende doch nur ein Vorspiel gewesen?!

Eine furchtbar ernste Vorbereitung, aber doch eben nur eine Vorbereitung?

Ein mächtig ergreifendes Vorſpiel, ein Vorſpiel, das Ungeheures, Hochherrliches ankündigte... aber eben doch nur ein Vorſpiel?!

Fern, fern ahnte Werner ein anderes, ein volleres, ein erſchütternderes Erleben . . . das wahre Leben . . . die wahre Liebe . . . das wahre Leid.

Das alles würde kommen, wenn er ein Mann geworden ſein würde . . .

Ja, ein Mann! Das wollte er werden... das gelobte er ſeinem Bande da um ſeiner Bruſt, ſeiner jungen Burſchenwunde, allen gewaltigen und heiligen Erinnerungen dieſer vergangenen Monde . . .

Dem teuren Bilde der geliebten Eltern daheim —

Elfrieden, dem Idol ſeiner Knabenjahre . . .

Und ſich ſelbſt, ſeiner bebenden, weinenden, erſtarkenden, werdenden, jauchzenden Seele . . .

Ja, ein Mann werden! —

Das Vorſpiel war zu Ende . . .

Und über das Erinnern dieſes übergewaltigen Vorklanges hinweg grüßte der Knabe Werner die Zukunft ſeiner Seele . . .

Grüßte das kommende Glück, das kommende Leid . . .

Grüßte die wahre Liebe . . . das wahre Leben.

Verlagsanzeigen

Walter Bloems Werke:

Das eiserne Jahr

Roman

Mit farbiger Umschlagzeichnung von Th. Rocholl

121. bis 130. Tausend

Preis geheftet M. 5.—, gebunden M. 6.—
Jubiläumsausgabe (100. Tausend) in Wildleder geb. M. 8.50

Volk wider Volk

Roman

Mit farbiger Umschlagzeichnung von Ernst Heilemann

101. bis 110. Tausend

Preis geheftet M. 5.—, gebunden M. 6.—
Jubiläumsausgabe (100. Tausend) in Wildleder geb. M. 8.50

Die Schmiede der Zukunft

Roman

Mit farbiger Umschlagzeichnung von Th. Rocholl

101. bis 110. Tausend

Preis geheftet M. 5.—, gebunden M. 6.—
Jubiläumsausgabe (100. Tausend) in Wildleder geb. M. 8.50

Alle 3 Bände in Halbleder gebunden zusammen M. 20.—

Sommerleutnants

Die Geschichte einer achtwöchigen Übung

8. Tausend

Preis broschiert M. 4.—, gebunden M. 5.—

Grethlein & Co. G. m. b. H. Leipzig

Walter Bloems Werke:

Sonnenland

Roman

5. Tausend

Preis broschiert M 4.—, gebunden M. 5.—

Das lockende Spiel

Roman

6. Tausend

Preis broschiert M. 4.—, gebunden M. 5.—

Der neue Wille

Schauspiel in vier Akten

Preis broschiert M. 2.—

Der Jubiläumsbrunnen

Schauspiel in vier Akten

Preis broschiert M. 2.—, gebunden M. 3.—

Vergeltung

Schauspiel in drei Akten

Preis broschiert M. 2.—, gebunden M. 2.80

Grethlein & Co. G. m. b. H. Leipzig

Das jüngste Gericht

(Der Paragraphenlehrling)

Roman

34. Tausend

Preis broschiert M. 4.—, gebunden M. 5.—

Ein gesunder Idealismus spricht aus dem Werk, das nicht nur dem Juristen willkommen sein kann, sondern auch von dem beachtet werden wird, dem die Gesundung unserer Rechtsverhältnisse am Herzen liegt. Die in dem Roman gezeichneten Zustände bilden gewissermaßen ein Pendant zu der Kritik, die Beyerlein in seinem „Jena oder Sedan" vor einigen Jahren an unseren militärischen Verhältnissen übte.

Hamburger Wochenblatt.

Lebensprudelnd ist vor allem die Schilderung der bergischen Eisenindustrie mit den kernigen, bodenständigen Gestalten der Arbeitgeber und Arbeitnehmer, die beide gleichermaßen die gemütlichen Laute des Wuppertaler Niederdeutsch erklingen lassen. Berliner Tageblatt.

Bei der Liebesgeschichte erfreut wiederum die Lebenswärme, mit der die besondere, etwas spießbürgerliche und patriarchalische, aber auch wieder behagliche, anziehende Art des bergischen Bürgertums in der Familie und in der Geselligkeit zur Geltung gebracht wird. Auch die industriellen Arbeiterverhältnisse beherrscht Bloem, und er zeichnet sie mit großer Anschaulichkeit und lebhafter Bewegung; so wirkt namentlich die Schilderung der technischen Versuche mit einem neuen Stahlverfahren nichts weniger als trocken, sondern dramatisch lebendig. Wir haben ein ausgezeichnetes Buch vor uns, das voll aus dem Leben geschöpft ist und Zeugnis einer echten Gestaltungskraft gibt. Der „Paragraphenlehrling" darf sich neben das bekannte Buch Rudolf Herzogs, des engeren Landsmannes Bloems, „Die Wiskottens", ebenbürtig stellen. Kölnische Zeitung.

W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S. 14.

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

PT
2603
L6K7
1910

Bloem, Walter
Der krasse Fuchs

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 07 06 08 017 5